Angenehme Beschäftigungen in der Einsamkeit,

oder

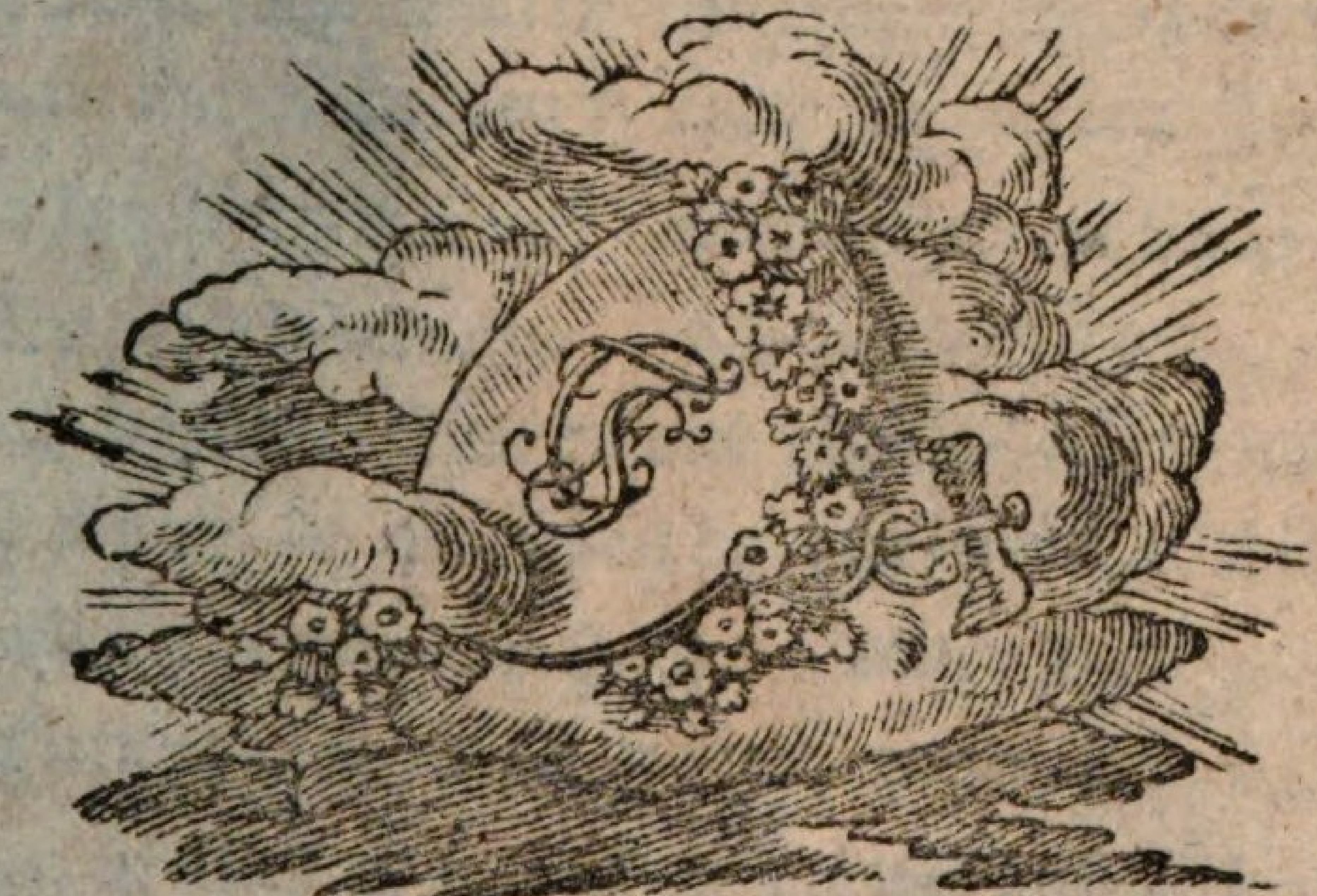
auserlesene

Anekdoten,

gesammlet

von * * *

Dritter Theil.



Leipzig,
bey Carl Friederich Schneidern.
1782.

Was ist die Geschichte? — der Spiegel des menschlichen Lebens — Ist diese Erklärung wahr, wie manchmal ist nicht dieser Spiegel beflekt und verdunkelt worden? man schlage die Jahrbücher aller Nationen auf, was lehren sie uns? daß in allen Jahrhunderten, bey allen Völkern, eine Menge gekrönter Thoren und glückliche Bösewichter gewesen sind — wir sehen da eine lange unabsehbare Gallerie verewigter Helden, unter dem Purpur, dem Ordensband, dem Helme, denen ein redlicher Bürger ähnlich zu seyn erröthen würde! kleine Tyrannen — noch kleinere Sclaven — aufgeblasene Despoten, die, wären sie nicht Könige gewesen, nichts gewesen wären, auf der einen Seite — Auf der anderen eine verächtliche Heerde verdümmerten Pöbels, zu niederträchtig um frey, zu unbändig um

Sclave zu seyn — verwegene Aufrührer, die sie, sind sie glücklich, zu unsterblichen Helden, sind sie unglücklich, zu schwerdtwürdigen Mißethätern macht — blutige Kriege, ungerechte Eroberungen, gebrochene, so bald als errichtete Friedensschlüsse, wilde Empörungen ohne Absicht, ohne Ursache, unmenschliche Königsmörde, Todesstrafen, vor denen die Menschheit zurückbebt, unter ihrer eigenen Grösse zertrümmerte Staaten, von Menschenblut rauchende Altäre, unter der Larve der friedsamsten Religion ermordete Nationen, dieses sind die reitzenden Gegenstände, mit denen uns die alte und neue Geschichte haufenweis beschäftiget — und was soll die Frucht dieser erhabenen Wissenschaft seyn? uns zu lehren, daß die Tugend allein uns glücklich, das Laster uns unglücklich mache — dafür zeigt sie uns beynahe immer einen redlichen Mann, gegen zehen Bösewichter im Triumphe! eine tugendhafte Johanna Gray, die Schülerin des Plato, begleitete sie bis zum Blutgerüste, einen wohlthätigen findet sie der Krone beraubt, eine Maria, und ein Cromwell herschen — wie viel füglicher könnte man sie nicht die Wissenschaft des menschlichen Elendes nennen?

Freylich blickt hier und da ein wohlthätiger Monarch, ein glücklicher Staat, eine erhabne Handlung wie ein Wetterstrahl durch das schwarze Gewölk von Greueln und Scheusaalen, die sie umringen, hindurch

durch? Allein wie geschwind wie flüchtig hüpft der große Haufe der Geschichtschreiber, gleich als glitschte er über glühende Kohlen, darüber hinweg? — Kann etwas natürlichers seyn? so wie der Pöbel, verweilen sie sich lieber bey dem blutigen Schauspiel einer Schlacht, oder eines Sieges, um sich und andere in einen unfruchtbaren Schrecken, oder in ein dummes Erstaunen zu versetzen — Ueberdas blenden die Laster mit einem ungewöhnlichen Glanze, die Tugenden hingegen strahlen ein sanfteres schwächeres Licht, jedem Auge unsichtbar als dem Blicke des spührenden Weisen.

Und wie theuer muß nicht meistens ein glücklicher Staat, ein guter Monarch erkauft werden? das unglückliche Rom muß sich zuerst durch drey verheerende Triumvirate hindurchschwingen, bis es endlich nur ein Augustus beherscht, der ihm den blosen Schatten seiner vorigen Freiheit zu lassen großmüthig genug ist? wie lange muß es nicht hernach unter einem argwöhnischen Tiberius, unter einem unmenschlichen Calligula, unter einem hirnlosen Claudius, unter einem blutdürstigen Nero u. s. w. seufzen, bis wieder ein Vespasian, ein Titus seinem entweyhten Tron besteigt, kaum aber vergönnt diesem ein günstigeres Schicksaal drey Jahre das Diadem, so fordert eine andere Welt ihr besseres Recht auf den großen Mann, der ieden Tag sei-

nes Lebens, den er nicht mit einer edlen Handlung krönte, für verlohren hielt, und den sein Volk die Wollust des menschlichen Geschlechtes nannte — Ein Tiberius — ein Nero hingegen beherschen sieben und dreysig lange Jahre mit eisernem Scepter die Welt. Frankreich hatte von Philipp von Valois an bis auf Ludwig den XV. sechzehn Könige und darunter einen einigen Heinrich IV. Wie menschenfeindlich, wie niedergeschlagen muß nicht das Studium der Geschichte jede menschliche Seele machen, und ist eine Wissenschaft die uns unsere Brüder hassen, oder verachten lehrt, die Mühe der Erlernung werth?

Wie unendlich reitzender ist es nicht einer für das Wohl ihrer Mitgeschöpfe warmen Seele in den Werken liebenswürdiger Dichter, in den süssen Früchten der Einbildungskraft Bodmers, Geßners Richardsons, ihre erste Bestimmung wieder zu fühlen? aus dem eisernen Weltalter in das sie ihr Schicksaal geworfen, plötzlich in die goldnen Zeiten Saturnens und Rheens verpflanzet zu werden auf einmal so zu sagen, in einem Elysien zu leben, wo in höchst möglichem Grade die poetische Gerechtigkeit herschet; wo sich in strohenen Hütten und in einem leinenen Kittel gekleidet, die wahre Glückseligkeit, die man umsonst an den Höfen und in den Städten Europens sucht, und die man bald ganz

aus unserer Welt verbannt zu seyn glauben sollte, weißt, wo kein Gold, kein Diadem, kein Purpur das menschliche Elend und die Foltern des Gewissens verlarvet, wo die Tropheen des Bösewichts in Ketten, und die Fesseln des Weisen im leichte Blumenkanäle verwandelt, wo der Berge Eisen nicht mehr zu Schwerdtern und Säbeln, sondern zur Pflugschaar und Hacke gebraucht wird!

Unser Leben ist so kurz, der Freuden desselben sind so wenig, des Kummers so viel, daß bey dem ersten Anblick der meisten Menschen Bestimmung nur scheint, zu leiden und zu sterben; warum soll ich mir also nicht durch die Vergnügungen der Einbildungskraft die Bitterkeit desselben zu versüssen, und sein Leeres auszufüllen suchen, wie unermeßlich weit ist nicht der Empfindungskreis unangenehmer, wie eng der Empfindungskreiß angenehmer Rührungen — und ich sollte durch meine Lectur ihn noch mehr zu verengeren suchen? zu dem Ungemach und Elend der würklichen Welt, an das ich mit jedem Schritte stoße, soll ich noch den Jammer vergangener Zeiten, die Schandthaten entfernter Nationen, die Thorheiten meiner Voreltern hinzufügen? welche Tollheit! bin ich nicht glücklicher sie nicht zu wissen? hieße das nicht meiner Einbildungskraft, des schätzbarsten Geschenks des Himmels mißbrauchen? Warum empfing ich sie, um auf

ihren Flüglen leichter und sicherer noch, als an der Hand der Philosophie zu dem Tempel des Glückes mich zu schwingen? Ist es nicht die blosse Phantasie die mir die wenigsten Freuden dieses Lebens allein zu würklichen Freuden macht? — meine frostige Vernunft in einen sanften Schlummer begräbt, und iede Freude durch eine Menge verschiedener Schattierungen und Nebenbilder erhöhet? ist es nicht die bloße Einbildungskraft, die in mir iede angenehme Empfindung ausdehnt, und ihr in meinem Herzen eine gewisse Dauer und Festigkeit gibt? ist nicht sie allein es, die mir wie eine gutthätige Fee, plötzlich da, wo Dornen und Disteln wachsen, ein neues Tempe schafft, wenn die sandichte Wüste dieser würklichen Welt, Aug und Füße ermüdet? Wenn mir aber ein unschuldiger Traum mehr Wohllust gewährt als die Wahrheit, ist es ein Verbrechen, mich ihm vorzüglich zu überlassen? scheint es nicht Klugheit und Pflicht wenn ich auf meiner Pilgrimschaft durch diese Welt, mich am liebsten in den Gefielden verweile, wo ich die vollkommenste Ordnung der sinnlichen Gegenstände, und in dieser Ordnung selbst die schönste Verschiedenheit und Abwechslung erblicke? was seh ich aber in mancher Geschichte? gerade das was in dem gesellschaftlichen Leben — Verwirrung, Widersprüche und Verbrechen — Ich will zwar nicht behaupten, daß dieses allein der Fehler der

Geschichte, und des menschlichen Geschlechts sey, es ist meinem Herzen süsser alle Schuld nur auf gewiße Geschichtschreiber zu werfen — und in der That wie sehr unterscheiden sich nicht sonderlich in diesem Stücke unsere neueren Geschichtschreiber von den alten. Wenn wir die Geschichte der Griechen und Römer lesen, weißt uns nicht jedes Blatt derselben eine edle und erhabene Handlung — an der nicht etwann nur die Faust, oder der Verstand, sondern allein das Herz Theil gehabt hat. Salust und Tacitus hielten es nicht zu gering, auch einzelne dunkle Privatpersonen bisweilen auf die Scene zu bringen, daher sind ihre Schriften nicht nur für den Forscher und für den Gelehrten, sondern zugleich für den Menschen — Bald fällt uns da die große Handlung eines gemeinen Soldaten, bald die edle Gesinnung eines schlechten Bürgerweibes — oder eines verachteten Sclaven in die Augen; so klein diese Züge scheinen, so wichtig sind sie zu der Geschichte der Menschheit, für den beobachtenden Blick des Philosophen. Wenn wir die alten aus solch einzelnen Handlungen beurtheilen wollten, schiene es uns nicht, als hätte damals ein ganz anderes Geschlecht von Menschen gelebt, dessen Geist und Herz das unsrige eben so weit übertroffen hätte, als die Cörper unserer Ahnen die unsrigen übertrafen — Bald möchte man mit — Fontenellen fragen, wa-

ren zu iener Zeit die Bäume auch grösser und schöner als jetzo? Nein, Gehirne, Herzen und Bäume sind vielleicht jetzo so gros als damals, noch leben vielleicht in dem gleichen Winkel der Erde Leute, die in Reden und Handlungen mit den größten Männern des Alterthums zu paare gehen könnten? Wessen Fehler ist es also — wenn sie nicht wie ehdem die gleiche Rolle spielen — bisweilen der Fehler der Zeiten und Umstände — meistens aber der Fehler der Geschichtschreiber, diese halten sich meistens nur bey den hervorstechenden großen Begebenheiten auf — die auf den allgemeinen Zustand der Länder und Nationen einen Einfluß haben, wie selten aber haben diese einen besondern Einfluß auf die Sittlichkeit, denn eben diese großen Veränderungen sind eher Folgen als Ursachen derselben, sie zeigen uns immer den Menschen auf dem Throne, im Helme im Staatskleide, gleich als ob die Tugenden, wenn sie nicht im Cothurne, und auf der großen Schaubühne der Welt, sondern nur in einer Strohhütte oder Handwerksbude erscheinen, aufhörten, Tugenden zu seyn. Veränderen etwann die Leidenschaften und Empfindungen ihre Natur in dem groben Gewande des Bauern? Man schlage die meisten unserer neuen Geschichtschreiber auf, haben sie nicht so wie die Philosophen ihre vorgefaßten Systemen — Sie schreiben von einem Monarchen, ihre Einbildungskraft gibt ihm einen selbstbeliebigen Cha-

rakter — nach diesem schmieden sie alle ihre Reden und Handlungen zu — meistens ist das die einzige Person welche sie schildern, mühsam und weitläuftig beschreiben sie seine kleinsten und unbedeutendsten Thaten, und meistens mahlen sie sie noch mit falschen Farben — kurz, allenthalben blenden uns Könige und Helden. Bald möcht' ich in der Geschichte, wie ein zweyter Diogen auf dem Markte mit der Laterne einen Menschen suchen. Sind denn die stillern häuslichern Tugenden des Gatten, des Freundes, des Hausvaters in dem bürgerlichen Leben so gemein, daß wir darzu gar keine Muster, gar keine Ermunterung mehr nöthig haben? oder halten uns diese erhabenen Schriftsteller nicht vielleicht für erwachsene Kinder, deren Einbildungskraft um sie zu ergötzen, mit Wunderbarem und Riesenmäßigem angefüllt werden muß — und wo nicht viel daran gelegen ist, wenn ihr Herz gleich leer und öde bleibt?

Rauben sie aber nicht eben dadurch der Geschichte ihren wesentlichsten moralischen Nutzen? daß ein Held große Handlungen verrichte, überrascht mich nicht, ich erwarte — seine Geburt, seine Erziehung seine Umstände, sein Ehrgeitz, sein Eigennutz, vielleicht schlechtweg die Nothwendigkeit bewogen ihn dazu. Dieß ist die Rolle, die er in der Welt zu spielen hat, das Loos, so ihm zugefallen ist — al-

lein

lein, daß aus einer gemeinen Seele, in einem Sterblichen, auf den der grosse Hauffe der Menschen mit Verachtung, oder Gleichgültigkeit herabsieht, weil er durch nichts als seine Verdienste hervorsticht, erhabene Empfindungen, und große Handlungen entspringen, da gibt sich die Natur selbst, die sie allein hervorgebracht hat, einen lautern Beyfall, und die Menschheit gefällt, und bewundert sich in Beyspielen, die sie adlen — Wieviel mehr Eindruck macht nicht die stille Größe so dunkler Tugenden, die mit der größten Einfalt erzählt sind, auf den Verstand und das Herz, als der Pomp, und die Würde der heroischen Sitten? Woher dieser lebhafte Antheil den alle empfindliche Seelen an dem Schicksaale einer Julie und Clarisse nehmen? woher als von dem unwiderstehlichen Reize der Tugend, von dem mächtigen Rufe der Natur unserer ersten Bestimmung? wie weit reizender muß aber nicht die Wahrheit selber seyn, wenn sie mit allen Grazien der Erdichtung geschmückt ist? Hätte eine solche Geschichte, wo sich die Menschlichkeit alle Augenblicke in so viel verschiedenen und rührenden Gestalten zeiget, um zu gefallen, noch des Flittergoldes des Wunderbaren nöthig? Würden nicht Beyspiele von Leuten, die mit uns gleichen Standes, gleichen Ranges sind, unsere Eigenliebe weit lebhafter intereßiren als Beyspiele der Helden

und

und Könige, würde das billige Lob, so man ihren Handlungen beylegt, nicht das Ziel seyn, nach dem wir uns, aus allen unsern Kräften bemühten zu ringen, würde der Gedanke, daß Tugend und Großmuth in allen, selbst in den niedrigsten Ständen der Gesellschaft, Helden zeugen können, uns nicht die mächtigste Ermunterung seyn, solche zu werden?

Von welch einem ausgedehnten Nutzen kann nicht auch diese Art die Geschichte zu behandlen für die Kinderzucht seyn — für Kinder, für das schöne Geschlecht, ist die Geschichte eine bloße Uebung des Gedächtnisses, ein fruchtloser Gegenstand einer eiteln Neugierde — man lernt sie, und vergißt sie mit der gleichen Leichtigkeit wieder, und was würde sie dieser Art von Leuten nützen? Sind Kinder, sind Frauenzimmer mit den Sorgen der Regierung der Staaten, mit der Gesetzgebung — mit den Angelegenheiten einer Nation beladen? oder werden sie sich iemals in so großen und glänzenden Situationen befinden, wo die Augen eines ganzen Volkes auf sie gerichtet sind, wo ihnen die allgemeinen Züge der alten und neuen Geschichte zu Beyspielen dienen, und sie in ihrer Aufführung leiten können? Ist aber ohne den Nutzen der persönlichen Zueignung die Geschichte etwas anders als eine für das Herz ganz todte Wissenschaft? Die Fabel ist ihrer Neigung weit angemeßener, ihrer Aufmerksamkeit würdiger —

denn

denn Lügen gegen Lügen gebe ich doch den angenehmsten, den sinnreichsten den Vorzug. —

Hingegen die practische Geschichte, die Geschichte (wenn ich anders mich so ausdrücken darf) im Nachtgewande, die Geschichte des Privatmanns, des Bürgers, die ihnen nur Tugenden mahlt, ohne ihnen von den Lastern mehr als einen flüchtigen Begriff zu laßen, ist, dünkt mich, gerade das Studium der Jugend, die Wißenschaft des Herzens, sie allein vereint bey ihnen die Grazien der Erdichtung mit den Vortheilen der Wahrheit, allein auch in dieser Lectür sollte man sie niemals sich selbst, und ihrer eigenen Einbildungskraft überlaßen. Ich kenne die Weichlichkeit und Flatterhaftigkeit des iugendlichen Herzens; ich weiß, wie gern und wie flüchtig es von einem Gegenstande zum andern hüpft, wie leicht es über alle hinwegglitscht, und nur die Oberfläche der Gegenstände berühret — Niemals sollte man ihnen also auch selbst die wohlgewählteste Sammlung solcher Beyspiele, ohne Aufsicht eines Vatters, Gatten, oder Lehrers in die Hände geben, wenn ein Knabe auch nur ein wenig Enthousiasmus (den wahren Keim einer erhabenen Seele) in seinem Busen nähret, und hinter eine solche Geschichte edler Handlungen kommt, wie sehr wird ihn die Neuheit die Reize der Erzehlung, der Glanz dieser Tugenden rühren? Wie ein hungriger Gast wird er ohne

irgend eine Tracht zu verdauen, so lang ihm sein Autor auftischet, immer fortessen, oder besser zu sagen, verschlingen, bis er sich zum Eckel satt gegessen, und am Ende entweder gar nicht mehr wissen, was er für Nahrung genossen hat, oder wenn die Helden würklich einigen Eindruck auf ihn gemacht haben, so wird er alle zerstreute einzelne Eigenschaften derselben blindlings in sich vereinen, und zugleich Alexander und Phocion, Cato und Alcibiades, Aristides und Epaminondas seyn wollen — Das Amt des Lehrers, des Vaters, des Gatten, ist es also, diese Speise dem Verdauungsvermögen ihrer Schüler zuzubereiten — der sanften, zärtlichen Seele, die Züge der Freundschaft und Menschenliebe, des Starken und Mannlichen, die Handlungen des Heldenmuths und der Ueberwindung seiner selbst, der Stolzen und Edeln, die Thaten der Grosmuth des Mitleids u. s. w. aufzutischen.

Vor einem Jahr hoffte ich meine schon lang gethanen Wünsche in Erfüllung — und meine unreifen Entwürfe glücklich ausgeführt zu sehen, da in Paris ein Dictionaire historique d' Eduation in zwey Duodez-Bänden erschien, allein wie bald fand ich mich nicht in meiner angenehmen Erwartung betrogen, da ich unter diesem glänzenden und vielbedeutenden Titel mehr nicht als eine unverdaute

te geschmacklose Sammlung von Einfällen fand — freylich bisweilen auch hervorstechende Züge der Großmuth, Menschenliebe, und anderer Tugenden, allein in einem Haufen von Bonsmots, Narrenpossen, unreifen Scherzen, Zweydeutigkeiten aus der alten und neuen Geschichte, ohne Wahl und Absicht hinausgerissenen Anekdoten erstickt, bey denen der Herausgeber (so wie bey den meisten Sammlungen von dieser Art) anders nichts gethan hat, als was er gelesen und zusammengeschmiert hat, nach alphabetischer Ordnung in besondere Artikel zu bringen.

Wie viel erhabnere und rührendere Handlungen, als die, so die Geschichte in den Jahrbüchern der Nationen verewiget, bleiben durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit der Geschichtschreiber in der Vergessenheit? Sollte man nicht bald glauben, nur die Laster hätten das Recht unsterblich zu werden, die Tugenden wären bestimmt, mit denen so sie ausgeübt haben, zu sterben?

Traugiger Gedank! (*) „Ist denn ein sichereres „Mittel, die schönen Handlungen zu vervielfältigen, als sie kund zu machen? Das vornehmste „Geheimniß der guten Staatskunst, so wie der gesunden Philosophie, ist, die Eigenliebe zum besten

„der

(*) Voyés les tableaux pag. 43.

„der Menschlichkeit mitwürken zu lassen. — Mit „Ehrensäulen und Blutgerüsten läßt sich alles er„zwingen, und ich glaube zur Ehre unsers Ge„schlechts, daß in einem Staate, wo die Ehren„säulen, weder durch ihre Urbilder verächtlich ge„macht, noch denen, die derselben werth wären, „verweigeret würden, bald die Blutgerüste über„flüssig wären."

O wie viel Gutes würde entstehen, wenn sowohl die Wissenschaften, als die nachahmenden Künste mit den Gesetzen, einmal sich vereinten, die Tugend liebenswürdig und das Laster häßlich zu machen. Dem Philosophen stehet es zu, sie darzu einzuladen, und mit lauter Stimme dem Dichter, dem Mahler, dem Geschichtschreiber, zuzurufen. „Männer von Genie, warum hat euch der Himmel damit begabet, die Tugend macht den ersten Anspruch auf eure Talente — ihr gehört euer Genie zu — dehnet ihre Herrschaft auf der Erden aus!" —

Die Geschichte praktisch zu machen, indem ich edle Handlungen aus dem Staube, indem sie der Undank der Menschen vergraben will, hervorziehe, ist also der Entzweck dieses Versuches. — Schöne Reden u. bloße Züge des Verstandes darf man darinnen nicht suchen, so wenig als man eine chronologische,

oder philosophische Ordnung darinn erwarten darf, ich habe sie, um mehrerer Mannigfaltigkeit willen, so wie ich sie las, zu Papier gebracht.

* * *

Wie viel Aufsehens hat nicht in der alten Geschichte die Freundschaft eines Orests und Pylades gemacht? durch eine neuere Begebenheit biete ich diesem Paare, und allen enthusiastischen Beyspielen einer unzertrennlichen Freundschaft trotz — doch, um noch erhabener zu scheinen, sollte vielleicht meine Geschichte einige Jahrhunderte älter, und von einem Livius oder Thucidides, in einer klassischen Sprache erzählt worden seyn.

Mein Held ist ein Türk, ein Unchrist, doch wie man sehen wird, ein ehrlicher Mann, ob er gleich im Krieg als ein Seeräuber, groß geworden ist. Der Ritter Forbin erzählt in seinen Nachrichten, daß, als Algier von einer französischen Flotte bombardirt worden, sich folgendes zugetragen habe. — Die Algierer waren wegen des Schadens, den sie durch das Bombenwerfen leiden mußten, auf die Franzosen so erbittert, daß sie alle gefangene Franzosen, durch die Kanonen nach der Flotte schoßen. Unter diesen Gefangenen war ein französischer Schiffs-Capitain; dieser ward vorgeführt und angebunden, und sollte eben weggeschoßen werden, als

als ein anderer dabey stehender Türk ihn erkannte, dieser ist vordem des Capitains Gefangener gewesen, und von demselben sehr gütig aufgenommen und wieder losgegeben worden. Der Türk erinnerte sich der ehemals genoßenen Güte, und bat für den Gefangenen; der Herr desselben war unerbittlich. Der Türk erbot sich den Gefangenen zu kaufen, um welchen Preiß es seyn möchte, allein er konnte nichts erhalten. — Als nun der Gefangene sollte abgeschossen werden, so umarmte ihn der Türk, schloß sich fest um ihn herum, und rief dem Kanonier zu: „Zünde los! ich will mit meinem Freunde sterben, dessen Tod ich nicht verhindern kann.“ Dieser Anblick rührte die Umstehenden, und der Gefangene ward mit Gewalt erlediget.

* *
*

Ein junger Mahler, der ein Deutscher von Geburt war, langte in Modena an, es mangelte ihm an allem, und er bat einen Scheerschleifer ihm ein kleines Nachtlager um einen sehr geringen Preiß, oder wenn es möglich wäre, um nichts zu verschaffen. Der Handwerker, der unverheyrathet war, bot ihm die Hälfte des seinigen an. Man suchte für diesen Fremdling Arbeit, und findet keine. Sein Wirth läßt den Muth nicht sinken, er zahlt

für ihn, und tröstet ihn. Der Mahler wird krank, der andre steht früher auf, und geht später zu Bett, um durch seine Handarbeit destomehr zu verdienen, und folglich die Bedürfnisse des Kranken desto eher befriedigen zu können, der indessen seinen Zustand an seine Familie berichtet hatte. Des Nachts bewachte ihn der Handwerker, die ganze Zeit seiner Krankheit über, die ziemlich langwierig war, und bestritt allein alle nothwendige Ausgaben. Einige Tage nach seiner Genesung erhielt der Fremde von seinen Eltern eine ziemlich beträchtliche Summe Geld, und sogleich eilte er zu dem Handwerker, ihn zu bezahlen, und für seine Mühe zu belohnen. „Nein, (antwortete ihm sein großmüthiger Wohlthäter) ich werde nichts von ihnen nehmen; was ich für sie gethan habe ist eine Schuld, die sie gemacht haben, und die sie dem ersten ehrlichen Mann, der im Unglück ist, wieder entrichten müssen, ich hatte auch einem andern die gleiche Wohlthat zu danken, ich habe wieder bezahlt was ich empfangen habe, vergessen sie nicht das gleiche zu thun, sobald sich ihnen ein Anlaß zeigen wird."

* * *

Eine Begebenheit, die mich bis zu den Thränen gerührt, so vor wenigen Monaten in der militarischen

schen Schule in Paris geschehen. Ein Knabe der in dieser Schule war, begnügte sich viele Tage lang mit Suppe, trockenem Brod und Wasser. Der Oberaufseher des Hauses bekam von diesem sonderbaren Betragen Nachricht, und beschalt den Jüngling, weil er diese Aufführung einer übertriebenen und übel verstandenen Andacht zuschrieb. — Demohngeachtet fuhr der Schüler, ohne sein Geheimniß zu entdecken, immer fort. — Der Herr Paris du Verney, bey dem sich der Oberaufseher über diese Hartnäckigkeit beklagte, ließ den Knaben zu sich kommen, und machte ihm einige sanfte Vorstellungen, von der Nothwendigkeit, alles sonderbare Wesen zu vermeiden, und sich in allem den eingeführten Gebräuchen der Schule zu unterwerfen, u. s. w. Da er aber sah', daß sich der Knabe noch immer über die Ursachen seiner Aufführung nicht erklärte, war er gezwungen ihm zu drohen, daß, wenn er sich nicht bessern wollte, er ihn seinen Eltern zurückschicken müßte; „Nun mein Herr! (versetzte ihm der Knabe) „wenn sie durchaus die Ursache wissen wollen, warum ich so, und nicht anders handle, hier ist sie: In dem Hause meines Vaters aß' ich oft hartes, schwarzes Brod, und zwar sehr kleine Bissen, oft hatten wir nichts darzu als Wasser. Hier eß' ich gute Süpp, gutes weißes Brod, und habe so viel ich will, ich finde, daß ich eine sehr gute Tafel ha-

be, und der Eindruck, den das Andenken des Zustandes meiner Eltern auf mich macht, ist der einige Beweggrund, daß ich mich nicht entschließen kann, mehr zu essen, als ich schlechterdings zu meiner Nothdurft brauche." Die Empfindlichkeit und Standhaftigkeit des Knaben, preßten dem Oberaufseher der Schule und dem Herrn du Verney, Thränen aus. „Allein mein kleiner Freund! (fragte ihn Herr du Verney,) „Euer Vater ist lang in Diensten gewesen, hat er kein jährliches Gehalt von dem König?" „Nein, mein Herr! (versetzte der Knabe) „Er hat sich ein ganzes Jahr lang darum beworben, allein der Mangel an Geld hat ihn gehindert sein Vorhaben durchzusetzen, und er hat lieber in Elend leben, als in Versailles Schulden machen wollen." — „Wenn dieser Umstand so zuverläßig ist, (sagte Herr du Verney) „als er mir in euerem Munde scheinet; so verspreche ich euch, ihm ein jährliches Gehalt von fünfhundert Pfunden auszuwürken, indessen weil euere Eltern so wenig übriges haben; so wird sonder Zweifel auch euer Beutel nicht allzuwohl gespickt seyn — Da habt ihr für euer Taschengeld drey Guineen, die ich euch im Namen des Königs anerbiete, und was euern Vater betrifft; so will ich ihm die Hälfte des jährlichen Gehalts, dafür ich euch Bürge bin, daß ich es vom König auswürken werde, zum voraus schicken,"

wie

„wie wollen sie (unterbrach ihn der Knabe) „ihm dieses Geld übersenden? mein Herr!“ „Bekümmert euch darum nicht, mein kleiner Freund! ich werde schon Mittel und Wege finden,“ — „ganz gut, mein Herr! (erwiederte ihm der Knabe mit vieler Lebhaftigkeit) „weil sie eine so gute Gelegenheit wissen, so fügen sie diesem Geld die drey Guineen, die sie mir so eben zu geben die Gütigkeit hatten, bey. Hier habe ich alles im Ueberfluß, sie würden mir also unnütz seyn, hingegen wird sie mein Vater für seine andern Kinder sehr gut brauchen können.“

* * *

Anno 1709. schien die Natur aufhören zu wollen, die gütige Mutter des menschlichen Geschlechts zu seyn, die sie zu allen Zeiten war, indem sie die Hofnung des Landmanns betrog, dessen Saamenkörnchen schon alle in der Erde verdarben; das ganze Land empfand die unseligen Früchte einer allgemeinen Hungersnoth. — Der Herr Parlementsrath Sallo der sich immer nur von einem kleinen Lakeyen begleiten ließ, ward einst des Morgens vor Tage an der Ecke einer entlegenen Straße in Paris, von einem Menschen angehalten, der ihm eine Pistole an die Brust hielt, und ihm zitternd seine Geld-Börse absorderte. Es schien, als ob er selber den Schre-

 cken,

cken, den der, dem er dieses Kompliment machte, hätte empfinden sollen, von ihm entlehnt hätte. Herr Sallo antwortete ihm ganz gelassen: „ich werde euch nicht sehr bereichern, mein Freund! es sind nur vier Guineen darinnen; ich habe (versetzte der Dieb) nicht einmal so viel nöthig.“ Er nahm auch in der That nur eine einzige Guinee aus dem Beutel, den ihm Herr Sallo anbot, und dieser befahl seinem Bedienten in geheim ihm nachzufolgen. Der Lakey sah' sogleich den Dieb zu einem Becker gehen, von dem er Brod kaufte, und nachdem er drey bis vier Straßen durchkreuzt hatte, in einen Hausgang hineinschleichen, und von da bis auf das vierte Stockwerk hinaufgehen. Kaum war er in das Zimmer getreten; so sagte er zu seiner Frau und zu vier kleinen Kindern die ihm weinend entgegen liefen: „Hier habt ihr Brod, ihr zwinget mich ein Handwerk zu treiben, das mich bald an den Galgen bringen wird.“ Der kleine Lakey, der ihn auf den Zehen nachgeschlichen war, und mit vieler Geschicklichkeit seine Maaßregeln genommen hatte, um nicht bemerkt zu werden, gieng zu seinem Herrn zurück, und erzählte ihm was er gesehen und gehört hatte. Sogleich geht Herr Sallo selbst in diese elende Hütte hin, klopft an, und wurde, sobald man ihm geöffnet hatte, von der Scene, so ihm in die Augen fiel, äußerst gerührt. Eine kranke Frau, deren

Lumpen in Stücken zerfielen, und ihre Blöße kaum bedecken konnten; vier kleine, in Stroh, das ihnen zugleich für Bett und Kleider dienen mußte, begrabene Kinder, und den Hausvater dieser unglücklichen Familie, dessen Kleid die Armuth selbst bezeichnete. Er erkannte sogleich den Parlementsrath, wurde vor Schrecken todtblaß, warf sich zu seinen Füßen nieder, und bat um Gnade und Erbarmen. „Ihr könnt auf meiner Stirne lesen, (antwortete ihm Herr Sallo) „daß ich weit eher hieher gekommen bin, euch zu helfen, als euch zu beängstigen und zu plagen — beruhigt euch also, und sagt mir, was ist euer Handwerk? — „Ich bin (versetzte ihm der arme Mann) „ein Schuster; und da ich bey diesen harten Zeiten nichts mehr zu verdienen hatte, hab' ich alles, was mir übrig blieb, Betten, Kleider und Wäsche, Stückweise verkauft, um meine Frau und meine armen Kinder zu ernähren; und heut begieng ich Zeitlebens den ersten Diebstahl, Gott sey mein Zeuge, mehr um die Meinigen nicht vor Hunger sterben zu sehen, als um selbst nicht Hungers zu sterben. — Gott! wie sauer es mich ankam; wie lebhaft ich fühlte, daß ich für dieses Handwerk nicht gemacht war! gewiß, lieber Hunger gestorben, als es wieder gewagt!"— Der gerührte Parlementsrath konnte bey dieser Erzehlung sich der Thränen kaum enthalten, das Mit-

leid, von dem er durchdrungen war, setzte ihn selbst an die Stelle des armen Schusters, und teuschte seine Einbildungskraft. Er führte ihn mit sich weg, miethede ihm eine Bude und Herberge in seiner Nachbarschaft, kaufte für ihn, für Weib und Kinder, Kleider, Werkzeug und Leder, damit er sogleich zu arbeiten anfangen konnte, und lehnte ihm an Geld, so viel er bedurfte, um sein Brod mit seiner Handarbeit verdienen zu können. — Hätte Sallo nicht eine Ehrensäule verdient?

* * *

Helvetius kaufte die Herrschaft Vore, in dieser Herrschaft hielt sich ein gewisser Edelmann auf, Namens Vasseconcelle, er besaß darinn ein kleines Landgut, das mit Grundzinsen, die dem Herrschaftsherrn gehörten, ganz überladen war, und seit langer Zeit hatte er sie nicht abgeführt. Da Helvetius diese Herrschaft kaufte; so kaufte er damit auch alle Rechte auf die rückständigen Summen, die man derselben schuldig war. Die Beamten, um bey dem neuen Herrschaftsherrn sich einzuschmeicheln, unterließen nicht, alle Gebühren, die man ihm schuldig war, mit aller möglisten Strenge einzuziehen. Er war schon seit einigen Tagen in Vore angelangt, als sich Herr von Vasseconcelle bey ihm melden ließ, dieser

stellte

stellte dem Herrn Helvetius vor, daß die mißlichen Umstände seines Oeconomiewesens ihm seit vielen Jahren nicht erlaubt hätten, zu bezahlen, was er dem Herrn von Vore schuldig gewesen wäre. — Auch jetzo sey er nicht im Stande die ganze Summe zu entrichten, und würde, wenn man ihn darzu zwingen wollte, unfehlbar sein Vaterland mit dem Rücken ansehen müssen; er wolle sich aber anheischig machen, in Zukunft die Gebühren des laufenden Jahrs, und den Rückstand des vorigen, bis die ganze Summe getilget wäre, genau abzuführen, er fügte hinzu, wenn man mehreres von ihm fordern — und mit den Rechten fortfahren würde, man ihn ohne Rettung zu Grunde richtete, und bat den Herrn Helvetius, seinen Unterbeamten zu befehlen, daß sie in ihren Rechtstrieb einhalten sollten. „Ich weiß, (antwortete ihm Helvetius,) „daß sie ein redlicher Mann: aber nicht reich sind, zahlen sie mich in Zukunft wie sie wollen und können, und hier haben sie ein Zettelchen, das meine Beamten hindern soll, sie jemahls zu beunruhigen." Dieses Zettelchen war eine Quittung für alle Zinnsen auf immer. Der Herr von Vasseconcelle warf sich zu seinen Füßen, und rief mit der innersten Rührung aus: „Ey, gnädiger Herr! Sie retten meiner Frau und fünf Kindern das Leben." Helvetius hebt ihn wieder auf, umarmt ihn, spricht mit dem edelsten

und

und zärtlichsten Antheil von seinen Umständen, und überredet ihn ein jährliches Gehalt von tausend Pfunden von ihm anzunehmen, um seine Kinder, ihrer Geburt gemäß, erziehen zu können.

* *
*

Marivaux hatte ungefähr viertausend französische Pfund jährlicher Einkünfte, mit welcher Summe er sich in einen eben so angenehmen als gemächlichen Zustand hätte setzen können, wenn er weniger freygebig, weniger großmüthig, weniger empfindlich für anderer Unglück gewesen wäre, allein von dieser Summe widmete er seinen eigenen Bedürfnissen, nur funfzehenhundert Pfunde, dem Ueberrest widmete er den Bedürfnissen anderer. — Sehr oft sah' man ihn, um Leuten, die er kaum kannte, die entweder von unerbittlichen Schuldgläubigern verfolgt, oder sonst der Verzweiflung nahe waren, die Freyheit und das Leben zu erkaufen, dasjenige, so er zu seines Lebens Unterhalt unumgänglich brauchte, aufopfern. — Er verbarg aber seine Gutthaten eben so sorgfältig, als andern ihre Fehler, und verheelte seine eigene Bedürfnisse seinen Freunden. Fontenelle; sein geheimster Busenfreund, vernahm einst daß er krank wäre, und da er seine ausserordentliche

che Gutherzigkeit und Freygebigkeit kannte; so besorgte er, daß er nun vielleicht selber an etwas Mangel leiden möchte. Er eilte sogleich zu ihm hin, begehrte mit ihm allein zu reden, und sagte mit einem zärtlichen Händedruck zu ihm: „Mein Freund! in dem Zustand, in dem du dich jetzo befindest, kannst du sehr leicht etwas Gelds bedürfen. Freunde, wie wir sind, sollen nicht warten bis man von ihnen etwas fordern muß, eine zärtliche Freundschaft soll die Bedürfnisse derer, die man liebet, errathen. Hier ist ein Beutel mit hundert Guineen der zu deinen Diensten stehet. — Ich sehe sie an, als hätte ich sie wirklich empfangen, mein Freund! (versetzte **Marivaux**) mein Herz hat sich ihrer schon bedient, und ich gebe sie dir mit aller der Erkenntlichkeit wieder zurück, deren ein solcher Freundschaftsdienst würdig ist — Freunde, wie du bist, sollen solche Dienste ihren Freunden anerbieten; Freunde, wie ich bin, aber können sie, ohne die äusserste Nothwendigkeit nicht annehmen, und ich habe meine Natur von Jugend auf gewöhnt, sich mit wenigem zu vergnügen.“ Wer war in diesem Wettstreit an Großmuth und Zärtlichkeit größer — **Fondenelle** oder **Marivaux**? Wer ist der Bewunderung der Nachwelt würdiger: **Marivaux** der Mensch — oder **Marivaux** der Schriftsteller?

Neu=

* * *

Neulich las ich eine Anekdote von einem jungen dramatischen Dichter, (*) die in den Jahrbüchern der gelehrten Geschichte verewiget zu werden verdient. Dieser liebenswürdige Dichter verfertigte eine komische Oper, betittelt: die Meyerinn, oder der neue Wein. Die, ob sie gleich sehr niedlich geschrieben war, und viel reizende Scenen hatte, in Fontainebleau, wo sie zum erstenmal aufgeführt wurde, wenig Beyfall fand. Einer seiner Freunde bracht ihm sogleich die traurige Nachricht, daß seine Oper, mit schlechtem Erfolg, aufgeführt worden wäre; daß sie aber das ganze Publikum einmütig dem Herrn Dorat zuschriebe, weil man seinen Styl darinn zu entdecken geglaubt hätte. — „In diesem Fall (versetzte der junge Dichter) „ist es Zeit, daß ich mich als den Verfasser dieses unglücklichen Drama angebe, es wäre ungerecht, wenn ich diesem ehrlichen Mann einen so schlimmen Streich spielte:" und sogleich gab er sich öffentlich und freywillig für den Vater des verworfenen Kindes an. Wer von uns kennt den Schriftsteller Stolz, und findet dieses Opfer nicht theuer? Wie weit rühmlicher ist nicht ein so freyes Geständniß dem Herzen des Dichters, als der lauteste Beyfall seinem Verstande gewesen wäre?

Herr

(*) Von dem Marquis du Pezay.

* * *

Herr Fabre, ein ehrwürdiger Greis und ein Protestant, wagte es, in einer französischen Provinz (in Languedoc) seine Religion seinen Glaubensbrüdern zu predigen — ein Verbrechen, das in Frankreich nur mit der Galeer gebüßt werden kann. — Er wird verrathen, zur Galeer verdammt, und in dem Augenblick, da er mit andern Sklaven dahin gebracht werden sollte, dringt sich ein Sohn durch die Menge der Zuschauer hindurch, fällt vor dem Oberaufseher der Galeerensclaven auf die Knie, und sagt zu ihm: „Ich bin der Sohn dieses Greisen — Er ist schwach, kränklich und am Rande des Grabes, ich hingegen bin jung und stark, und kann solche Arbeiten verrichten und ausstehen, unter denen mein Vater erliegen würde. — Ich beschwöre euch also, nehmt mich an seiner Statt zum Galeerensklaven an, ihr könnet es, weil wir beyde den gleichen Namen tragen, ohne einige Gefahr, thun, und ich versichere euch eines unverletzlichen Geheimnisses." Der Oberaufseher schlägt es ihm ab. Er dringt stärker in ihn, und bedient sich, um ihn zu erbitten, aller nur möglichen Mittel. — Endlich nimmt man sein Anerbieten an — er befreyt seinen Vater, tritt an seine Stelle, und dieser tugendhafte Jüngling, bleibt acht Jahre unter den Galeerensklaven

skla-

sklaven, ohne daß ihm bis auf den Augenblick, wo der Himmel erlaubt, daß er entdeckt und befreyt werde, eine einzige Klage entrinnt.

* * *

La Clede, in seiner Geschichte von Portugall, erzehlt uns ein anderes, nicht weniger ausserordentliches Beyspiel der kindlichen Liebe. — Anno 1585. litt die portugiesische Armee, dienach Indien hinübergehen wollte, Schiffbruch; ein Theil derselben landete in dem Land der Caffern an, und der andere begab sich in einer aus den Trümmern des Schiffs erbauten Barke auf das Meer. Der Steuermann nahm wahr, daß das Schiff zu sehr beladen war, und warnte den Schiffshauptmann, Eduart von Mello, daß es ohnfehlbar untergehen müße, wenn man nicht ein Dutzend Schlachtopfer in das Meer würfe. Man würfelte also um Leben oder Tod, unter andern fiel das Loos auch auf einen Soldaten, dessen Namen die Geschichte nicht aufbewahret hat, sein jüngerer Bruder fällt zu Mello's Füssen nieder, und bittet ihn auf das dringendste, ihn an seines Bruders Stelle, in das Meer zu werfen. „Mein Bruder (sagt er zu ihm) ist fähiger zur Arbeit als ich; er allein, ernährt meinen

nen Vater, meine Mutter und meine Schwestern, wenn sie ihn verlieren, so werden sie alle vor Hunger sterben müssen; erhalten sie also ihr Leben, indem sie das seinige erhalten, und lassen sie mich für ihn sterben — mich, der ich ihnen zu nichts behülflich seyn kann." Mello gewährt ihn seiner Bitte, und läßt ihn in das Meer werfen. Der Jüngling verfolgt sechs ganze Stunden lang die Barke, endlich holt er sie ein. Man drohet ihm, ihn zu tödten, wenn er es versuche wieder hineinzukommen. Allein die Liebe zu seiner Erhaltung überwiegt alle Drohungen; er hängt sich an das Schiff — man will ihn, mit einem Degen schlagen — er ergreift ihn, und hält ihn vest, bis er hineingestiegen ist. Seine Standhaftigkeit rührt' iedermann — man erlaubt ihn endlich bey den andern zu bleiben, und so gelang es ihm, sein eigenes und seines Bruders Leben zu retten.

* * *

Die Jahrbücher von Japan thun eines eben so erhabenen Beyspiels der kindlichen Liebe Meldung. — Eine arme Wittwe hatte drey Söhne, und lebte nur kümmerlich von der Arbeit ihrer Hände. Ob nun gleich diese dürftige Familie einen sehr geringen Unterhalt nöthig hatte: so reichten doch die

Arbeiten dieser jungen Leute nicht immer hin, ihn zu gewinnen. Einst brachte sie der traurigste Anblick einer verehrungswürdigen Mutter, die sie so zärtlich liebten, und die an allem Mangel hatte, zu dem seltsamsten Entschluß. Man hatte seit kurzer Zeit öffentlich verkünden lassen, daß derienige, der der Obrigkeit den Dieb von gewissen Waaren anzeigen würde, eine ziemlich beträchtliche Summe Gelds zu erwarten hätte. Die drey Brüder redeten untereinander ab, daß einer von ihnen den Dieb vorstellen müße, und daß ihn die andern beyden vor den Richter führen sollen. Sie ziehen, um zu wissen wer dieses Opfer der kindlichen Liebe seyn müße, das Loos, und dieses trift den iüngsten, der sich sogleich als ein Missethäter binden und führen läßt. Der Richter fragt ihn: er antwortet, er habe gestohlen. — Er läßt ihn in das Gefängniß werfen, und dieienigen, die ihn ihm überliefert haben, erhalten die versprochene Summe Geld: doch bald darauf ittert ihr Herz über die Gefahr, in der ihr Bruder schwebt. Sie finden Mittel in das Gefängniß hinein zu dringen, und da sie von niemanden belauscht zu werden glauben; so umarmen sie ihn zärtlich und benetzten ihn mit ihren Thränen. — Diese Scene wird dem Criminalrichter verrathen — er ist darüber erstaunt — — befiehlt einem von seinen Bedienten den Klägern nachzugehen, und sie nicht

eher

eher aus dem Gesicht zu verlieren, bis er alles entdeckt hätte, was zu Auflösung eines so seltsamen Räthsels nöthig wäre. — Der Bediente leistet seinem Auftrag vollkommne Genüge, und erzehlt, daß er diese zween iungen Leute in ein Haus hineingehen sehen, daß er ihnen dahin von ferne nachgeschlichen sey, und gehört, daß sie ihrer Mutter das alles erzählt hätten, was man so eben gelesen — daß die arme Witwe bey dieser Erzehlung in ein jämmerliches Wehklagen ausgebrochen, und ihren Söhnen befohlen habe, das Geld, so man ihnen gegeben, wieder zurückzubringen, indem sie lieber Hungers sterben, als auf Unkosten des Lebens ihres lieben Sohns ihr Leben erhalten wolle. Der Richter, der dieses Wunder der kindlichen Liebe kaum begreifen konnte, läßt den Gefangenen sogleich wieder vorkommen, befragt ihn von neuem über seine vorgebenen Diebstähle, und drohet ihm mit der grausamsten Todesstrafe, allein der Jüngling ganz von Zärtlichkeit gegen seine Mutter beseelt, bleibt unbeweglich — „Ey dieses ist zu viel, (sagt der Richter zu ihm, indem er ihm um den Hals fällt) „Tugendhafter Sohn! deine Aufführung setzt mich in das süßeste Erstaunen." Sogleich geht er zu dem Kayser, und erzehlt ihm diese rührende Geschichte; der Monarch, von einer so heroischen Handlung entzückt, ließ die drey Kinder vor sich kommen —

überhäufte sie mit Gutthaten und Liebkosungen, und machte dem iüngsten ein beträchtliches, den beyden ältern Brüdern aber, ein etwas geringeres Gnadengehalt aus.

* *
*

Doch könnte ich, ohne unbillig zu seyn, nach so vielen rührenden Beyspielen der kindlichen Liebe, mich enthalten, ein eben so hervorstechendes der väterlichen Zärtlichkeit zu erzehlen, dessen Lessing in dem zweyten Theil seiner vermischten Schriften in dem dreyzehnden Brief Meldung thut, welches er selbst aus einer englischen Monatschrift gezogen, man könnte diese Geschichte den Triumph der väterlichen Liebe nennen. — Mein Held heißt Jacob Tomms. — Nichts konnte eingeschränkter seyn, als der Verstand dieses Mannes, nichts erhabeners als seine Empfindungen. Jacob Tomms war arm; er empfand seine Armuth vierfach härter, denn er hatte ein Weib und drey Kinder, die er mit Verkaufung einiger weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Mann einen Accord gemacht, welcher ihn wöchentlich eine gewiße Menge derselben, aus seinem Garten zukommen ließ, und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte. Jacob Tomms hatte lan-

ge Zeit die vorgeschoßenen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und seine älteste Tochter plötzlich krank wurden, dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit seinem Vertrag nachzukommen, und am Ende der andern Woche sah' er sich in der Schuld von einer unermeßlichen Summe, von dreyßig und einem halben Groschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruin nahe zu seyn, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner, das erste war, daß er ihm fernerhin die nöthigen Früchte, zu Fortsetzung seines kleinen Handels, versagte: das andere, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wenn er ihn nicht auf der Stelle, wegen der dreyßig und eines halben Groschen befriedigte. — Ungefehr mochte Tomms noch so viel haben, allein das war auch alles was er hatte. Er warf sich zu den Füssen des Reichen; er stellte ihm vor, an diesen dreyßig und einem halben Groschen hange seines Weibes u. seiner Kinder Leben, er müße seinen kleinen Kram damit unterhalten, u. s. w. er erbot sich alle Wochen sechs Groschen abzutragen; er zeigte ihm sein Weib und seine älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen; er zeigte ihm die zwey andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bißen Brod würde geben können. Umsonst, der Reiche blieb unbewegt — „Ihr seyd alle Schelme, (sagte er) wenn ihr Geld habt; so besauft

sauft ihr euch, ich will durchaus nicht länger warten." In diesem Ton fuhr er eine Zeitlang fort, bis ein grosmüthiger Unwillen in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. Nun da — sagte er, indem er aus allen Nöthen seiner Tasche die kleine Schuld zusammensuchte. — Der Reiche strich sie ein, und gieng fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blick, mit den ein tugendhafter Arme seinen ärgsten Feind verfolgt — Wüßte ich mich Grausamer, zu rächen! — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht, als er in Thränen zerfloß, bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung — seine Kinder verlangten Brod. „Ihr sollt haben meine Kinder! (sagte er,) ihr sollt haben, zwar wird es euerm Vater theuer zu stehen kommen." — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waysen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt: „Meine Kinder zu versorgen, (dachte er,) muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann." Er begab sich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte zu haben pflegte, vest entschlossen zu sterben. — Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück. — „Hätt ich doch nie von ienem Leben etwas gewußt! wie leicht würde es mir werden, mei-

meinen Kindern Brod zu schaffen? — Ich thue vielleicht nicht recht, aber kann ich besser thun?" — Er fieng an zu beten, und schloß in der Einfalt seines Herzens: „Lieber Gott! setze dich an meine Stelle, ich weiß, du würdest eben das thun!" — Mit diesen Gedanken bewaffnet, legte er sich den Strick um den Hals. — In den heftigen Bewegungen aber, die er dabei machte, hörte die Nachbarinn die starken Stösse, die er gegen der Wand that. Sie Frühstückte eben, u. kam also mit dem Messer in der Hand herzugelaufen, in der Meynung, es sey ihrer kranken Nachbarinn etwas zugestoßen. Sie fand diese Frau in der äussersten Unruhe wegen dieses Tumults, den sie gleichfalls gehört hatte, und als sie auf ihr Ansuchen in den Verschlag gieng, sah sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. — Sie stürzte sich auf ihn, schnitt den Strick ab, und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geschrey herbey gekommen war, sterbend auf das Lager. — Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu sich selber, doch die Schaam über sein mißlungenes Unternehmen, und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung gestürzt, wenn sich der Graf von S***, welchem sein Bedienter diesen traurigen Zufall erzehlte, nicht in das

Mit-

Mittel geschlagen hätte. Er ließ unsern Tomms zu sich kommen — verwies ihm auf eine leutselige Art sein Verbrechen, und setzte ihn in Umstände, in welchen seine väterliche Liebe eine so harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — wie unschätzbar ist nicht ein fühlbar Herz! es macht unser Glück, auch alsdenn wenn es unser Unglück zu machen scheint? Sollte man nicht aus dieser, und aus den drey vorhergehenden Geschichten, beynahe schließen als ob die natürlichen Empfindungen bey gemeinen Leuten stärker als bey andern wären, da weiß die Natur von dem verhaßten Unterschied, den die Menschen unter sich vestgesetzt haben, nichts, in der Austheilung der Eigenschaften des Herzens allein, ziehet sie weder den Edeln noch den Reichen vor. Wie beneidenswürdig hält diese gütige Mutter dadurch die Armen, wegen der nichtigen Scheingüter, mit denen sie die Kinder des Glücks abspeiset, schadlos? O wenn mich alle Orakel vor den Weisesten der Menschen erklärt hätten, wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichsten mit Verlust aller meiner Weisheit eintauschen.

* * *

In

* * *

In der Geschichte, die ich jetzo erzehlen will, sind die auftretende Personen mit den vorigen gleichen Ranges und die Scene ungefähr an gleichem Orte. Sie trug sich in einem Dorfe in England Huidovre zu, und die Heldinn derselben ist eine Bäurinn Namens Ellenlars Pavelsen. — Da der Schriftsteller, aus dem ich diese Geschichte genommen habe, die Geschlechtsnamen der episodischen Personen in derselben nicht anführt, sondern sie schlechtweg Colin und Colette nennt, so will ich, der ich keine nähere Nachrichten habe, seinem Beyspiel folgen.

Colette, die Tochter eines armen Landmanns, war jung und artig, sie liebte den Colin, und war von ihm wieder geliebt. Auf dem Lande führt Amor immer zu Hymens Tempel. Colettens Hochzeit sollte nächstens gefeyert werden. — Des Abends vor dem festlichen Tage, der der glücklichste des ganzen Lebens dieses jungen Paares hätte seyn sollen, beschäftigte sich Colette mit ihren Gespielinnen Blumenkränze auf das morgende Fest, um sich selbst damit schmücken zu können, zu winden. Während dieser angenehmen Beschäftigung führte Colin seine Heerde auf die Weyde. — Die Hitze des Tages lud den Schäfer ein, sich auf dem weichen Rasen zu la-

gern, und sogleich verfiel er in einen tiefen Schlaf. Die Rosen der Jugend, und der Gesundheit Blühte färbten seine frischen Wangen — sein purpurrother Mund schien sanft zu lächeln — wie süß träumt ein glücklicher Liebhaber nicht? Ein junger Freyherr, dessen Schloß nahe bey diesem Dörfchen gelegen war, spazirte staunend bey Colin vorbey. Er sieht ihn, steht still, und sagt mit ziemlich lauter Stimme: „Wie glücklich ist dieser Bauerjunge, wie ruhig, wie vergnügt schläft er auf diesen Rasen, da ich hingegen in einem Bette, das mir von den Händen der Wollust selbst bereitet ist, kein Auge habe schließen können?" Ein tiefgeholter Seufzer, der diese Worte begleitete, erweckte den Schäfer — — „Bist du es Colette" (sagte er, indem er sich halb schlummernd die Augen rieb) — „Und wer ist denn diese Colette, mein Freund!" (fragte der junge Herr) „Ey gnädiger Herr, es ist ein niedliches Mädchen dieses Dorfes, in welches ich sterblich verliebt bin, und das ich morgen heyrathe." „Wie! du verheyrathest dich morgen, und du schläfst heute so ruhig?" — „Ey, gnädiger Herr! seit wenn störet die Freude den Schlaf? Wenn sie uns die Ehre erweisen wollen, auf unsere Hochzeit zu kommen, so sollen sie sehen daß wir nicht immer schlafen;" — „Ich werde kommen, ich verspreche es dir." — Colin kehrt freudig nach seinem Dorf zurück, und

erzehlt

erzehlt Coletten was ihm begegnet war. Das Mädchen erröthete ein wenig. Die Hochzeit wurde des Morgens darauf gefeyert. — Die Einfalt war des Festins einige Zierde, und unschuldsvolle Munterkeit sein ganzer Werth. Der junge Herr hielt sein Wort, wohnte dem Freudenfest bey, mischte sich in alle ihre Tänze, und sagte Coletten tausend artige Sächelchen vor, die sie entweder nicht anhörte, oder sie nicht zu hören sich stellte.

Wenige Tage hernach unterbrach eine Feuersbrunst, in dem Dorfe, die Zufriedenheit unserer glücklichen Eheleute. Ihre kleine Hütte wurde auch in dieses Unglück verwickelt, sie hatten sie von einem ihrer Nachbarn gekauft, allein sie war noch nicht bezahlt. — Die arme Colette und ihr Mann wußten sich durchaus weder zu rathen noch zu helfen. „Was können wir nun anfangen — was wird nun aus uns werden — wie wollen wir nun unsere Schuld bezahlen, oder unsere Hütte wieder aufbauen? Ach! haben wir nicht alles verloren was wir hatten? Hör Colette! es kommt mir ein glücklicher Einfall zu Sinne — ich will zu dem gnädigen Herrn, der bey unserer Hochzeit gewesen ist, hingehen — ich will ihm unser Unglück erzehlen, und vielleicht wird er uns schon so viel leihen, daß wir entweder unsere Schuld bezahlen, oder unsere Hütte wieder aufbauen können. — Ganz recht mein

lieber Colin! allein ich fürchte mich ein wenig vor diesen großen Herrn, man sagt ja immer, sie thun keinen Dienst, ohne einen Gegendienst. — Nun was fürchtest du denn Colette? dieser ist ja verheyrathet — was bekümmert man sich denn um die Frau eines andern, wenn man selber eine hat, und du bist ja das redlichste Weibchen von der Welt, und liebst mich so zärtlich." — Hierauf umarmen sie sich, und Colin geht fort. Zitternd redet er in dem Schloße einen von den Bedienten an, er fragt, ob er nicht seinen Herrn sprechen könne — er habe ihm sehr dringende Angelegenheiten zu entdecken? Der Bediente antwortete: Er wolle ihn anmelden, und sogleich wird Colin in das Zimmer geführt. — „Guten Morgen, Freund! (sagte der junge Herr zu ihm) „was führt dich so früh hieher? wie befindet sich die reizende Colette?" — „Ach, gnädiger Herr! sie würde sich, ohne das Unglück, das uns begegnet ist, ziemlich wohl befinden — die vorige Nacht ist unsere Hütte, nebst vielen andern in unserm Dorfe, im Rauch aufgegangen — wir haben sie von einem Nachbar gekauft, und nun bleibt uns nichts mehr übrig, weder um sie bezahlen zu können, noch um eine andere wieder aufzubauen, und nun sind wir auf der Gasse — wenn Euer Herrlichkeit uns nicht die Gnade erweißt, uns ein wenig Geld vorzustrecken?" — „Ey du lieber Colin! wie

leb-

lebhaft rührt mich dein Unglück, und wie sehr wünschte ich nicht dir helfen zu können; allein in diesem Augenblick habe ich nicht einen Heller in meinem Beutel — gestern verspielte ich in einem verwünschten Brelan meine Einkünfte eines ganzen Jahres." — Colin trat erschrocken einige Schritte zurück — machte seine Kratzfüße und gieng verzweiflungsvoll nach Hause. Colette erwartete ihn mit Ungedult— „Nun denn, mein Freund! was bringst du für eine Bothschaft?" — „Eine traurige, mein gutes Kind! ich komme mit leeren Händen zurück, ich habe beynahe mit dem gnädigen Herrn selber Mitleiden gehabt — er war so sanft, so höflich, allein er hatte keinen Heller." — Er erzehlte ihr von Wort zu Wort, alles, was der Edelmann zu ihm gesagt hatte, und schloß seine Erzehlung mit Thränen; Colette weinte und schluchzte so laut, daß sie nach und nach alle Bauern des Dorfes um sich herum versammelten. — Der Nachbar und seine Frau, die ihnen ihre Hütte verkauft hatte, waren auch unter der Menge — „Was habt ihr denn meine Kinder," (sagten sie freundschaftlich zu ihnen) „daß ihr euch so betrübet?" „Ey wie könnt ihr dieß fragen! wir sind eure Schuldner, und ihr wißt, was vor ein Unglück uns vorige Nacht begegnet ist. —

„Ey

„Ey, (sagte die gute Nachbarinn Ellenlars Pavelsen) „wenn das alles ist, was euch kränkt; so seyd nur ruhig, ich fordere nichts von euch, wenn euch der liebe Gott einmal in Umstände setzt, daß ihr mich bezahlen könnt, so werdet ihr es thun, wo nicht, so schenke ich euch meine Schuld von Herzen gern." — Andere Bauern nahmen an diesem Gespräche Theil, und sagten zu dieser großmüthigen Frau, daß, da sie auch selbst brandbeschädiget worden wäre, sie dem Throne sich zu nähern trachten sollte, um die Gnade des Königs zu erflehen. — „Er ist ein so guter König, (sagten sie) er ist der wahre Vater seines Volks. Seht nur, wie väterlich er für die Armen sorgt, alle Tage giebt er uns neue Proben seiner zärtlichen Liebe. Gott erhalte ihn uns lange! Sehr sehr lange!" — „Ich weiß so gut als ihr (sagte die gute Frau,) „daß wir unter dem besten Könige leben, indessen werde ich mich wohl hüten, ihn zu beunruhigen, und von ihm Allmosen zu erbetteln, indem unsere unglückliche Nachbarn, die alles, was sie besassen, verloren haben, mehr als ich bedürfen. — Seht ihr da, diese kleine Hütte, die ist mir unversehrt geblieben — sie ist mir hinlänglich, meinen Mann, meine Kinder und mich, vor Frost und Ungewitter zu schützen, und ich

bin

bin noch gesund, jung, stark, und habe zwey gute Aerme, um arbeiten zu können. — Glaubt es mir, meine Kinder! macht es wie ich, faßt frischen Muth und neue Kräfte — vielleicht seyd ihr noch nicht so schlimm daran, als ihr wohl denkt — euere Heerden sind nicht verloren, nicht umgekommen, sie gehen vielleicht nur in der Irre herum. Gehe hin, Colin! suche sie auf allen Fluren dieser ganzen Gegend — sammle die irrenden Schaafe, und du Colette! komm mit mir, ich will dir Arbeit und Unterhalt geben — ihr sollt beyde das wenige, das mir übrig bleibt, treulich mit mir theilen, und der Himmel, der ein Zeuge unsers Kummers und unserer Bemühungen, uns redlich durch die Welt zu bringen ist, wird sie segnen." —

Herr de la Place, der Verfasser des französischen Merkurs, versichert in dem Aprilmonat des 1772sten Jahrs, daß ihm Leute diese Geschichte erzehlet haben, die Augen- und Ohrenzeugen dieser Begebenheit und der Reden dieser edelmüthigen Bäurinn gewesen waren. Möchte man nicht bey Durchlesung dieser Geschichte ausrufen: Hofleute, Bewohner der Städte, kommt mit mir auf das Land, um zu lernen was Empfindung — was Menschenliebe sey!

Gens de Cout venez au Village
Rour connoitte le Sentiment!

Man

* *
*

Man erzehlt von dem Califen Mansour, der unter der Regierung des Abdoullabas, des gerechtesten und tugendhaftesten aller orientalischen Monarchen lebte, eine Geschichte, die selbst einen Titus und Marc Aurel Ehre machen würde. Er hatte mit einem bloßen Privatmann von Medina eine Streitsache, und dieser wagte es, ohne die Macht des Califen zu scheuen, ihn vor den Gerichtshof des Cadi zu fordern. Mansour, um seinem Volk ein großes Beyspiel seiner Selbstverleugnung und des Gehorsams gegen die Gesetze zu geben, erschien vor dem Cadi, so wie der Privatmann, der ihn zwang daselbst zu erscheinen, ganz allein. Durch ein noch seltsameres Wunder, ließ sich der Cadi durch die Gegenwart des Califen im geringsten nicht irre machen, sondern untersuchte die Rechtssache unpartheyisch, und verfällte den Califen, dessen Gründe in der That sehr schlecht waren. Mansour, ohne über dieses Urtheil den geringsten Unwillen zu bezeugen, ließ sogleich dem Cadi zur Belohnung seiner unpartheyischen Gerechtigkeitsliebe, ein Geschenk von tausend Zechinen bezahlen. Eine Summe, die für einen sonst so geitzigen Mann, als der Calife Mansour war, unermeßlich ist, denn die orientalischen Jahrbücher sind in Beyspielen seines ungewöhn-

lichen

lichen Geitzes unerschöpflich. — Wie viel bewundernswürdiger ist also nicht diese Handlung von einem Mann, dessen Charakter sonst hart, gähzornig, rachsüchtig, unerbittlich, und dessen Herz äusserst verdorben war?

* * *

Balzac begehrte einst von Voituren, daß er ihm vier hundert Thaler leihen möchte, sogleich übersendet ihm dieser die verlangte Summe, und schrieb auf Balzacs Empfangschein, indem er ihm selbigen zurücksendet: „Ich Endes unterschriebener bescheine, daß ich dem Herrn von Balzac, für das Vergnügen so er mir gemacht, und für die Gefälligkeit so er mir erwiesen hat, von mir vierhundert Thaler zu entlehnen, aufrecht und redlich achthundert Thaler schuldig bin."

* * *

Moliere gieng einst nach Auteuil spazieren. — Ein Bettler begegnet ihm, und bittet ihn, um ein Allmosen. — Nachläßig und zerstreut greift der Dichter in den Beutel, und wirft ihm etwas hin. — Einige Augenblicke nachher, lauft ihm der Bettler nach, und sagt zu ihm: „Mein Herr! sie

haben sich vergriffen — sonder Zweifel haben sie mir nicht eine Guinee geben wollen — hier haben sie selbe wieder zurück. — Du hast recht mein Freund (sagte Moliere,) „sieh' hier hast du noch eine." — Er dachte einen Augenblick über diesen seltsamen Zufall nach, und sagte nachher zu seinem Freunde, dem berühmten Tonkünstler Charpentier, der mit ihm spazierte: „Himmel! wohin versteckt sich bisweilen die Tugend?"

* * *

Sleidan erzählt, daß, da Moritz von Nassau in dem sechszehnden Jahr seines Alters der Belagerung von Pest, als Freywilliger, beygewohnet, er es gewagt habe, in Begleitung eines einigen Edelmanns, der in seinen Diensten stand, von dem Lager sich zu entfernen. Es begegneten ihm einige Türken, mit denen er handgemein wurde, allein weil ihm die Türken weit überlegen waren, wurde er zu Boden geworfen, nachdem zuerst sein Pferd unter ihm getödtet worden. Ohnfehlbar hätte er nun sein Leben, oder wenigstens seine Freyheit verlieren müssen, wenn sich nicht sein Edelmann der Länge nach, über ihn hingeworfen, und ihm so lang zum Schild und Panzer gedient hätte, bis endlich so viel Zeit gewonnen war, daß ihm ein Trupp Reu-

ter zu Hülfe eilen konnte — ihn den Händen der Türken entrissen, und mit seinem Kameraden wieder in das Lager zurückbrachten, wo der Edelmann wenige Stunden hernach an seinen Wunden starb. — Wenn Sleidan den Namen dieses Edelmanns gewußt; so ist er strafbar daß er ihn in seiner Geschichte verschwiegen hat. — War denn der Name des Urhebers, einer so heroischen That, nicht der Unsterblichkeit werth?

* * *

Eine schreckliche Feuersbrunst verzehrte Ao. 1766. verschiedene Häuser in Nancy. Die Gefahr war um so viel größer und fürchterlicher, weil das Feuer die Häuser des gemeinen Volks angriff, wo die Dürftigkeit, beynahe allenthalben, anstatt der Steine, Holz gebraucht hatte. —

Ein heftiger Wind beschleunigte noch den Zuwachs dieses Unglücks. Die Flammen loderten zu den Dächern heraus — alle Balken waren schon entzündet — verschiedene Giebel, die schon in die Asche herunterfielen, kündigten einen nahen nnd allgemeinen Einsturz an — die Spritzen blieben unnütz so sehr man sie auch spielen ließ, und weder Feuerläufer, noch niemand durfte sich mehr unter diese Mauern hinwagen, wo man nichts als ein Grab zu hoffen hatte.

Mitten unter dem Geschrey der Verzweiflung — unter dem Geheile des Geitzes — unter der Verwirrung eines erschrockenen Pöbels, zog eine Frau durch den rührenden Ausdruck ihres Schmerzens, aller Augen auf sich — sie war Mutter.

Diese Unglückliche sah', in Thränen fließend, die Wirbel der Flamme gegen eine Kammer des vierten Stockwerks hinauf steigen, wo der Schrecken, der Tumult, und ein unglückliches Verhängniß, das ihre Zärtlichkeit betrog, sie gezwungen hatte, zwey Kinder, die sie, ob sie ihnen gleich kein Brod zu geben hatte, nur noch desto heftiger liebte, zurück zu lassen.

Auf den Knien — die Hände gen Himmel hebend — den Tod im Herzen — die Augen gegen die Flammen, die immer zunahmen, und sie, ohne sie zu berühren verbrannten, gerichtet, deutet sie auf den Ort — schreyt erbärmlich um Hülfe, und erweckt nur ein unfruchtbares Mitleid, daß der Schrecken, und die Gefahr sogleich wieder ersticken.

Das Infantrie-Regiement des Königs lag daselbst in Besatzung. Zween Grenadiers laufen hinzu, sie dringen sich vor den Augen der Mutter in die Kammer ein, wo diese Unglückliche liegen, und nachdem sie von allem hinlänglich berichtet sind, eilen sie auf den brennenden Balken herum, eine eben

so wahre und vielleicht süßere Ehre, als die sie schon gekannt haben, einzuerndten. — Sogleich verschwinden sie in den Wolken von Rauch, die aus der Flamme emporsteigen, kaum sind sie innerhalb den Mauern, als die Hälfte des Hauses einstürzt, die Mutter fällt in Ohnmacht, und hält alles für verlohren. — Die gleichen Helden erschienen wieder — ihre Kleider sind halb verbrannt — ihre Haare bis zu den Wurzeln gesengt, und ieder giebt dieser Mutter ihr Kind wieder, die durch das Freudengeschrey des Volkes, und durch das Krachen des Gebäudes, das nun ganz zusammenstürzt, wieder zu ihren Sinnen kommt, und ihre Erretter vor sich siehet.

Der eine dieser Grenadiers heißt Hiacynthe, und ist aus dem Dorfe Bain, in Franche Comte, gebürtig — der andere heißt Tranguille, und ist aus dem Flecken Vandöuvre, in Champagne her.

* * *

Den 10den April 1712. befiel die Marquisinn von Villacerf eine Unpäßlichkeit, deswegen sie sich in ihrem Zimmer aufhalten mußte, allein sie war zu gering, als daß sie das Krankenbett hätte hüten dörfen, und gleichwohl zu schmerzhaft,

 als

als daß sie ausser demselben eine Erleichterung sollte gespürt haben. — Es ist überall bekannt, daß vor einigen Jahren der Herr Festeau, einer der angesehensten Wundärzte in Paris, sich in diese Dame äusserst verliebt hatte; ihr vornehmer Stand aber, erlaubte ihm nicht, ihr diese Leidenschaft bekannt zu machen. Da indessen ein Frauenzimmer allemal eine gewisse Hochachtung gegen denienigen hat, den sie für ihren wahren Verehrer hält; so setzte sie sichs auch vor, da ihr der Arzt eine Aderlaß vorschlug, bey dieser Gelegenheit nach dem Herrn Festeau zu schicken. — So bald der Arm aufgestreift war, und er ihn zu drücken anfieng, damit die Adern aufschwellen sollten, veränderte sich seine Gesichtsfarbe, und überfiel ihn ein plötzliches Zittern. — Gleich nach dem Schlag rief er aus, daß er der unglückseligste Mensch von der Welt wäre, und daß er eine Pulsader anstatt der Blutader getroffen hätte! — Es ist eben so unmöglich, des Wundarzts Bestürzung, als der Patientinn Gelassenheit zu beschreiben. In dreyen Tagen hielt man für nöthig, ihr den Arm abzunehmen, — Sie begehrte, daß der Herr Festeau bey allen Berathschlagungen über ihren gegenwärtigen Zustand zugegen wäre, und fragte ihn beständig: ob er mit diesem oder ienem Rathschlag auch zufrieden sey? — Eh' noch diese Abnehmung geschah, ließ sie ihren letzten Willen aufsetzen, und

nach-

nachdem sie über eine viertel Stunde allein gewesen war, befahl sie den Wundärzten, worunter der arme Festeau auch mit war, sie sollten ihr Werk verrichten. — Da der Arm ab war, äusserten sich solche Umstände, daß es offenbar war, sie könne nicht mehr über vier und zwanzig Stunden leben. — Sie sagte bey Heranrückung ihres Endes zu dem Hn. Festeau: „Mein Herr! es ist mir ungemein leid, daß ich die Angst bemerke die sie quält — ich habe mich von allen Absichten und Vorsetzen des menschlichen Lebens losgemacht; daher kann ich ietzt als eine Person denken, die dasselbe nichts mehr angehet. Ich betrachte sie nicht als einen Menschen, durch dessen Versehen ich mein Leben verliere — sie sind vielmehr mein Wohlthäter, da sie meinen Eingang in die glückselige Ewigkeit beschleuniget haben — so sehe ich diese Begebenheit an: allein die Welt, darinn sie leben, könnte vielleicht nachtheilige Gedanken davon hegen, daher hab ich in meinem letzten Willen dafür gesorgt, und sie darinn vor allemdem gesichert, was sie von ihrer Bosheit zu besorgen hätten.“ Indem diese unvergleichliche Frau so redete, sah Festeau nicht anders aus, als wenn er, anstatt eines Gnadengehaltes, auf sein ganzes Leben ein Verdammungsurtheil erhalten sollte. Die Frau v. Villacerf lebte noch bis auf den Abend um 8 Uhr, und ungeachtet sie den entsetzlichsten Schmerzen aus-

gestanden; so besaß sie sich doch mit einer so ausnehmenden Geduld, daß es vielmehr schien, als ob sie nur aufhörte zu athmen, als zu sterben.

* *
*

Der Held, einer ähnlichen Geschichte, die ich ietzo erzehlen will, ist ein deutscher Gottesgelehrter, dessen Bescheidenheit ich beleidigen würde, wenn ich ihn namentlich anzeigen wollte. Mit einem scharfen Verstand verbindet er das beste Herz von der Welt — ein zärtliches und empfindungsreiches Herz. Er hatte ein liebeswürdiges Kind, aus dessen Zügen die Unschuld rührend lachte, und das die Freude der Eltern war. Die Wärterinn desselben setzte es auf einen Kessel der mit einer hölzernen Decke belegt, aber voll kochenden Wassers war — Die Magd hatte vielleicht das Kind oft dahin, aus der Hand gesetzt, aber dismal lag der Deckel nicht recht, das Kind mochte sich bewegt und ihn mehr verrückt haben; kurz, der Deckel schlug in die Höhe, und das arme Kind fiel in das kochende Wasser, daß es den Augenblick todt war. Die bestürzte Wärterinn entlief; auf der Flucht hatte sie sich einige Worte verlauten lassen, die von ihrer Verzweiflung zeugten; sie hatte gesagt, sie wolle sich selbsten Leid anthun. — Der bestürzte Vater vernahm

nahm das kaum; so schickte er überall Leute aus, diese unglückliche Magd aufzusuchen, und sie tröstl. der Vergebung ihres Fehlers zu versichern. — Er erhielt seinen Zweck — er nahm sie gütig auf, und behielt sie Zeitlebens bey sich. Kann man größere Beyspiele des Heldenmuthes und der Ueberwindung seiner selbst finden?

* *
*

Der durch seine Tapferkeit so berühmte Ritter Baiard, kam einst mit der Armee aus Italien zurück, und hielt sich zu Grenoble bey seinen Verwandten auf; und da er sich von den Beschwerlichkeiten des Kriegs wieder ein wenig erholen wollte, befahl er seinem Kammerdiener, ihm ein artiges und gefälliges Mädchen aufzusuchen, mit dem er eine Nacht angenehm zubringen könnte. Dieser Bediente wandte sich, um den Befehlen seines Herrn zu entsprechen, an eine Frau von ziemlich guter Familie, die aber in sehr elenden Umständen, und aus Verzweiflung so weit herunter gekommen war, daß sie sich, um nicht vor Hunger zu sterben, entschließen mußte ihre einzige Tochter, ein reizendes Mädchen von sechszehn bis siebenzehn Jahren, für eine gewisse Summe zu überlassen. — Es brauchte unendlich

viel Mühe das Mädchen zu diesem Schritt zu bereden; endlich mußte sich dieses iunge Opfer, es sey nun aus Furcht, oder aus Nothwendigkeit zu diesem erniedrigenden Rettungsmittel herablassen; = = weinend gieng es mit dem Bedienten in das Haus des Ritter Bayards hin. = = Wie erstaunt war dieser nicht, als er ein iunges Mädchen, schön wie die Liebe selbst, reizend wie die Grazien, und frisch wie eine Nayade sich plötzlich zu seinen Füssen werfen, und sie mit ihren Thränen benetzen sah. = = „Welchen Verdruß haben sie, (sagte er) mein schönes Kind? Ich gedachte ein Mädchen zu erblicken das eher zum Lachen, als zum Weinen geneigt wäre. = = Ich weiß gar wohl, mein Herr! (versetzte die Schöne,) „aus was für Absichten meine Mutter mich hieher geschickt: = = die äusserste Armuth hat sie gezwungen, eine Handlung zu begehen, die ihrer und meiner unwürdig ist. = = Allein Gott sey mein Zeuge, daß ich mir weit eher den Tod, als solche schimpfliche Mittel, mein Leben durchzubringen wünsche, und daß ich mich glücklich schätzte, wenn es schon lang geendet wäre.“ = = Bayard, von denen Thränen dieser reizenden Unschuld lebhaft gerührt, versicherte sie, daß sie von ihm nichts weiters zu besorgen hätte, und daß sie mit ihm zu frieden seyn sollte. „Der Himmel verhüte, (sagte er) daß ich

eine

eine Person, der ihre Ehre so theuer ist, derselben beraube. Ich will mich selbst bemühen, sie auf immer vor den Anfällen der Armuth in Sicherheit zu setzen." ⸗ ⸗ Sogleich ließ er die Mutter auch holen und sagte zu ihr, indem er ihre Tochter vorstellte: „Hier, Madame! haben sie vier hundert Thaler, um ihre Tochter verheyrathen zu können, und hundert andere, um ihr anständige Kleider zu verschaffen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich mehr für sie thun würde, wenn mir es iezt meine Umstände erlaubten. ⸗ ⸗ Trachten sie also, so bald möglich. sie an den Mann zu bringen, und durch eine glückliche Heyrath ihr den Schaden zu ersetzen, und zu verhüten, den sie ihr heut haben zufügen wollen."

* *
*

An einem schwühlen Sommertag stand einst der große Turenne in einer kleinen weißen Veste, mit einer Mütze auf dem Kopf, in seinem Vorzimmer an dem Fenster. Einer seiner Bedienten komt von ohngefehr hinein, betrügt sich an der Kleidung und hält ihn für einen Küchenjungen, mit dem dieser Bediente sehr vertraut war. Er schlich sachte hinzu und gab ihm mit einer Hand, die ziemlich schwer war, einen sehr derben Streich auf den Hintern. ⸗ ⸗ Turenne frappirt wendet sich um, der Bediente zitternd

das

das Gesicht seines Herrn. = = Vor Schrecken halb tod, wirft er sich zu seinen Füssen nieder. = = = „Ach! gnädiger Herr! verzeihen sie mir Unglückli= chen! = = ich habe geglaubt es wäre Georg. = = Und wenn es auch Georg gewesen wäre, (versetzte Turenne ganz kaltsinnig, indem er sich den Hintern kratzte,) „so hättest du doch so stark nicht schlagen sollen." = = Würde Plutarch einen solchen Zug der Sanftmuth vergessen haben, wenn er Turennens Leben geschrieben hätte?

* *
*

Der Herzog von Berry begieng in dem vierzehn= den Jahr seines Alters eine Handlung, die von einer erhabenen, seiner Geburt würdigen Denkungsart zeugte. = = Ein armer abgedankter Officier traf ihn einst auf einem Spaziergange, in einem Augenblick von Muse an, und erzehlte ihm seine elenden Umstände und Bedürfnisse. = = Der Prinz antwortete ihm: „daß es ihm äusserst leid thäte, daß er ihm nicht sogleich helfen könnte; aber morgen werde er sein monatliches Tafelgeld empfangen, und dann könn= te er ihm auf der Jagd, wo er ihm befahl sich eben= falls einzufinden, einige Hülfe leisten." = = Der Officier erschien pünktlich an dem bestimmten Orte. = = So bald ihn der Prinz erblickte, gab er ihm ei=

nen

nen Beutel, in dem dreyßig Guineen waren. Die ganze gewöhnliche Summe, die der Prinz auf einen Monat lang für seine kleine Ergötzlichkeiten empfangen hatte. Des Abends spielten die Prinzen Lansquenet, der Herzog von Berry wollte durchaus nicht von der Parthey seyn : : er führte verschiedene Gründe und Ausflüchte an, die man nicht annehmen wollte; endlich war er gezwungen die würkliche Ursache zu erofnen. Der Herzog von Noailles fragte ihn, wo er mit dem Gelde, so er erst diesen Morgen empfangen hätte, hingekommen wäre? Er antwortete: „daß er es einem armen Officier den der Frieden an den Bettelstab gebracht, gegeben, und sich selbst lieber einiger Ergötzlichkeiten habe berauben, als einen Mann, der dem König so gute Dienste geleistet habe, Hungers sterben lassen wollen."

* * *

Der berühmte Advocat Patru war einst in die äusserste Armuth gebracht, (ein seltsames Beyspiel eines Advocaten) und durch die Härtigkeit eines unerbittlichen Schuldgläubigers gezwungen worden, seine Bücher, das einzige Gut das ihm noch übrig blieb, um den nächsten Preiß zu verkaufen. : : Boileau Despreaux vernahm das Elend in dem er

schmach-

schmachtete, und da er wußte daß er im Begriff war, sie beinahe um nichts wegzugeben, ließ er ihm durch die dritte Hand, die Hälfte mehr bieten, als er sie angeschlagen hatte. Patru nahm es mit Erkenntlichkeit an, so bald er aber das Geld empfieng fand er in dem Tractat eine Bedingung, die ihm noch weit angenehmer überraschte, nemlich „daß er seine Bücher, so wie vorher, lebenslänglich in seinem Hause behalten, und dieselben erst nach seinem Absterben dem Käufer zufallen sollten."

Katharina die Zweyte hat die gleiche edle Handlung gegen den Herrn Diderot ausgeübt, der seine kostbare Bibliothek, um seiner einzigen Tochter eine vollkommne Erziehung zu geben, verkaufen wollte. = = Sie ließ ihn, so bald ihr dieses Gerücht zu Ohren kam, durch ihren Gesandten, den Fürsten Galtizin, sechszehen tausend Pfund dafür bezahlen, und fügte tausend Pfund jährlicher Einkünfte, um sie fortsetzen zu können, hinzu, mit dem Beding, daß er und die Seinigen, die ruhigen Besitzer derselben seyn sollten, bis es Sr. Majestät gefallen würde, dieselbe von ihnen zu fordern = = Doch wir haben uns vorgenommen, in dieser Geschichte nichts von Monarchen zu reden.

* * *

Was der Herzog von Bouillon erst neulich zu Gunsten seiner Unterthanen gethan, ist in meinen Augen weit größer, als alle die glänzenden Handlungen seiner Voreltern. Er ist ein sehr grosser Liebhaber der Jagd, dennoch befahl er, daß man alles sein Gewild, um Navarra herum, und in seiner Herrschaft tödten sollte, um den Verwüstungen, die es auf den Feldern seiner Bauern machen könnte, vorzubeugen. Er verkaufte das Gewild um eilf hundert französische Pfund, welches Geld er bestimmte, den Unglücklichen, deren Güter unter seinen Voreltern durch das Gewild verheeret worden, ihre Auflagen, die sie dem König entrichten mußten, zu bezahlen.

* * *

Auch der berühmte Helvetius war ein großer Liebhaber der Jagd, allein es gelüstete ihn nicht, um sie ihm desto angenehmer zu machen, auf Unkosten seiner armen Bauern das Gewild zu vervielfältigen. Es ist wahr, er sah' nicht gern daß andere es verstörten, als er selbst. Indessen giengen ihm alle Bauern in der Nachbarschaft in das Gehege. Er machte scharfe Mandate dargegen, allein

die

die Wildmeister, die ihn kannten, hatten keine allzustrenge Aufsicht. Einst jagte ein Bauer ein Thier bis vor die Fenster des Schloßes, Helvetius erzörnte sich sehr über diese Frechheit, und befahl, daß man auf diesen Menschen genau acht geben, und ihn bey der ersten Gelegenheit gefänglich anhalten solle. Gleich den Morgen darauf bringt man den Thäter. Helvetius war sehr aufgebracht; er steht auf und lauft dem Bauer, den 2 Wildmeister mit Gewalt in den Schloßhof hineinzogen, entgegen. Nachdem er ihn einen Augenblick starr angesehen hatte, sagt er zu ihm: „Mein Freund! ihr habt gegen mich einen großen Fehler begangen: wenn ihr Wildpret nöthig gehabt, warum habt ihrs nicht von mir begehrt? Ich hätte euch schon gegeben." Nach diesen kurzen Worten ließ er den Bauer frey, und gab ihm etwas Wildpret.

Indessen versicherte Madame Helvetius, die von der fortdaurenden Unverschämtheit der Bauern aufgebracht war, ihren Mann, daß, so lang er sie nicht strafe, sie immer fortfahren würden in seinen Wäldern zu jagen. Er gab ihr recht, und versprach ihr, in Zukunft strenger zu seyn. Er befahl seinen Wildmeistern, jeden, der in seiner Herrschaft schießen würde, zu entwaffnen und ihn um Geld zu strafen. Wenig Tage nach diesen Befehlen, halten sie

einem

einen Bauern an, der jagte, nehmen ihm seine Flinte weg, und führen ihn in das Gefängniß, woraus sie ihn, nachdem er die Strafe bezahlt hatte, wieder loß ließen. Helvetius bekam von dieser Begebenheit Nachricht, gieng allein in geheim, aus Furcht sich Vorwürfe von seiner Frau zuzuziehen, zu dem abgestraften Bauer hin, und nachdem er ihm erst hatte versprechen müssen, niemanden kein Wort von dem, was zwischen ihnen beyden vorgehen sollte, zu sagen, zahlt er ihm den Werth seiner Flinte, und giebt ihm die ganze Summe, auf die sich die Strafe und Proceßkosten belaufen mochten, wieder zurück. Die Madame Helvetius war ihrer Seits auch nicht ruhig. Sie sagte oft zu ihren Kindern: „Ich allein bin die Ursache, daß vielleicht dieser arme Mann zu Grunde gerichtet ist: ich habe euern Vater überredt, ihn und seines gleichen zu strafen." Auch sie läßt sich in geheim zu demjenigen, der ihr so viel Mitleiden einflößt, hinführen, sie fragt ihn, wie hoch sich die Summe der Strafe, der Kosten, und der Werth der Flinte belaufe. Sie zahlt alles. Der Bauer nimmt das Geld an, ohne das Geheimniß, daß er dem Herrn Helvetius versprochen hatte, zu verrathen.

* * *

Ein rechtschaffner Bürger von Wien war ein Witwer und hatte eilf Kinder, er hatte für seinen und seiner ganzen zahlreichen Familie Unterhalt, mehr nicht als ein jährliches Einkommen von vierhundert Gulden, das ihm eine Stelle in einem Gerichtscollegium verschaffte. Vor einiger Zeit legte er bey dem Kaiser eine Bittschrift ein, in der er ihn inständigst bat, ihm seine jährliche Besoldung zu vermehren. = = Seine Majestät fragten ihn, wo er wohne, und versicherten ihn, sie wollten für ihn sorgen. = = In der That, nachdem er über die Aufführung dieses Mannes, der sich die Hochachtung aller derer die ihn kannten, erworben, die nöthige Nachfrage gethan hatte, gieng er des andern Tages darauf in Begleitung eines Kammerherrn, dem er diese Bittschrift gewiesen hatte, persönlich zu dem redlichen Greiße hin, den er vor seiner Hausthüre sitzend, und über sein Schicksal nachdenkend antraf. Dieser warf sich sogleich zu den Füßen seines Monarchen nieder, der ihn mit vieler Leutseligkeit aufhob, und befahl, ihm seine Kinder zu zeigen, der Kaiser zählte sie, und war erstaunt zwölfe zu finden. Er zählte sie wieder, und da er nochmals die gleiche Anzahl fand, sagte er zu dem Vater: „Wie kommt es daß ihr mir in einer Bittschrift nur von eilfen gesagt habt?“ „Ich muß Euer Majestät berichten,

sagte

(sagte der redliche Greis) „daß man vor acht Tagen für meine Hausthüre ein neugebohrnes eingebundenes Kind gelegt; mein Herz öffnete sich dem Mitleid, das ihm jedermann versagte, und seitdem ist meiner Kinder Brod das seinige geworden.“ = = Der Kaiser war von dieser edlen Handlung so gerührt, daß er ihm ein jährliches Gnadengehalt von achtzehn hundert Gulden versicherte, und ihn sogleich verließ, um sich den Entzückungen von Dankbarkeit dieser Familie, die für die Glückseligkeit eines Monarchen, der einzig und allein mit dem Glücke seiner Unterthanen beschäftigt ist, unaufhörlich die heißesten Wünsche zum Himmel schickt, zu entreissen.

* *
*

Schon oben habe ich eine Handlung Turennens angeführt, wodurch ich habe beweisen wollen, daß er nicht blos mit den Waffen in der Hand, ein ausserordentlicher Mann war. Die Geschichte seines Privatlebens zeichnet uns das Gemählde eines bescheidenen, menschenliebenden und großmüthigen Bürgers. Die Handlung, die ich jetzo erzehlen will, und die ich schon oft habe erzehlen hören, ist ein rührender Beweis davon. In der Absicht die Stadt Conde zu bedecken, hatte sich Turenne bis nach Lens zurückgezogen; er schickte den Grafen von Grand-

pre, den nachherigen Marschall von Joyeuse nach Arras, um einige Proviantwägen, von denen der Unterhalt der ganzen Armee abhieng, zu bewachen. Der Graf war jung, für die Liebe eben so empfindlich als für die Ehre; und machte sich eben nicht viel daraus eine Verrichtung von dieser Wichtigkeit über sich zu nehmen. Er bleibt also, noch einige Stunden, nachdem das Geleite mit den Proviantwägen, unter der Anführung des Majors seines Regiments schon abgegangen war, ruhig in Arras bey einem Frauenzimmer, das er daselbst kannte, zurück. Der Major wird von einem feindlichen Trupp angegriffen, machte die Bedeckung nieder, und lange vor dem Grafen von Grandpre langt er im Lager an. Sein Fall war unvermeidlich, und die auf dieses Verbrechen gesetzte Strafe hätte auf immer diesem jungen Menschen, die Hoffnung zu einem großen Glücke, und dem Staat, die Dienste eines sonst in allen Theilen wackern Officiers, rauben können. ; 5 Turenne verbarg folgendergestalt seinen Fehler vor den Augen der ganzen Armee. „Der Graf von Grandpre (sagte er) wird böse auf mich seyn, wegen eines geheimen Auftrags den ich ihm gegeben habe, und der ihn in Arras zu einer Zeit, wo er die Gelegenheit gehabt hätte, seine Tapferkeit an

den

den Tag zu legen, zurückgehalten hat." Der Graf langt endlich an — erfährt, daß sein General, der ihn hätte bestrafen können, entschuldigt habe; sogleich eilt er zu ihm hin — wirft sich zu seinen Füssen nieder — schwört ihm eine ewige Erkenntlichkeit und macht seinen Fehler durch eine Menge edler Handlungen wieder gut. — Er selbst erzehlte in der Folge diese Begebenheit — gestand seine Liebesintrigue, und sagte ganz Frankreich, daß ihn Turenne durch eine Lüge, die edler als die Wahrheit selber wäre gerettet, hätte.

* * *

Bey diesem Anlaß kann ich mich nicht enthalten, einer noch erhabnen Handlung Turennens zu gedenken — Er erhielt den Auftrag die Vestung Solre in Hennegau zu belagern; er griff sie mit solcher Heftigkeit an, daß er in wenig Stunden eine Besatzung von zwey tausend Mann nöthigte, sich auf Leben und Tod, zu übergeben. Die ersten seiner Soldaten, die in die Vestung eindrangen, fanden daselbst ein Frauenzimmer, das eine vollkommen regelmäßige Schönheit war, sogleich führten sie sie ihrem General, als den kostbarsten Theil des Raubes zu. Turenne stellte sich, als glaubte er, sie hät-

ten sie nur der Wuth ihrer Kameraden entreißen wollen, und rühmte sie wegen einer so edlen Aufführung. — Sogleich ließ er ihren Ehmann holen — übergab sie selber in seine Hände, und sagte öffentlich zu ihm: „Mein Herr! sie sind die Ehre ihrer Gattin, nur allein der Bescheidenheit meiner Soldaten schuldig."

* * *

Der Herzog von Epernon war mit dem Marschall von Aumont in eine sehr lebhafte Zwistigkeit gerathen, und Heinrich der Dritte besorgte, seine Zurückkunft möchte dieselbe erneuern. Der Marschall merkte diese Verlegenheit des Königs und seine Furcht, den einen oder den andern zu beleidigen. Er gieng zu ihm hin, und war also der erste der ihm, rieth den Herzog zu empfangen. „Ich vergesse (sagte er zu ihm) „alle eigene Rache, bis Euer Maiestät über ihre Feinde werden gesiegt haben. Hernach wenn es der Herzog gut findet, wollen wir als tapfere Offiziers unsere Zwistigkeit mit einander ausfechten." Der König selbst gab dem d'Epernon von diesem Schritte seines Gegners Nachricht. Sogleich eilte dieser zu dem Marschall hin, entschuldigte sich wegen des vergangenen — bat ihn um seine Freundschaft, und bot ihm die seinige an. —

„Gut,

„Gut, (sagte der alte General mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit zu ihm) „ich verlange von ihnen keine andere Genugthuung, als die sie mir heute leisten; es freu't mich, daß ich sie den Befehlen unsers gemeinschaftlichen Herrn so folgsam sehe. — Sie bieten mir ihre Dienste an — gut, auch ihnen biete ich die meinigen an. „Nun mein Freund! (sagte er, indem er ihn umarmte) „Glück zu! laßt uns tapfer und von ganzen Herzen für die Ehre des besten aller Könige, und für das Wohl des Vaterlands, dessen Verderben Bösewichter geschworen haben, streiten! Wenn wir denn einmal Frankreich Ruhe und Frieden wieder geschenkt haben; so wollen wir nur mit einander wetteifern, wer den andern an Großmuth übertreffen könne." — Eine eines Helden würdige Sprache!

* * *

Des Hayes von Cournemine ward auf Befehl König Ludwigs des Dreyzehnden gefänglich angehalten, sein Vater, der Stadthalter von Montargis war, reißte nach dem Pont Saint Esprit, und kehrte bey dem Herrn von Brienne, seinem besten Freunde ein, der es auf sich nahm, zugleich mit ihm des Hayens Gnade auszuwirken. Der großmüthige Brienne redete zuerst mit dem Kardinal von Ri-

chelieu, der damals Frankreich in Ludwigs Namen regierte. „Hum (sagte ihm der Staatsminister und rümpfte die Nase) „warum muß denn gerade ihr Haus diesem Menschen zur Freystätte dienen? — Mein Haus (erwiederte Brienne) soll meinem Freunde niemals verschlossen seyn. — Er hätte mich beleidigt, wenn er ein anderes gewählt hätte, und ich bin versichert Ew. Eminenz haben eine zu edle Seele, um meine Aufführung zu mißbilligen."

* * *

Nachdem der Marschall von Villars der Erretter der französischen Nation bey Denin gewesen war, und sich durch seine Eroberungen in Italien einen unsterblichen Namen erworben hatte, schrieb er von dem äussersten Ende Deutschlands, das noch ein dritter Schauplatz seines Heldenmuths war, seinen Pachtern zu: „Schicket mir dieses Jahr gar nichts, ganz Deutschland steht mir offen, u. läßt mich an nichts mangeln, theilet allemeine Einkünfte den Armen, und den zu sehr in Schulden gerathenen Gemeinden aus."

* * *

Die

* * *

Die Madame de Geoffroy, eine Dame von vielem Geiste, hat vor einigen Wochen bewiesen, daß ihre edle Denkungsart nicht nur in ihren Reden und Briefen, sondern wirklich in ihrem großmüthigen Herzen herrsche. = = Sie hatte vor etlichen Jahren durch den berühmten Vanloo zwey Stücke mahlen lassen, daß eine war eine Concertgesellschaft von Herren und Damen, das andere eine sogenannte Conversationsgesellschaft, beedes in spanischen Geschmack. Der Künstler hatte in diesen beyden Stücken mit Lust und Vergnügen gearbeitet, man sah' es denselben an, denn es waren seiner schönsten und besten Stücke. — Die Madame Geoffroy war auch mit denselben sowohl zufrieden, daß, da sie ihr von dem Künstler geschickt wurden, und er bald hernach sich auch einfand, und für beyde drey tausend Livres forderte, zu ihm sagte „Sie sollen sie haben, und zu einem Beweis meiner Zufriedenheit noch tausend Livres darüber." und ließ ihn sogleich alles auszahlen.

Diese Stücke reitzten die Begierde vieler Liebhaber, der Herr Vanloo starb, und seine Verlassenschaft war weit unter seinem Ruhme. Etwas nicht ungewöhnliches, auch bey den größten Künstlern!

Da die Madame de Geoffroy dieses vernahm, ließ sie diese zwey Stücke nach dem Saal des Louvre bringen, damit iedermann dieselben sehen möchte; sie wurden vorzüglich von iedermann bewundert, es wurde iedermann zu wissen gethan, daß sie auf einen gewissen Tag sollten versteigert werden, es geschah, und sie wurden für der Rußischen Kayserinn Majestät bis auf vier und dreyßig tausend Livres getrieben, und sogleich bezahlt. Die Madame Geoffroy nahm ihre ausgelegte vier tausend Livres davon, und die übrigen dreysig tausend schickte sie der hinterlassenen Wittwe des berühmten Vanloo, mit folgenden Handbriefsgen:

„Madame!

„Ich schoß vor einigen Jahren dem Hn. Vanloo vier tausend Livres auf zwey Gemählde vor, welcher, weil er sah', daß sie mir ungemein viel Vergnügen machten, die verbindliche Gefälligkeit hatte, sie mir zu lassen, und nie wieder zurückforderte."

„Ich habe gestern diese zwey Stücke verkauft um einen Preiß, welcher mir das Vergnügen gewährt, Ihnen beygehende dreyßig tausend Livres, als Dero gebührendes Eigenthum zu übersenden: Ich hätte billig zuvor Dero Einwilligung einholen sollen: schreiben Sie, werthe Madame! diese Uebereilung keinem Mangel von Achtung zu, sondern dem-

ieni-

ienigen freundschaftlichen Eifer Ihnen zu dienen, mit welchem ich beständig seyn werde" u. s. w.

Bleibt es nicht immer wahr, daß uns die Frauenzimmer, wo nicht in feiner Empfindung selber, doch in der Mannier, dieselbe zu äussern, übertreffen?

* * *

In den bürgerlichen Unruhen, welche Frankreich im Anfang des vorigen Jahrhunderts verwüsteten, hatte einst der Ritter Bayard das Unglück, von den Feinden umringt zu werden; er commandirte nur ungefehr funfzig Mann diese wurden gleich in der Hitze des Angriffs niedergehauen, und er selbst entfloh mit Hülfe seines Pferdes. Die Feinde verfolgten ihn, und er erreichte mit genauer Noth einen Meyerhof. Die Gefahr war unvermeidlich, er sah gleich, daß dieser Mayerhof von einem Edelmanne bewohnt würde, der zur feindlichen Parthey gehörte, aber die Angst ließ ihn keinen andern Entschluß fassen, als den sich blindlings der Großmuth des Bewohners anzuvertrauen.

Er trat in den Hof, ein Frauenzimmer stand an der Thüre, und er errieth, daß es die Besitzerin des Hauses war. „Madame! (rief er, und warf sich zu ihren Füssen,) „die Liguisten verfolgen mich, beschützen sie mich, retten sie mein Leben."

Die Gemahlin des Edelmanns tritt erschrocken zurück. „Reden sie leise, mein Herr, (sagt sie) wir gehören zur Ligue. Folgen sie mir aber nur, ich werde sie nicht verrathen.“ Mit diesem Worten führte sie ihn in eine alte Scheine, und erlaubt ihm, die Nacht hier zu bleiben. Sie selbst bringt ihm insgeheim etwas Speise, meldet ihm, daß seine Verfolger in ihrem Hause seyen, und räth ihm mit anbrechendem Tage sich davon zu machen.

Der Ritter, geruhrt von dieser Grosmuth, kann keine Worte finden, die Größe seiner Dankbarkeit auszudrücken. Sie läßt ihn allein, und nachdem er ein paar Stunden ausgeruhet, setzt er glücklich seine Reise fort. Sechszehen Jahre nach dieser Begebenheit wird die Stadt Brasse, die sich empört hatte, angegriffen, erobert und geplündert; der Ritter Bayard war verwundet, und lies sich also in ein bequemes Haus führen. Die Bewohnerin desselben eine adeliche Wittwe kam ihm entgegen, fiel ihm zu Füssen und flehte ihn an, ihr Haus vor der Plünderung, und ihre beeden Töchter vor Beleidigungen zu schützen. Er erkannte sogleich seine Erretterinn, ließ aber nicht merken, daß er diese Entdeckung gemacht hätte. „Unbesorgt, Madam! antwortete er,) ich stehe ihnen mit meinem Leben für ihre Sicherheit.“ Er stellte sogleich ein Kommando an die Thüre, und versprach ihnen fünfhundert Thaler, um sie wegen der Plünderung Schadlos zu halten. Nach

Nach fünf Tagen fühlte er sich wiederum gestärkt, und machte Anstalten zur Abreise. Er läßt seine Wirthin rufen, diese tritt ins Zimmer mit einem kleinen Kästgen in der Hand, und überreicht es ihm, eh' er noch einmal Zeit hatte, das Wort zu nehmen — „das Recht des Krieges, (sagt sie) macht sie zum Herrn über unser Leben und über unsre Güter, und wir sind ihnen dennoch Dank schuldig, denn sie haben unsre Ehre beschützt. Aber wir hoffen von ihrer Großmuth, sie werden nicht so strenge mit uns verfahren, und diß kleine Geschenk so annehmen, das mehr unserm Vermögen, als unsrer Dankbarkeit gemäß eingerichtet ist.“ —

Der Ritter lächelt und fragt, wie viel darinnen enthalten ist. Die Wittwe glaubt, das Geschenk wäre ihm zu geringe, und antwortet mit Zittern, zweytausend fünfhundert Dukaten, und wenn sie mehr begehren, so befehlen sie nur die Summe, wir werden herbeyschaffen, so viel nur in unserm Vermögen steht. —

„Nein, Madame! (antwortet der Ritter,) ich verlange kein Geld, die Sorgfalt die sie mir bewiesen, ist mir schätzbarer als alles. Ich wünsche mir blos ihre Freundschaft, und bitte sie dagegen die meinige anzunehmen.“

Die

Die Dame voll Erstaunen über eine so seltne Bescheidenheit, fiel ihrem Wohlthäter zu Füssen und sagte, sie würde nicht eher aufstehen, bis er diesen Beweis ihrer Dankbarkeit angenommen hätte. — „Weil sie es denn so haben wollen, erwiederte Bayard) so will ich es behalten, aber werde ich denn nicht die Ehre haben, auch von ihren Töchtern Abschied zu nehmen?"

Sie wurden herbeygerufen. Beyard dankt ihnen auf das verbindlichste für die ihm geleistete Gesellschaft. „Ich möchte ihnen gern thätliche Beweise meiner Erkenntlichkeit geben, (setzte er hinzu,) aber wir Soldaten führen selten Kostbarkeiten bey uns, die ihrem Geschlechte angenehm seyn könnten. Ihre Frau Mutter hat mir ein Geschenk von zwey tausend fünf hundert Ducaten gemacht, davon schenke ich einer jeden von ihnen tausend Ducaten zur Ausstattung, die übrigen aber bezahle ich ihrer Frau Mutter, als eine alte Schuld für ein Nachtlager, das sie mir vor sechszehn Jahren auf ihrem Schloße gegeben, zugleich gab er sich zu erkennen."

* * *

Da einst der Adige aus seinen Ufern trat, riß sein gewaltsamer Strohm die ganze Brücke

von Verona, einen Schwibbogen nach dem andern hin. Nur der Schwibbogen in der Mitte der Brücke blieb noch übrig, auf welchem ein Haus stand, und in diesem Haus befand sich eine ganze Familie. Diese mit der Verzweiflung ringende Familie sah man von dem Gestade die Hände ausstrecken, und jämmerlich um Hülfe flehen. — Indessen riß die Wuth der Wellen einen Pfeiler des Schwibbogens nach dem andern weg. — In dieser dringenden Gefahr bietet der Graf Spolverini, dem, der Herzhaftigkeit genug hätte in einem Schiff hinüber zu fahren, diese Unglücklichen zu retten, einen Beutel von hundert Guineen an. — Man setzte sich dabey der Gefahr aus, entweder durch die Heftigkeit des Strohmes hingerissen zu werden, oder wenn man unten an dem Haus anlandete, den durchgefressenen Schwibbogen auf sich einstürzen zu sehen. Der Zulauf des Volkes war unzählbar, allein niemand mochte es wagen sich hervorzuthun. — In diesem Augenblick geht ein Bauer vorbey; man sagt ihm was man für ein Unternehmen vorgeschlagen habe, und was die Belohnung für den glücklichen Fortgang desselben sey. Sogleich begiebt er sich in ein Schiff, rudert aus allen seinen Kräften bis in die Mitte des Flusses hin, landet an, wartet bey dem Pfeiler bis sich die ganze Familie, Vater, Mutter, Kinder und Greise an einem Seile heruntergelassen haben.

Nun

„Nun (sagt er) seyd getrost, meine Freunde! jetzt seyd ihr gerettet." Er stößt ab — schlägt sich glücklich durch die wilden Wellen hindurch, und erreicht endlich wieder das Gestade. — Der Graf Spolverini will ihm die versprochene Belohnung geben. „Ich verkaufe (versetzt ihm der Landmann) „mein Leben nicht, meine Handarbeit ist mir hinlänglich genug, mich, mein Weib und meine Kinder zu ernähren; geben sie es dieser armen Familie, sie hat es nöthiger als ich."

* * *

Maria Evrard, eine alte Magd bey einem Bürger von Rheims, hatte sich eine Summe von zwölf hundert Pfunden erworben, ein mühsam erlangter Gewinn von etwan funfzig Jahr Diensten. Auf ihrem Todbette bat sie ihren Herrn, diese Summe unter ihre ganze arme Familie in gleiche Theile zu vertheilen. Er beruft nach ihrem Tode alle ihre Verwandten zusammen — zeigt ihnen die Summe der ganzen Erbschaft an, und erbietet ihnen, sie in gleiche Theile zu vertheilen. Diejenigen von den Erben so jung und starck, obgleich bettelarm waren, wollten nichts davon berühren, und baten, daß das Geld nur allein unter die übrigen Erben, die alt oder kränklich wären, vertheilt werden möchte. —

Man

* * *

Man sagt der hochselige König von Pohlen soll kurz vor seinem Tode in einer Unterredung dem Fürsten Radzivil, den er sehr liebte und hochschätzte, gesagt haben „Es thut mir leid, daß ich aus der Welt gehen muß, ehe Pohlen meinen Nachfolger ernannt hat. Ich empfehle euch meinen Sohn, den Herzog von Kurland, von welchem ich glaube daß er eurer Stimme würdig ist, und das Vertrauen der Republik verdiene. Wenn ich in die mir gemachten Vorschläge meine Einwilligung hätte geben wollen, daß Pohlen zertheilt würde, so würde ich schon längst meiner Familie, den Thron den ich besitze, versichert haben." Dieser Fürst von Radzivil ist flüchtig, und hält sich jetzt in Deutschland auf. Seine Güter sind eingezogen, und seine Besitzungen sind in Rußischen Händen. Seine Einkünfte belaufen sich auf zwey Millionen Gulden, und er kann zwanzig tausend Mann stellen. Rußland hat ihm bis auf seine Bibliothek, und sein Silberzeug alle seine Güter wieder geben wollen, wenn er zurückkommen, und sich für einen Vasallen erkennen wollte, er hat aber wie ein Held des alten Roms, zur Antwort gegeben: „Ich bin frey gebohren; meine Vorfahren sind es allezeit gewesen, und ich will auch als ein Freyer sterben." Diese nemlichen Vor-

fahren haben gleichsam den jetzigen unglücklichen Zustand von Pohlen vorausgesehen. Sie haben zwölf Apostel von gediegenem Golde, jeden von eilf und einen halben Schuh hoch machen, und in die Kirche zu Diewich, einer ihrer Güter setzen lassen, welche der Dechand der Kirche alle Jahre dem regierenden Fürsten von Radzivil weißen mußte. Diese waren die einzige Zufluche, die ihm übrig blieb. Sobald als der Fürst Radzivil den bürgerlichen Krieg entstehen sah, und die Russen den Meister spielten, ließ er diese zwölf Apostel heimlich nach München führen. Funfzig pohlnische Edelleute, die freywillig ihr Vaterland verlassen haben und ihm gefolget sind, finden an ihm einen großmüthigen Freund, der ihnen zu ihrer Unterhaltung und Nothdurft beyspringt.

* * *

Eine arme Frau hatte vieles von der Großmuth des bekannten Kardinals Farnese rühmen hören, und wagte sich daher auch einst in sein Audienzzimmer, in Begleitung ihrer Tochter, einer Schönen von ungefähr siebenzehen Jahren. Der Kardinal bemerkte die beyden Frauenzimmer sehr bald unter dem übrigen Haufen, wegen ihrer anständigen Mine, und insbesondere wegen der bescheidenen Anmuth der jungen Person. Er näherte sich ihnen, und ermunterte sie mit einem Tone, der fähig war

sie

sie dreiste zu machen, ihm zu melden, ob er ihnen dienen könnte? Die Mutter antwortete mit einigem Errötheu und etwas leise: Sie sähen sich durch wiederholte Unglücksfälle, die zu weitläuftig wären zu erzehlen, auf dem Punkte, noch vor Nacht aus einer kleinen Wohnung, die sie mit ihrer Tochter in der Vorstadt hätte, verjagt zu werden, wenn sie sich nicht entschließen wollte, ihre Augen vor dem unanständigen Ansinnen ihres Wirths an die junge Person zu verschließen; nur fünf Dukaten! — und Jhro Eminenz könnten ihr, und ihrer Tochter das Leben, und die Ehre wieder geben. — Der Kardinal von der naiven Tugend der Mutter, und von der unschuldsvollen Bescheidenheit der Tochter gerührt, schrieb sogleich ein Billet, welches er der ersten befahl, zu seinem Haushofmeister zu bringen, und ermahnete sie zugleich, sie möchten beyde so gute Gesinnungen behalten, so könnten sie sich ferner seiner Gewogenheit versichern. Die gute Frau vor Freuden ganz außer sich, bezeugte ihm nebst der Tochter ihre Erkenntlichkeit auf das lebhafteste, und eilte sogleich mit dem empfangenen Billet zu dem Haushofmeister, der es in seine Brieftasche steckte, und ihr funfzig Dukaten hinzählte. — „Nein, mein Herr! sie irren sich, in der Anweisung stehen nur Fünfe. Ich habe Sr. Eminenz um mehr nicht ge-

beten." — „Sehen sie hier, Madame! (wobey er ihr das Billet zeigte) „meine Ordre enthält, ihnen funfzig auszuzahlen." — „O so hat sich gewiß der Herr Kardinal geirrt." — „Nein, Madame! ich kenne meinen gnädigsten Herrn zu gut. Setzen sie mich nicht in die Gefahr, ihm zu mißfallen!" —

Sie beschlossen endlich beyde, um ihren Streit zu endigen, sich der Entscheidung des Kardinals zu überlassen. Dieser nahm darauf seine Anweisung zurück, stellte eine andere auf fünf hundert Dukaten aus, und sagte zu ihnen: „Beyde haben recht, ich hatte mich wirklich geirrt, ihr Betragen, Madame! beweiset es. Gehen sie geschwind, bezahlen sie ihren Wirth, und verlassen sie ihn; befriedigen sie ihre übrigen Gläubiger, (denn man hat deren immer welche) „und mit dem übrigen statten sie ihre Tochter aus."

* * *

Der jüngst verstorbene General Rufane hat dem Herrn Edward Salmon ein Legat von fünf hundert Pfund Sterlings ausgeworfen, weil dieser in dem Jahr 1745. als Fähndrich unter der Compagnie des Generals, der damals nur Hauptmann war, auf der Insel Sky in einer Rencontre mit rebellischen Hochländern, einen auf den Hauptmann gerich-

gerichteten Säbelstreich, mit seinem Sponton aufgehalten und unwirksam gemacht hatte. Herr Salmon verließ Anno 1749. die Kriegsdienste, und hatte nie die geringste Bekanntschaft mehr mit seinem ehemaligen Capitain, folglich auch dieses Vorfalls gänzlich vergessen; allein der General hingegen vergaß einen solchen ihm erwiesenen Dienst nicht, wie oft zu geschehen pflegt, und hat dadurch bewiesen, daß seine edle Denkungsart ihn seiner ansehnlichen Stelle, eben so würdig, als selbst seine Tapferkeit, mache. —

* * *

Zwo andere Privatpersonen, von Londen, haben sich sterbend einen unsterblichen Ruhm erworben, durch Handlungen der Wohlthätigkeit, die um so viel bewunderungswürdiger sind, als sie zugleich dem Publikum und Privatpersonen nützen.

Der erste heißt Johannes Langham, ein gewesener Offizier von geringem Vermögen. Dieser hat für fünf und zwanzig Soldaten, und eben so viel Matrosen eine gewisse Summe vermacht, die unter diejenigen, von diesen beyden Ständen, die in der Armuth leben, und weder von den Spitälern von Grönwich, noch von Chelsea ein Gnadengehalt haben, vertheilt werden. Jeder von ihnen soll vier

Pfund Sterlings bekommen, und die Altermanns der Stadt London sollen den Auftrag haben, dieses patriotische und menschenliebende Vermächtniß auszutheilen.

Der zweyte war ein unbekannter Privatmann von London, Namens Wilson, dieser hat in seinem Testamente eine Summe von zwanzig tausend Pfund Sterlings bestimmt, Anleihungsweise zwanzig jungen Kaufleuten, die seit zweyen Jahren in der Stadt London gewohnt, und sich daselbst niedergelassen haben, zu vertheilen. Die Zinse der gelehnten Summen sollen alle sechs Monate der Einnahmsstube des Rentmeisters zufließen; und wenn ein Schuldner stirbt, so soll das ihm geliehene Hauptgut sogleich von der Erbschaft abgezogen, und einigen andern Kaufleuten auf die gleichen Bedingungen hin, vorgestreckt werden.

* * *

Der Sohn eines Grand d'Espangne hatte ein Hauptverbrechen begangen. Der König Philipp ließ den Vater des jungen Menschen kommen, erzehlte ihm den Fall, und gebot ihm, selber das Urtheil über seinen Sohn zu fällen. Der Vater weinte bitterlich, allein ohne sich zu bedenken, sagte er mit einer ruhigen Mine: „Sire, die Thränen werden

werden ihnen gezeigt haben daß ich Vater bin — allein ich bin nicht nur zärtlich, sondern zugleich gerecht — Er hat den Tod verdienet." „Ihr beurtheilt ihn als König (sagte der Monarch) ich werde ihn also als Vater beurtheilen müssen. — — Ich verdamme ihn zu einer jährigen Gefangenschaft; und wenn er in dieser Zeit lernt die ersten Regungen seiner Leidenschaften unterdrücken, so werde ich ein eben so lebhaftes Vergnügen fühlen ihn euch wieder geschenkt zu haben, als lebhaft euer Schmerz gewesen wäre, ihn zu verliehren.

* *
*

Als Katharina von Medicis den Franciscus Gouffier, Herrn von Crevecöur und Bonnivet, zu sich hatte kommen lassen, um ihn anzukündigen, daß sein Sohn ein Infanterie-Regiment bekommen hätte, warf er sich zu ihren Füssen, und sagte zu ihr: „Madame! vor ungefehr einem Monat gieng mein Sohn des Abends spät durch eine ziemlich abgelegene Gasse in Paris, und ward von fünf Männern angegriffen; der Hauptmann Lavergne, der von ungefehr darzu kam, zog, ohne ihn zu kennen, seinen Degen, und griff die Mörder mit so vieler Hitze und Herzhaftigkeit an, daß er zween davon sogleich erlegte, und die übrigen drey die Flucht nahmen; erlauben sie also, Madame!

me! daß mein Sohn seinem unbekannten Wohlthäter den Vorrang nicht nehme; sie werden die Gnade, die sie uns erweisen wollten, uns noch weit schätzbarer machen, wenn sie dieses Regiment dem Lavergne schenken werden; seitdem er der protestantischen Religion entsagt hat, hat er sich bey verschiedenen Gelegenheiten rühmlich hervorgethan, sie werden in ihm einen der tapfersten Männer Frankreichs bekommen, und der ihnen ewig dafür verbunden seyn wird; was mich und meinen Sohn betrifft; so kennen sie unsere unzerbrüchliche Zuneigung für Ihro Majestät." — „Ein so erkenntliches Herz als das eure ist, (antwortete Katharina von Medicis,) „erlaubt mir nicht euch diesen Dienst zu versagen; ich gestatte euch was ihr von mir begehret, und werde euern Sohn nicht vergessen."

* *
*

Während der Versammlung der Landesstände zu Blois, Anno 1575. kam Heinrich Ebrard, Sohn des Johannes Ebrard, Barons von Saint Sulpice, in einem Zweykampf in dem Schloßhof durch Johann de Beaune, Grafen von Tours ums Leben. Sobald der Herzog von Alençon, Bruder Karls des Neunten und Heinrich des Dritten, dessen Hofmeister Johannes Ebrard gewesen war, Nachricht

richt davon bekommen hatte, gieng er zu diesem unglücklichen Vater hin, sagte ihm, daß er wüste, wohin sich der Mörder geflüchtet hätte, und daß er ihn unverzüglich wollte gefänglich anhalten lassen. „Thun sie das nicht, mein Prinz! (antwortete der alte Baron von Saint Sulpice in seinem bittersten Schmerz, und unter häufigen Thränen) „ich liebte, wie sie sehen, meinen Sohn zärtlich; so lange ich lebe, werden meine Thränen für ihn fliesen! allein er war der Angreifer, und sein Gegner mußte sich vertheidigen; so empfindlich auch mein Vaterherz ist, so werde ich doch so ungerecht nicht seyn, Rache für seinen Tod zu suchen, und zwey statt eines zu tödten. — Würde er aus seinem Grabe wieder auferstehen, wenn sein Mörder auch in dasselbe hinabstiege?“

* * *

Gui von Daillon, Graf von Lude, und von Pontgibaut, hatte die Herrschaft Magne in Poitau, die bey der Belagerung von Poitiers, Anno 1569. von den Huguenotten geplündert und verheeret worden, indem er den Admiral Coligni zwang die Belagerung aufzuheben. Dieses war für ihn ein Schaden von beynahe hundert tausend Thalern. Karl der Neunte wollte ihn dafür entschädigen, in-

dem sein Eifer für den Staat ihm diesen Schaden zugezogen hatte. Daillon wollte es nicht annehmen. „Sire, (sagte er zu ihm) ihre Schatzkammer ist beynahe erschöpft, und sie haben ihre Finanzen zu dringendern Angelegenheiten nöthig; ich kann auf bessere Zeiten warten, und wenn Sie allenfalls nicht können, es verschmerzen; es ist besser, ich leide, als der Staat."

* * *

Einige reiche Bürger von Dreßden haben unter sich eine Gesellschaft errichtet, um der leidenden Menschlichkeit in dem Theurungsjahre Anno 1770. zu Hülfe zu eilen, und den Armen in der Stadt und in dem Churfürstenthum Arbeit zu verschaffen. Nachdem diese großmüthigen Wohlthäter damit bereits ihren zusammengeschoßenen Fond, und alles das baare Geld, so jeder in seinem Hause gehabt haben mochte, erschöpft hatten, so haben sie freywillig die Edelgesteine ihrer Weiber, ihre Gemählde, Kupfer, Bücher u. s. w. alle diese Gegenstände ihres Geschmacks, Neugierde, oder Neigung aufgeopfert, um daraus eine Lotterie zu machen, die ihnen neue Mittel an die Hand gab, ihre Wohlthätigkeit auszuüben, und die sie ganz zum Vortheil der Armen bestimmten.

* * *

Folgende zween Briefe können meine Leser die schwere Kunst lehren, Freygebigkeiten auf eine würdige Weise zu fodern und zu ertheilen:

Voiture an den Abbt Costar.

Gestern habe ich alles mein Geld verlohren, und noch zwey hundert Pistolen dazu, die ich zu bezahlen versprochen habe. Haben sie so viel vorräthig, so schicken sie mir es unfehlbar zu; wo nicht, so entlehnen sie es. Es mag nun geschehen wie es will, so müssen sie mir diese Summe schaffen, und nehmen sie sich nur wohl in acht, daß niemand diese schöne Gelegenheit mir zu dienen, ihnen vor dem Munde wegschnappe. Aus Liebe zu ihnen, würde es mir leid thun, und, so wie ich sie kenne, würden sie Mühe haben, sich darüben zufrieden zu stellen. Dieses Unglück also zu vermeiden, verkaufen sie lieber was sie haben — Sie sehen die Liebe ist sehr herrschsüchtig. Ich mache mir eine Art von Vergnügen daraus, mit ihnen so umzugehen, und es würde mir noch ein größer Vergnügen seyn, wenn sie eben so mit mir umgehen wollten, aber sie sind gar zu feigherzig — Muß ich also nicht recht viel Vertrauen zu ihnen haben? — Ich will demjenigen, der mir von ihnen das Geld bringt, einen Schein mitgeben. Leben sie wohl.

Ant-

Antwort.

Ich bin ausserordentlich erfreut, daß ich ihnen die kleine Gefälligkeit, die sie verlangen, erweisen kann. Niemals hätte ich gedacht daß man für zwey hundert Pistolen so viel Vergnügen haben könnte. Da ich es aber empfunden habe, so verspreche ich ihnen, immer eine kleine Summe bereit liegen zu haben, um im Nothfall ihnen damit auszuhelfen. — — Befehlen sie also nur dreist was sie haben wollen. Sie können nicht so viel Vergnügen daran finden, mir zu befehlen, als ich mir daraus machen werde, ihnen zu gehorchen. — Indessen aber, so ergeben als ich ihnen auch bin, werde ich es doch sehr übel nehmen, wenn sie mir eine Verschreibung aufdringen wollten.

* * *

Armand von Gontaut, Baron von Biron, und Marschal von Frankreich hatte Zeitlebens in seinem Hause eine ausserordentlich große Anzahl von Bedienten — dennoch geschah' es weder aus Stolz noch aus Pracht, indem er das eine und das andere haßte, sondern aus einem natürlichen Geschmack an wahrer Größe. Ein Majordome stellte ihm eines Tages vor, daß er den größten Theil seiner Bedienten sehr wohl entbehren könnte — „Ich glaube es gern, (antwortete er) allein ehe ich sie fortschicke, muß ich sie fragen, ob sie meiner auch entbehren könnten.“ Diese Antwort schildert uns eine sehr edle und menschenliebende Seele. — Hein-

* * *

Heinrich der dritte erbot Anno 1580. dem Guide Daillon, Grafen von Lude und von Pontgibaut die Stadthalterschaft über Brouage u. d'Aunis, die er dem Saint Luce wegnehmen wollte; er schlug sie dem König ab. „Wie! (sagte Heinrich der Dritte,) ich weiß ihr seyd Feinde. — „Dieses (antwortete Daillon dem König) ist ein Grund mehr um das nicht anzunehmen, das Sie diesem Edelmann entziehen wollen, von dem ich doch sonsten weiß, daß er Ihnen treu und redliche Dienste geleistet hat, und der wie ich glaube die Ungnade Eurer Majestät nicht verdienet."

* * *

Herr Quin, ein vortrefflicher englischer Schauspieler, hatte einen Karakter, der sich auf eine so sonderbare Art auszeichnete, daß er lange der Gegenstand aller Gesellschaften in London gewesen ist.

Herr Thomson, ein Schottländischer Edelmann, und durch sein Gedicht von den Jahreszeiten, durch seine Trauerspiele und andere Schriften berühmter Dichter, war nichts weniger als reich, da er in dieser Hauptstadt anlangte, und sehr oft im Falle sein Mittagsmahl vor fremder Thüre zu suchen.

Die Schulden, die er sich damals zu machen gezwungen sah, waren ihm lang beschwerlich; und sein Gedicht von den Jahreszeiten fieng kaum an, einiges Aufsehen zu machen, als ein alter Schuldgläubiger, der hurtiger als die andern war, vermuthete, jetzt wäre zu seiner Bezahlung der günstigste Zeitpunkt vorhanden, den Dichter anhalten, und gefangen setzen ließ.

Herr Quin, der eben so viel Geschmack als gründliche Gelehrsamkeit hatte, bekommt von Thomsons Unglück Nachricht, eilt sogleich zu dem Unterrichter hin, bey dem der Dichter, bis er bezahlte, oder einen gefälligen Bürgen stellte, gefangen saß, und begehrte mit ihm allein zu sprechen.

„Mein Name (sagte er zu Thomson, als er hinein trat) „ist ihnen vielleicht bekannter, als mein Talent (—— Quin hat die Ehre mit ihnen zu sprechen, und wünscht mit ihnen zu Nacht zu speisen; er verspricht sich auch von ihrer Gütigkeit sie werden ihn verzeihen, daß er sich die Freyheit genommen hat bey dem leidendlichsten Wirth dieses Quartiers eine Mahlzeit zu bestellen."

Der Dichter, entzückt von der Höflichkeit, von dem gütigen Anerbieten, und von dem guten Herzen des Schauspielers, nimmt dasselbe ohne Komplimente an; und nachdem er drey Stunden mit ihm zugebracht hatte, wagt er es endlich, ihn zu fragen,

auf

auf was Weise ein junger schottländischer Schriftsteller, dessen Namen in London kaum noch bekannt wäre, das Glück verdient habe, daß ein so berühmter: und mit allgemeinem Beyfall gekrönter Mann als Herr Quin, ihn auf eine so großmüthige Art bey einem Unterrichter entdeckt, und ihn so edel über sein Unglück getröstet habe?

„Sie wissen nicht alles was ich ihnen zu danken habe (sagte Herr Quin) ich lag an einer Auszehrung krank, die mich bis an die Pforten des Todes führte, als mir ihr Gedicht, die Jahreszeiten in die Hände fiel, und das wahre Vergnügen, so mir diese Schrift gemacht, hat mich seit einem Monat mit neuem Leben beseelt. — Ich hatte ihnen folglich in meinem Testamente hundert Pfund Sterlings vermacht, die ich ihnen viel gesätzmäßiger schuldig worden bin, als was ich dem Arzte bezahlt habe. Allein, nachdem ich alles in reife Erwägung gezogen habe, und sonderheitlich in Betrachtung des Falles, indem sie sich gegenwärtig befinden, habe ich geglaubt, ich thue besser ihnen dieses Vermächtniß bey meinen Lebzeiten zu bezahlen, als den Vollzieher meines letzten Willens damit zu beladen.

Nach dieser Erklärung umarmte der Schauspieler den Dichter auf das zärtlichste, bittet ihn um

seine

seine Freundschaft, ladet ihn ein Morgens darauf bey ihm zu Mittag zu speisen — läßt auf den Tisch einen Banko=Zettel von hundert Pfund Sterlings fallen, und verschwindet, ohne Thomson Zeit zu lassen, darauf zu antworten.

* * *

Mead, ein berühmter englischer Arzt starb Anno 1754. Freind, erster Leibarzt der Königin von Engelland war sein Freund; er wurde Anno 1722. von dem Flecken von Lanceston zum Abgeordneten an das Parlement erwählt, und redete darinn mit großer Heftigkeit wider die Regierung. Diese Aufführung, wurde von dem Hof für aufrührisch angesehen, und zog Freinden den Haß aller Staatsminister zu; man klagte ihn des Verbrechens des Hochverraths an, und im Merzmonat ward er in den Thurm zu Londen gefangen gesetzt. Ungefehr sechs Monate hernach wird der erste Staatsminister krank, und schickt zu dem Dokter Mead, der, nachdem er den Anfang und Fortgang der Krankheit untersucht hatte, ihn seiner Wiedergenesung versicherte, zu gleicher Zeit aber ihm anzeigte, er werde ihm auch nicht einmal ein Glas kaltes Wasser verordnen, bis er einen Befehl unterzeichne, daß sein Freund Freind der Gefangenschaft entlassen seyn soll. Die

Loskaufung wird verworfen — Mead geht weg. Einige Tage hernach, da der Staatsminister seine Krankheit zunehmen sieht, bittet er den König, Freinden seine Freyheit wieder zu schenken. Der Befehl wird ausgefertiget, und der Kranke glaubt nun, Mead werde, um ihn zu heilen, seine ganze Kunst aufbieten; allein Mead bleibt vest bey seinem Entschluße, es nicht eher zu thun, bis er seinen Freund wieder im Schooße seiner Familie siehet. Kaum hat er Freindens Zurückkunft zu seiner Familie vernommen, so wendet er seine ganze Wissenschaft an, den Staatsminister in wenig Tagen gänzlich wieder herzustellen; und denselbigen Abend geht er zu Freinden hin, und übergiebt ihm fünf tausend Guineen, als ein Geschenk, die er für seine Bemühungen empfangen hatte, da er die Patienten seines Freundes während seiner Gefangenschaft bedieute, ohne daß er von dieser Summe nur das geringste für sich behalten wollte.

* *
*

Jacob Amiot, war ein Sohn eines Metzgers von Melun. Er verließ das Haus seiner Eltern im zehnten Jahre; wurde auf der Reise krank, und als ein bedürftiger Mensch in dem Spithal zu Orleans aufgenommen. Sobald er gesund war,

wurde er mit einem Reisegeld von zwölf Sols entlassen. Er schwang sich hernach durch seinen Fleiß durch seine Gelehrsamkeit, und durch seine Tugend zu hohen Würden empor, und war weise genug die Niedrigkeit seines Standes niemals zu vergessen, noch zu verbergen. Als er in dem neun und siebenzigsten Jahre seines Alters starb, vermachte er dem Spithale zu Orleans zwölf hundert Thaler, als eine Erkenntlichkeit für die zwölf Sols, so er von demselben empfangen hatte.

* * *

Hugo Grotius wurde von dem Prinz von Oranien zu einer ewigen Gefangenschaft verdammet, weil er die Freyheit seines Vaterlandes herzhaft vertheidigte. Alle Rechtschaffene wünschten seine Befreyung, und allein seine kluge Frau wußte sie durch ihre Klugheit zu bewerkstelligen. Sie ließ ihm etliche Tage vorher in einer großen Küste neue Bücher ins Gefängniß bringen. Unterdessen mußte sich Grotius immer ein paar Stunden in den Kasten verschließen, um eines so engen Behältnisses gewohnt zu werden. Endlich legte er sich im Ernste hinein, und sie ließ die Küste die Treppe herunter tragen, unter dem Vorwand, daß es die Bücher wären, die ihr Mann bisher gelesen hätte.

Und

Und so brachte sie ihn glücklich in die Freyheit, weil die Wächter des vielen Visitirens endlich überdrüssig geworden, da eine Zeit her immer Kästen hinauf und herunter gebracht wurden. Die Obrigkeit machte sich ein Gewissen daraus, diese kluge Treue einer Frau gegen ihren Mann, als eine Uebelthat zu bestrafen, und sie zog also ungehindert ihrem flüchtigen Manne nach.

* * *

Eine Schauspielerbande, erbot sich, ehe sie 1772. aus der Stadt von Gap verreißte, in der sie sich einige Zeit aufgehalten hatte, das folgende Jahr wieder zu kommen, wenn man ihr bey ihrer Zurückkunft drey tausend Pfunde versicherte. Während dem daß einige Liebhaber sich Mühe gaben, unter den reichsten Leuten des Orts, Subscribenten für diese Summe zu sammeln, hörte der Herr von Narbonne Lara, damals Bischoff dieser Stadt, von diesem Vertrage der Schauspieler, und von der Mühe die man sich gab denselben ins Werk zu setzen, reden, und schlug den rechtschaffensten und vornehmsten Männern dieser Stadt vor, die Bestimmung dieser Subscription in eine nützlichere Handlung zu verwandeln, zu deren Gunsten er versprach, eine eben so starke Summe, als diejenige so man zu sammeln

trachtete, hinzuzufügen. Diese Stiftung, die mit vieler Dankbarkeit angenommen ward, besteht in einer Art Leih-Haus, dessen Gegenstand ist, ein Kornmagazin aufzurichten, und zu unterhalten, aus welchem man zu gewissen Zeiten des Jahres, auf die Versicherungsscheine der Herren Pfarrer hin, denjenigen Bürgern, die, ohne in der Klasse der Bettelarmen zu seyn, doch, wenn man ihnen nicht zu gewissen Jahreszeiten beyspringt, Mangel leiden müssen, Frucht austheilt. Diese nur geliehene Frucht, muß wieder in der günstigen Jahrszeit mit einem zwölftheile Aufgabe in das Kornmagazin zurückgegeben werden; welches hinlänglich ist, um diese reiche Quelle der Großmuth zu unterhalten, und zu vermehren. —

So eben lese ich den bey diesem Anlaß ausgegebenen Hirtenbrief dieses verehrungswürdigen Prälaten, er ist mit einer Verordnung begleitet, die von der Empfindlichkeit selber eingeflößt, und von der Klugheit selber abgefaßt ist; es ist sonderheitlich ein Artikel, den die Menschenliebe selbst ihm in die Feder angegeben zu haben scheint; nemlich der fünf und zwanzigste, wo er sagt, daß der Ueberrest, der zu dem immerdaurenden Vorrath bestimmten Frucht unter die ärmsten Leute vertheilt werden soll — unter solche, die ihre Armuth ausser Stand setzt, an

dem Nutzen dieses Magazins Theil zu nehmen, weil sie nichts bezahlen, und weder Pfänder noch Bürgen zeigen können.

Wie sehr beklagen die Einwohner der Gemeinde von Gap den Verlust dieses würdigen Prälaten, den der König zum Bischoff von Evreux ernannt hat? Welche süße Hoffnungen für seine neue Heerde? Welch ein Beyspiel für wohlthätige Seelen?

Wie sehr werden nicht mit mir alle wahre Menschenfreunde wünschen, daß man in jeder Hauptstadt Europens ein Leih-Haus von dieser Art, aber von einem ausgedehntern Umfange hätte? Wäre nicht dieses das einzige Mittel, diesen unglücklichen und landesverterblichen Wucher zu vertilgen, der das ganze Glück des armen Bürgers verschlingt, und eine allzuleichtsinnige Jugend in die Armuth stürzt?

* * *

Ewig werden die Schweizer das Andenken Arnolds von Winkelried, eines Edelmanns von Unterwalden, verehren. Anno 1686. in der Schlacht bey Sempach, rückten die Eidsgenossen in einer gespitzten Schlachtordnung, auf die Oesterreicher, ihre Feinde, los. — Diese hatten sich in einen gevierten Haufen gestellt, und hielten die Spieße so

vest zusammen, daß es den Schweizern unmöglich fallen sollte, in ihre Schlachtordnung einzubrechen. Sie gaben sich auch lange vergebliche Mühe, die vordersten Glieder des österreichischen Adels zu trennen. — Vom Kopfe bis zu den Füssen mit Harnischen bedeckt, mit Lanzen und Spießen bewaffnet, boten sie ihnen eine Spitze von Eisen. — Es hatten schon bey sechzig Schweizer umsonst das Leben eingebüßt, als Winkelried den heldenmüthigen Entschluß faßte, sich für sein Vaterland aufzuopfern. „Meine Freunde! (sagte er zu ihnen, da sie muthlos zu werden schienen) „ich gebe mein Leben, um euch den Sieg zu erkaufen freudig hin, nur empfehle ich euch meine Familie. — Folget meinem Beyspiele muthig nach." Sogleich verwandelt er die Schlachtordnung in ein Dreyeck, steht an die Spitze, dringt in die Mitte der Feinde ein, umfaßt so viel Spieße derselben, als er ergreifen konnte, drückt dieselben mit den obern Leib zu Boden, und bahnt also durch einen freywilligen Tod den Seinigen einen Weg in die Feinde. Von Stund an wendete sich das Glück. — Die Eidgenossen machten eine schreckliche Niederlage unter diesen Edlen, die an Kräften ziemlich erschöpft waren, und sich in der Verwirrung nicht mehr helfen konnten. Vielen zerspalteten sie mit gewaltigen Hieben den Helm und das Haupt — andere schlugen sie mit Keulen nie-

der

der, und zerschnitten die Riemen an den Panzern, um diese ohnmächtigen Feinde zu erwürgen — viele, die zu Boden gestürzt wurden, verschmachteten von der Hitze des Tages unter der Last ihrer Waffen.

* * *

Herr S*** verliert einen Freund, der ihm nach seinem Todte seine Schulden, und zwey minderjährige Kinder, ohne einiges Gut, in seinem Testament vermacht. — Der überlebende Freund vermindert plötzlich seine Ausgaben, verkauft Kutschen und Pferde, schafft seine Bedienten bis auf einen ab, bezieht ein Haus in der Vorstadt, von da er alle Tage zu Fuß in den Pallast geht, die Pflichten seiner Stelle zu erfüllen. Sogleich giebt man ihn für einen Geitzhalz aus, man sagt, daß er durch eine liederliche Aufführung sich sein Unglück muthwillig zugezogen; kurz, es ist keine Verläumdung, der er sich nicht ausgesetzt sieht. — Alles dieses erträgt er standhaft, ohne sich einmal die Mühe zu geben, sich zu rechtfertigen. Endlich nach dem Verfluß von zwey Jahren, erscheint Herr S*** in der Welt wieder in seiner vorigen Pracht; er hatte nun alle Schulden seines Freundes bezahlt, und sich eine Summe von zwanzig tausend Pfunden erspart, die er zum

Nutzen der Kinder seines Freundes auf Interessen legt. — Schade, daß uns der Schriftsteller, der uns diese kleine Geschichte erzählt, diesen würdigen Mann der der Menschlichkeit eben so viel Ehre macht, als der Freundschaft, nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Geschlechtes nennt! — Wer verdiente besser als er, von der Nachwelt gekennt zu werden?

*
* *

Ein Bauer gieng einst mitten im Winter zu seinem Pfarrer hin, und da er wahrnimmt, daß keines seiner Zimmer weder ausgetäfelt noch tapezirt ist, und daß er vor Kälte, ob er sich gleich in einen Pelz eingewickelt hatte, seine Predigten beynahe nicht schreiben konnte, fragt er ihn warum er um sich vor der Kälte zu schützen seine Mauern nicht habe vertäfeln, oder wenigstens tapezieren lassen? Der redliche Pfarrer antwortet ihme, indem er mit dem Finger auf zwey Arme weißt, für die er sorgte. „Lieber will ich, daß diese Arme — meine mir vertrauten Schaafe — gekleidet seyen, als meine Mauern — lieber will ich frieren, als daß diese — meine lieben Kinder frieren.“ Ist es nicht zu bedauern, daß diejenigen, so zuerst solche Anekdoten gesammelt, uns so sorgfältig die Namen dieser edeln Menschenfreunde verborgen haben, als ob ihr Name ein Verbrechen wäre?

Ob-

* * *

Obgleich der Marschall von Guebriant, sehr hart und lebhaft von dem General Banier war hinleidiget worden, so machte er doch, als dieser in die Hände der Kaiserlichen gefallen war, zehen Tagereisen, ohne auszuruhen, um ihn zu befreyen, und sein Leben, und seine Ehre zu retten. — Die Officiers von seiner Armee, wollten ihn von diesem Vorhaben abwendig machen, und stellten ihm die Gefahr vor, der er sich dabey aussetzte. „Nein, nein, sagte er) es wäre ungerecht und niederträchtig, wenn Privatzänkereyen das Wohl des Staates untergraben sollten, und wenn ich, um meines Feindes los zu werden, die Schweden, die vornehmsten Verbundenen von Frankreich, und die Befreyer von Deutschland, in Stücken hauen liesse.“ Sein Unternehmen gelang ihm, wie es seine Großmuth verdient hatte.

* e

Die Eidgenossen, nemlich die Völker von Bern, Lucern, Zug, Solothurn, Uri, Schweiz, Unterwalten, Zug und Appenzell, zogen Anno 1444. mit gesammter Macht vor Greiffensee,

 ein

ein Schloß im Zürcher Gebiet, um es zubelagern. — Die Besatzung daselbst belief sich auf ein und achtzig Mann. Ihr Anführer, der sogenannte Wildhans von Breiten Landenberg, ermunderte sie zu einen tapfern Widerstande. Wie sie sahen, daß sie sich in dem Städtchen nicht erhalten konnten, zündeten sie selbiges an, in der Hofnung, mit mehrerem Erfolg das Schloß zu vertheidigen. Die Belagerer sahen keinen andern Weg sich des Platzes zu bemeistern, als durch Untergrabung der Mauern, und griffen also diese Arbeit auf der Seite gegen den See, wo die Mauern am schwächsten waren, eifrig an. Derjenige der ihnen dazu gerathen, ward nach geendigtem Kriege, zur Strafe dafür, in der Stadt Zürch, zu deren Unterthanen er gehörte, mit dem Schwerdt hingerichtet. Den Belagerten gelang es, das Schirmdach der Untergräber mit einem großen Altarsteine zu zerschmettern, aber diese richteten ein stärkeres auf. Da endlich die erstern sahen, daß sie den Händen ihrer Feinde nicht entgehen konnten, ergaben sie sich an die Gnade der Eidgenossen.

Die Hauptleute theilten die Gefangenen zur Bewachung unter die ihrigen aus und liessen durch Beutmeister die Plünderung des Schloßes veranstalten. Den folgenden Tag hielten sie vor dem ganzen Heer ein Blutgericht, in welchem die Gefangenen, wider das gegebene Wort zum Tode verurtheilt wurden.

den. Es waren gelindere Meynungen gefallen; einige wollten nur, die, so darinn um Sold gedient hatten, hinrichten, alle übrigen aber, die ihren Obern gehorsam gewesen wären, und ihre Pflicht gethan hätten, ledig geben; und einer von dem Zugerberge machte triftige Vorstellungen, daß man ohne Unterschied alle losgeben sollte. — Aber der Landamtmann Reding von Schweitz bediente sich des Ansehens, das ihm seine Eigenschaften, sein Kriegsglück, und insonderheit sein unversöhnlicher Haß gegen Zürch erworben hatten, um den grausamern Schluß zu behaupten; unter dem Vorwande: diese Leute verdienten andern zum Schrecken, wegen ihres hartnäckigen Widerstandes, gestraft zu werden. — Hans von Landenberg stand mit den andern Gefangenen in der Reihe, und hörte dem Streit um ihr Leben zu. Als er das Todesurtheil vernahm, sprach er: Liebe Herren, warum wollt ihr doch den wackern Männern ihr Leben nehmen, die nichts verschuldet haben, als daß sie thaten was Ehre und Eid ihnen auferlegten? Hätten sie nicht gethan, was sie als Gehorsame gethan haben, so wären sie des Schwerdtes würdiger. Ich bitte darum vergreift euch nicht an den Unschuldigen; oder nehmet mich für sie, und lasset euch an meinem Tode genügen." Wie er sahe daß sein Fürspruch auf die ergrimmten Richter keine Wirkung machte, sprach er zu seinen un-

unglücklichen Gefährten: „Wohlan, ich soll euch mit meinem Beyspiel lehren, wie ihr durch eine standhafte Aufführung ein unverdientes Urtheil beschämen könnet. — Es sey dann, tapfere Männer, weil es nicht anders seyn kann; und ich will im Namen des Allmächtigen der erste seyn, der vor euern Augen als ein Mann von Ehre stirbt, damit euer keiner denke daß ich unterschieden seyn wolle, oder daß ich hoffe, wenn ihr todt seyd endlich noch mein Leben zu fristen, nachdem ihr durch euer Blut den Zorn diser Feinde werdet gestillet haben." Selbst der Scharfrichter war so sehr von diesem Heldenmuth gerührt, daß er zu verschiedenen malen, wenigstens für einen Theil dieser Opfer der Rache, Gnade gesucht haben soll; aber umsonst. — Es wurden ihrer der Ordnung nach zwey und sechzig in einer Wiese bey dem kleinen Dorfe Nähiken enthauptet. Zehen allein wurden aus Mitleiden wegen ihres hohen Alters oder ihrer Jugend beym Leben erhalten. — Sechs Mann hatten die Belagerten nach ausgestandener vier wöchentlicher Belagerung verloren, und noch hätten sie das Schloß nicht übergeben, hätte nicht die eine Seite der Mauer angefangen zum Einsturz zu sinken, und sie von Zürch aus so lange vergebens auf einen Entsatz gewartet!

* * *

Als Carl der Neunte König in Frankreich allen Kommandanten seiner Provinzen den blutdürstigen Befehl zu dem bekannten Protestanden Mord zuschickte, an dem Bartholomäustage — Ein schwarzer finsterer Tag, der aus den Jahrbüchern der französischen Nation ausgemerzt, und dessen Wirklichkeit die Nachwelt zur Ehre der Menschlichkeit niemals glauben sollte, antwortete der Graf von Orthe Kommandant von Bayonne, dem König in einem standhaften Tone:

Sire:

Ich habe den Befehl Euer Majestät Ihren getreuen Unterthanen und Offizieren unserer Garnison bekannt gemacht. Ich habe unter ihnen nur gute Bürger und tapfere Soldaten, aber nicht einen einigen Scharfrichter gefunden; darum bitten sie und ich, Euer Majestät in aller Demuth und Unterthänigkeit, unsere Arme und Leben zu möglichen Sachen zu gebrauchen. — So gefährlich sie auch immer seyn mögen, so werden wir freudig daran bis auf unsern letzten Blutstropfen wagen."

Man lebt wieder von neuem auf, wenn man sieht, daß selbst zu dieser barbarischen Zeit die Menschlichkeit nicht ganz aus allen Herzen ausgerottet war, allein der plötzliche Tod des Grafen

von Orthe machte glauben, daß seine Großmuth mit Gift belohnt worden wäre. — Ein Ende, das er nach seinem heldenmüthigen Schritt, sehr leicht voraussehen konnte!

* * *

Johann Hennuyer Bischoff von Lisieux, gab in diesen Zeiten der Wuth und der Schwärmerey ein eben so erhabenes Beyspiel von Menschenliebe, das allein ihn unsterblich zu machen verdient. — Da der königliche Lieutnant seiner Provinz ihm den Befehl mittheilte, den er von Hofe empfangen hatte, alle Protestanten von Lisieux, ohne Unterschied zu ermorden, weigerte er sich diesen Befehl anzunehmen, stellte eine förmliche Protestationsacte dagegen aus; versammelte zu größerer Sicherheit der Kalvinisten sie alle in seinen Pallast, und in die Kirchen — ruft alle seine ihm untergebenen Priester zusammen, befiehlt ihnen, ihrer Heerde von Frieden und Duldung zu predigen, ihnen den Mord, und alle Gewalthätigkeiten aufs ernstlichste im Namen des allmächtigen Gottes, dessen Stelle sie vertreten, zu untersagen, und sie zu aufrichtiger Buse zu ermahnen, um die so grausam beleidigte göttliche Gerechtigkeit wieder zu entwaffnen. — Er selber ermundert und tröstet die Kalvini-

nisten: „Fürchtet euch nicht — immer steht mein Haus und mein Herz euch offen. — Seyd ihr nicht auch meine Heerde, auch meine Schaafe — Bin ich nicht auch euer Hirte — Glauben wir nicht beede an den gleichen Gott — an den gleichen Erlöser. — Man hat unsern guten König mit einem schlimmen Rathschlage überrascht. – Unglückliche Sterbliche, daß sie so wenige Freunde haben! — Zweymal hat er seine Gedanken geändert — sollten wir nicht noch eine dritte Veränderung hoffen dörfen — hat er mir doch selber geschrieben, daß er keinen Theil an dieser abscheulichen Handlung haben wolle, und sich selber über das bereits vorgegangene entschuldiget. — Ich wenigstens glaube ihm am treusten zu dienen, wenn ich ihm in einer so wichtigen Sache Zeit zur Ueberlegung lasse. — Hat nicht der oberste Regent des Himmels und der Erden, die Herzen der Könige selber in seiner Hand. — Trauet auf ihm, er wird alles zum besten lenken. — — Weit entfernt, ihm ungehorsam zu seyn, würde ich mich eines Hochverraths schuldig zu machen glauben, wenn ich nicht gegen ihn selber seine getreuen, und gehorsamen Unterthanen beschützte. — Immerhin werde ich für eure Bekehrung beten, meine Kinder, und euch durch Mäßigung, Tugend, Duldung und Sanftmuth von der Vortreflichkeit meiner Religion zu überzeu-

gen

gen trachten — aber entweder will ich an eurer Spitze — und in eurer Armen mit euch sterben — oder auch euch soll nichts Böses wiederfahren."

Die Calvinisten umarmten den großmüthigen Bischoff, und die Catholische Priester, und küßten sich beüderlich. — Hand in Hand vereinten sie ihre Gebeter zum Höchsten, und durch diesen klugen Aufschub ward allen Protestanden seiner Stadt, und seiner Gemeine, das Leben gerettet. Freylich ist diese Handlung eher blos menschlich, als erhaben an sich; allein die Person die sie ausgeübt hat, und die Art, wie sie ausgeübt worden ist, macht sie erhaben. — Wie? ist es nicht ein großes und merkwürdiges Beyspiel, daß ein katholischer Bischoff, während dem, daß Rom um die ganze Katholicität, diese im Namen Gottes begangene Mordthaten, rechtfertiget und heiliget, sie verabscheuet, sich so zu sagen, ganz allein den Befehlen eines schwachen aber rasenden Königs, eines niederträchtigen aber rachsichtigen Hofes, widersetzt, und mit unerschrockenem Muth diese unglücklichen Opfer, die die Schwärmerey, und eine eben so blinde als barbarische Staatskunst vertilgen wollten, vertheidigte. — Freylich war er nicht der einige in offentlicher Würde stehende Mann, der sich durch diese Standhaftigkeit rühmlich unterschieden hat, allein wie klein war nicht die Anzahl

derjenigen, die sich damals des Namens (ich will nicht sagen des Christen, sondern nur des Menschen) nicht ganz unwürdig gemacht haben. — Kaum schienen fünf oder sechs Offiziers, noch einige Funken von Gerechtigkeit, Menschenliebe und gesundem Menschenverstand aus dem allgemeinen Schiffbruche gerettet zu haben. — Allein dieser Eifer, diese Menschenliebe eines Priesters der am Hofe lebte, und Beichtvater eines Königs gewesen war, soll uns weit stärker rühren: und heut zu Tage noch in ein angenehmes Erstaunen setzen.

* * *

Mandelot, Gouverneur von Lyon, bekam Nachricht, daß einige Huguenotten der Wachsamkeit ihrer Mörder entronnen wären, sogleich wollte er den Scharfrichter nachschicken, und ihn zwingen, sie, wo er sie auch antreffen möchte, zu tödten; allein dieser wackere Mann antwortete ihm ganz unerschrocken: „daß er zwar ein Scharfrichter, aber kein Meuchelmörder wäre, und niemals tödtete als Zufolge den Befehlen der Justiz." Wie sehr muste nicht der Gouverneur durch diese Antwort des redlichen Scharfrichters beschämt werden?

* * *

Zu Senlis versammelten sich die Einwohner des Ortes, als der Befehl zu Ermordung der Huguenotten, den 24. August 1572. (den Tag der Parisischen Bluthochzeit selber) vom Hofe kam, und riethen den Protestanden diese Stadt zu verlassen — halfen ihnen alles, was sie von ihrem Geräthe mitnehmen konnten, in der Geschwindigkeit zusammenpacken, gaben den Dürftigen noch von ihrem Gelde und Lebensmitteln mit — nahmen mit Thränen von ihnen Abschied, und retteten ihnen so in der Stille ihre Güter und das Leben. The Thon schreibt zwar diese Enthaltsamkeit auf Rechnung der Montmorencis, aber ohne Grund. —

* * *

Ein Krämer von Smyrna hatte einen Sohn, der, nachdem er sich die mittelmäßige Auferziehung, die dieses Land erlaubet, zu Nutze gemacht hatte, bis zu der Ehrenstelle eines Naibs, das ist, des Stadthalters des Cadi gelangt war, deren vornehmste Pflicht ist über die Gewichte und Maaße, deren sich die Kaufleute im Handel und Wandel bedienen ein Aufsehen zu haben.

Eines Tags, da diese Magistratsperson ihre gewöhnliche Runde hielt, warnten einige Nachbarn des alten Krämers, die seit langer Zeit seine Betrügerey im Handel und Wandel kannten, denselben, daß er sich vor diesem Besuche in acht nehmen sollte, daß sein Gewicht und Maaß entweder sorgfältig verbergen, oder vertauschen sollte. —

Allein der alte Sünder, der sich darauf verließ daß der Naib, sein Sohn, ihn nicht die Schande einer öffentlichen Beschimpfung blos stellen dörfte; weit entfernt, sich diese Nachricht zu Nutze zu machen, begnügte sich darüber zu lachen, und erwartete ruhig, an der Thüre seiner Bude, den Besuch dieser Magistratsperson.

Der Naib, der seit langem wußte, wessen sein Vater fähig war, und der ihn mehr als einmal vergebens gewarnet hatte, seine Aufführung zu ändern, entschloß sich endlich, ihn, andern zum Beyspiel, abzustrafen.

„Guter Freund (sagte er in einem ernsthaften Tone zu ihm) „Bringt uns eure Waagschaalen und Gewichte, sie müssen öffentlich untersucht werden.“

Der alte Krämer lachte vom neuem, bat seinen Sohn weiters zu gehen, und bey seiner Zurückkunft, bey ihm zu Mittag zu speisen. „Nein, (sagte ihm der Naib, mit stolzer Mine,) „ich will zuerst sehen ob eure Sachen in der Ordnung sind. —

Soldaten! im Augenblick bringt mir seine Waagen und Gewichtsteine hieher:" Der Vater hört alle seine Waaren und Geräthe für falsch und betrüglich erkennen, sieht es in Stücken zerschmettern, glaubt die ganze Sache sey nun abgethan, und ausgemacht, und schien sich schon darüber zu trösten; allein sogleich verfällt ihn der Naib nicht nur zu funfzig Piasters Strafe, sondern auch zu eben so vielen Stockschlägen auf die Fußsohlen; welches auch augenblicklich des Schreyens und Bittens des Greißen ungeachtet, vollführt wurde.

Darauf stieg der Sohn vom Pferde, und fiel zu des Krämers Füssen. „Mein Vater (sagte er weinend zu ihm) ich habe meine Pflicht gegen Gott, gegen meinen Fürsten, gegen mein Vaterland, und Kraft der Stelle die ich bekleide, erfüllt. Erlaubet nun, daß ich seufzend erstatte, was ich der Natur schuldig bin, — Die Gerechtigkeit (fuhr er fort) ist blind, sie ist die Hand Gottes auf Erden; sie verkennt Eltern und Verwandte. Diese Gerechtigkeit habt ihr beleidigt; ein anderer hätte euch auch dafür bestraft. Mich schmerzt es, daß es mich getroffen; allein meine Pflicht war mein höchstes Gesetz. Seyd in Zukunft gerechter, und weit entfernt mich zu tadeln, bedäuert einen Sohn den ihr gezwungen habt, so grausam gegen euch zu seyn."

Die

Diese Begebenheit kam dem Sultan zu Ohren, er erhob den Naib zu der Stelle des Cadi; von der er Stufenweis bis zu der Würde des Veziers sich schwung. Eine Stelle, die, wie man sagt, weder vor ihm, noch nach ihm, niemand würdiger beklei- det hat, als er.

* * *

Ein Engelländer hatte zween Söhne, die er bey- de gleich zärtlich liebte, und an denen er weder Mühe, Geld, noch Sorgen sparte, um ihnen eine gute Auferziehung zu geben. Der älteste ward in schlimme Gesellschaften hingerissen — überließ sich den schändlichsten Ausschweifungen, und machte sich dadurch bey seinem Vater so verhaßt, daß er ihn enterbte, und seinen jüngern Bruder, dessen Nei- gungen, Sitten und Aufführung undatelhaft waren, in seine Rechte einsetzte. Der Vater starb, ohne das Vergnügen genossen zu haben, noch vor seinem En- de diesen ältern Sohn in seine Arme zu schliessen, den die Folgen seiner Ausschweifungen in den er- bärmlichsten Zustand versetzt hatten; allein zu glei- cher Zeit thaten sie bey ihm die heilsame Wirkung, daß er seine Fehler bereute, und hoffen ließ, daß er in die gerade Bahn der Rechtschaffenheit zurück-

zehren würde. Er kam nach London — sein jüngerer Bruder erfuhr es, und schrieb ihm in folgenden Ausdrücken:

Hier mein lieber Bruder, übersende ich dir das Testament meines Vaters, der mich zum allgemeinen Erben seines ganzen Haabes und Gutes eingesetzt hat. Wenn ihm Gott das Leben bis auf diese Stunde verlängert hätte, so hätte er gewiß diese Verordnung nicht gemacht; er schloß nur den Menschen aus, der du damals warest, und ich übergebe es jetzt demjenigen, der du heute bist.

Ich bin u. s. w.

* * *

Franz von Casillac, Freyherr von Cessac hatte eine Summe von vierzig tausend Thalern eingenommen. Der Staatssecretair von Brüland ließ ihn bitten ihm solche zu leihen. Er sagte, daß er ihm die Antwort des folgenden Tages würde wissen lassen. Er wußte, daß Brüland, der sich ganz sicher glaubte, in Ungnade gefallen wäre, und entsetzt werden würde. Auch erhielt der Minister gleich Tags darauf seinen Abschied, und sobald dieses bekannt worden war; schickte ihm Casillac die vierzig tausend Thaler. — Ein ungewöhnliches Beyspiel bey Hofe!

* * *

Auf die Stimme Colberts kommt Bernini von Rom auf Paris. — Damals war er der größte Baumeister Europens. — Man führte ihn in das Louvre — er bewunderte darinn aufrichtig die geschickte Hand Perraults. „Ey (sagte er zu den Umstehenden) wenn Paris in seinem Schoose solche Meisterstücke der Kunst, solche erhabene Künstler nähret, warum mußte ich denn aus Italien kommen?" Dies ist die Sprache des wahren Verdienstes — frey, bescheiden und redlich — der Neid ist zu seinen Füssen — der Friede in seinem Herzen.

* * *

Es sagte einst jemand zu dem berühmten Italienischen Dichter Tasso, daß er eine erwünschte Gelegenheit hätte, sich an einen Menschen zu rächen, der ihm tausend Verdruß verursachet hätte, Tasso antwortete: „Ich für meine Person würde ihm nicht seine Güter, nicht sein Leben, nicht seine Ehre nehmen. Nur würde ich mich bemühen, diesen neidischen Menschen von seiner Feindschaft gegen mich zu befreyen. — Der Haß ist immer eine unangenehme Empfindung."

* * *

Die Stadt Calais, die Anno 1346. von Eduard dem Dritten, König in England belagert ward, zeigt uns eines der merkwürdigsten Beyspiele der Vaterlandsliebe der Franzosen. Eduard zwang die Stadt den 3. August 1347. durch Hunger zur Uebergabe. Dieser König aufgebracht, daß er den Kern seiner ganzen Armee vor dieser Stadt, die ihn beynahe ein ganzes Jahr aufgehalten, verlohren, weigerte sich zuerst mit den Einwohnern derselben in die geringste gütliche Unterhandlung einzutreten. Die eine wollte er auslösen, und die andere über die Klinge springen lassen. Auf die Vorstellungen seiner Generale hin aber, die mit Grunde besorgten, eine solche Aufführung möchte die Franzosen berechtigen ihnen das Gegenrecht zu halten, begnügte sich der Brittische Monarch mit sechs einigen Opfern seiner Rache, die ihm, mit entblößtem Haupte den Strick um den Hals, und die Schlüssel der Stadt, in den Händen, sollten vorgestellt werden. Als Mauni im Namen Eduards den Einwohnern von Calais den letzten Willen des Siegers verkündigte, bat ihn der Kommandant da zu bleiben, um der Erklärung dieses letzten Willens vor dem Volke beyzuwohnen. Alle Einwohner waren auf dem Platze versammelt, und erwarteten die Antwort Eduards, mit der bangen

Un-

Unruhe, mit der man zwischen der Furcht des Todes, und der Hoffnung zum Leben schwebt. So bald dieser Befehl kund gemacht wurde, so verrieth ein tiefes Stillschweichen die Niedergeschlagenheit aller Herzen. — Schauervoll sahen sie sich an, und suchten mit Entsetzen diese sechs Opfer für das allgemeine Beste, welche zu finden, sie beynahe alle Hoffnung aufgaben. Dieses lange Stillschweigen ward durch ein von Schluchzen, Seufzern und Thränen unterbrochenes Geschrey gestöret. — Johann von Vienne, ihr tapferer Kommandant, ein auf dem Walle unerschrockener Krieger, ward jetzt ein Mitleidsvoller Bürger, und vermischte seine Seufzer mit den ihrigen. — Mauni, selbst ein Zeuge dieses so rührenden Schauspiels, konnte die Thränen, davon seine Augen überflossen, nicht zurück halten. Indessen verfloß die kurze ihnen bestimmte Zeit; man mußte sich entschließen. Eustachius von St. Pierre stand mitten aus der Menge dieser jammernden Bürger unerschrocken auf, und sprach: „Meine Herren! es wäre ein großes Verbrechen ein Volk, wie dieses ist, durch Hunger, oder andere Plagen umkommen zu lassen, wenn man irgend ein Mittel erfinden kann es zu verhüten, und es wäre eine große Gnade vor unserm Herrn, wenn es jemand davor verwahren könnte. — Auch habe ich mit Recht eine so große Hoffnung, von meinem

Gott Verzeihung zu erhalten, wenn ich sterbe um dieses Volk zu retten, daß ich selber gleich der erste seyn will. Kaum hatte er ausgeredt, so empfieng er die reinste Belohnung von der Erkenntlichkeit seiner Mitbürger, jeder (wie Froissard sagt) betete ihn beynahe aus Mitleid an; sie fielen zu seinen Füssen nieder, und benetzten sie mit ihren Thränen. Wie allmächtig ist die Gewalt der Tugend; Johann Daire, ein herzhafter Nachahmer Eustachens seines Vetters, stellte sich neben ihn hin, vest entschlossen, die Ehre, für das Vaterland zu sterben, mit ihm zu theilen. Jacob und Peter Wissand, Gebrüder und Verwandte dieser großmüthigen Märtyrer, opferten sich ebenfalls auf. Warum hat die Geschichte, die uns die Namen so vieler unnützen, und dem menschlichen Geschlechte schädlichen Männer aufbewahret hat, der Namen der zwey letzteren Opfer für das Vaterland uns aufzuzeichnen vergessen? Der Kommandant, dem die Schwachheit seines hohen Alters, Krankheiten und Kummer nicht erlaubten zu Fuße zu gehen, stieg zu Pferd, und begleitete sie bis zu dem Stadtthore; da übergab er sie in Maunis Hände, und ersuchte ihn für sie bey dem Könige um Gnade zu bitten. Sie erschienen vor dem Brittischen Monarch, und boten ihm die Schlüssel der Stadt an. Alle Hofleute und Generals

nerals die den König umgaben, konnten das Mitleiden und die Bewunderung, die ihnen eine so seltene Großmuth einflößte, nicht verbergen; man hörte um den König her ein verwirrtes Gemurmel, das von einem allgemeinen Mitleden erregt ward. Eduart allein schien unerbittlich: sahe sie mit strenger ernsthafter Mine an, und befahl daß man sie zur Todesstrafe hinführen sollte. — Man kann nicht anders als über so viele Härte bey einem Könige, den man sonst immer für großmüthig gehalten hatte, erstaunen. Vergebens warf sich der Prinz von Wallis zu seinen Füssen nieder; — man mußte glauben der Zorn hätte in diesem Augenblick die Augen des Königs mit einer Binde verhüllt, die ihm die Schändlichkeit einer solchen Uebereilung verbergen müßte — er wiederholte den Befehl den Scharfrichter kommen zu lassen. — „Laßt den Kopfabhauer kommen! (sagte er) Es wäre um diese rühmliche Unglücklichen, und um die Ehre Eduards geschehen gewesen, ohne die Königinn, seine Gemahlinn, die damals bey der Armee geblieben war, allein in eben diesem kritischen Augenblicke tritt diese Verehrungswürdige Prinzeßinn in das Zimmer hinein, wirft sich zu den Füßen ihres Gatten nieder, und beschwört ihn bey den mächtigsten Beweggründen der Ehre, der Menschlichkeit, und der Religion seinen Sieg durch eine so niedrige Rache nicht zu beflecken.

Der

Der Monarch schlug die Augen nieder — schwieg eine Weile still, und rief endlich aus: „Ey, Madame! viel lieber wollte ich, daß sie anderswo als hier wären — sie bitten mich so rührend, daß ich ihnen nichts verweigern kann. Ich übergebe sie ihnen, machen sie damit was ihnen beliebt.“ Sogleich ließ sie die Königinn in ihr Zimmer führen — von neuem kleiden — befahl, daß man ihnen ein Mittagsmahl bereiten sollte, und schickte sie mit einer sichern Bedeckung zurück, indem sie jedem von ihnen sechs Edelleute zur Begleidung gegeben hatte. ⸗⸗

*
* *

In einer Rechtssache, wo der Streit die Summe von dreißig tausend Thalern betraf, die Johann der Dritte, König von Portugall, ein Sohn Emanuels, mit dem Beynamen der Glückliche, an einen Privatmann forderte, wurden auf seinen Befehl vier Männer zu Richtern erwählt, und diesen vieren fügte er Franzisco, Dias Damaral bey, dem nichts in der Welt bestechen konnte. Die beyden ersten hatten nicht so bald zu Gunsten des Königs gesprochen; als Dias Damaral aufstund, und zu dem König sagte: „Sire! nicht einen Augenblick würde ich anstehen von dergleichen Meynung, wie diese beyden Herren zu seyn, wenn ich nur auch den

den geringsten Schatten von Gerechtigkeit dabey finden könnte;" und sogleich erklärte er die Sache nach den Gesetzen so deutlich, und so umständlich, daß die zween Richter die noch nicht geredet hatten, so wie er zu Gunsten des Privatmanns sprachen. Der König dankte dem Dias Damaral für seinen Spruch und vermahnte ihn sein eigenes Interesse niemals in die geringste Erwägung zu ziehen, so oft er etwas ungerechtes fordern würde.

* * *

Johannes Steiger, Schultheiß von Bern, Anno 1562. stand in einer öffentlichen Feindschaft mit dem andern Schultheiß Franz Nägeli lange Jahre jedoch aus ihren Mitbürgern unbekannten Ursachen. Diese Feindschaft gieng so weit, daß keiner ohne bey sich gehabte starke Begleitung auf das Rathhauß, in die Kirch und vor die Stadt heraus gehen dörfen, sie auch etlichemal wirklich einander in die Haare gerathen, und alle angewandte Mittel, sie zu versöhnen, fruchtloß angewendet worden. — Johannes Steigers Ehegattinn, Barbara Willading, starb nach einer unfruchtbaren Ehe Anno 1566. Er war einer der reichsten Privatmänner seiner Zeit, und besaß nebst drey Frey- und neun Herrschaften, auch viele Landgüter an den Genfer- Murter- und

Bieler-See, zu Thun, Kilchdorf, Thurnen, Bolligen. — Der Todtesfall seiner Gattinnsollte ihm zum Mittel dienen, diese alte eingewurzelte, dem Staat nicht weniger als ihnen schädliche Feindschaft zu heben. — Freudig that er zu dieser Versöhnung den ersten Schritt, und opferte seinen Stolz der Menschenliebe und der Liebe zum Vaterland auf. — Er reißte eines Tages ganz allein, ohne Bedienten, ohne andere Waffen alsein Seitengewehr, in das Schloß Bremg. da der Schultheiß Nägeli sich des Sommers etwann aufhielt. — Da er in den Hof hineinkommt, sieht er des Schultheißen Tochter Magdalena in demselben, mit offenen Haaren, eben da sie sich kämmte auf dem Rasenbank sitzen. — Sie erschrack, und plötzlich wollte sie ihn als ihres Vaters bekannten öffentlichen Feind fliehen, er aber warf ihr noch zuvor eine goldene Kette, mit Diamanten besetzt, um den Hals. — Sobald der Schultheiß Nägeli von seinen Bedienten erfahren, daß der Schultheiß Steiger in dem Hof sich befinde, begab er sich bewaffnet zu ihm hinunter, vermuthend ihre Degen werden dermalen ihre Feindschaft entscheiden und beendigen, und redete ihn an: „Was suchst du hier, Unglücklicher?" Sogleich übergab ihm der Schultheiß Steiger seinen Degen, und antwortete ihm: „Den Tod, wenn du unversöhnlich, deine Freundschaft, und deine Tochter, wenn du großmüthig

bist." Worauf der Schultheiß Nägeli sein Gewehr plötzlich auf die Erde warf, ihn umarmte, und sich einander eine unauslöschliche Freundschaft angelobnet, und auch bis an ihr Ende gehalten. Er verehlichte sich auch gleich mit eben dieser Magdalena Nägeli den 22 Julius 1567. zu Rolle, und kam den 7. August nach Bern, wo die Freude über diese von der ganzen Bürgerschaft so lang gewünschte Versöhnung so groß war, daß er von vier hundert bewaffneten Bürgern abgeholt, und unter Abfeurung zwanzig Stücken bey dem Thor von einem großen Ausschuß von kleinen und großen Räthen im Namen der Obrigkeit empfangen worden.—Er gastirte auch zur Erkenntlichkeit für diese Ehrenbezeugungen des ersten Tags die kleinen und großen Räthe und die Geistlichkeit, des andern Tags sein ganzes adeliches Geschlecht und Anverwandte; des dritten Tags den königlich französischen Botschafter, und auch Gesandte von den dreyzehen Eidgenoßischen Städten und Oertern, die auf diese freudige Vereinigung nach Bern geschickt worden, und den vierten Tag die ganze Bürgerschaft mit Weib und Kindern. Auf diese Weise weis sich eine große Seele an ihrem Feinde zu rächen!

* *
*

Zu der Zeit da Don Juan von Oesterreich in den Niederlanden die Spanische Armee gegen die Vereinigten commandirte, wollte einer seiner Offiziers der Tochter eines Advocaten von Lille, bey dem er wohnte, Gewalt anthun. Das junge Mädchen vertheidigte sich Heldenmäsig — erhaschte endlich den Dolch ihres Verführes — stieß ihm denselben in die Brust, und entfernte sich. — Der Offizier fühlte, daß seine Wunde tödtlich war, beichtete, und von der lebhaftesten Reihe durchdrungen, bat er, man sollte doch dieses tugendhafte Mädchen ihm wieder unter Augen zu bringen trachten. — Sie kömmt. — „Ich wünsche herzlich (sagte er zu ihr) daß sie mir den Schimpf, den ich ihnen habe anthun wollen, verzeihen möchten, und um meinen Fehler, so viel mir noch möglich ist, auf eine geziemende Art wieder gut zu machen, erkläre ich mich hiermit für ihren Ehemann. Da mein Verbrechen, und ihre Tugend mich außer Stand gesetzt hat, ihnen meine Person anzubieten, so nehmen sie wenigstens mit dem Namen und den Rechten einer Gattin die ich ihnen übergebe, mein ganzes Haab und Gut, das ich zu ihren Füssen lege, zum Geschenk an, damit diejenigen, die von der Schande, die ich ihnen zugedacht hatte, wissen,

auch zugleich erfahren daß eine rechtmäßige Heyrath die Belohnung meines Bestrebens sie zu entehren, und ihrer Herzhaftigkeit sich selber zu vertheidigen, gewesen sey."

Nach diesen Worten heyrathete der edle Spanier mit Einwilligung des Vaters, und in Gegenwart des Priesters, den er, um ihm zu beichten hatte kommen lassen, das Mädchen. Er starb nach wenigen Stunden, und überließ den Umstehenden zu urtheilen welche Handlung von beyden bewunderswürdiger war; der Heldenmuth mit dem das junge Mädchen ihre Ehre geschützt hat, oder die Großmuth des Offiziers, seinen einmal begangenen Fehler aufdie vollkommenste und hervorstechendste Art wieder gut zu machen?

* * *

Ein großer Mann, der an dem französischen Hofe in einer öffentlichen Bedienung stand, und für den stolzesten Mann im ganzen Königreich angesehen ward, sogar daß er seinen Pförtner Befehl gab, niemanden, der nicht Spitzen und Borderie trüge, den freyen Zutritt in seinen Pallast zu gestatten (nur die Ehrfurcht die ich seiner Würde schuldig bin, sagt der Autor, hindert mich ihn zu nennen) — Dieser große Herr gieng in die erste Vor-

stellung der Nanine des Herrn von Voltaire. — Die Kunst der Schauspieler, und die Schönheiten des Schauspiels selber machten ihn aufmerksam — er ward von Naninens Schicksal bis zu Thränen gerührt. Sobald das Stück zu Ende war, ohne das Nachspiel abzuwarten, wirft er sich in seinen Wagen, fährt nach Haus, und befiehlt seinem Schweizer „von nun an den Zugang zu seinem Zimmer zu keiner Stunde keiner lebendigen Seele zu verwehren, auch selbst den Bettlern und dem Lumpengesindel nicht.“ Diß waren seine eigene Worte. Der über diese Rede äusserst erstaunte Pförtner, der seinen Herrn Zeitlebens niemals in einer so sanften Laune gesehen hatte, zischete dem Kammerdiener ins Ohr: „Unser Herr muß heute wohl aus einer ernstlichen Beichte kommen.“

* * *

In einer Stadt in der Schweitz ließ sich vor einigen Jahren eine Gesellschaft französischer Schauspieler auf einige Monate nieder. — Eben zu der Zeit erschien Falbairens Schauspiel, der tugendhafte Verbrecher, zum erstenmal im Drucke. — Die Schauspieler dieses Orts, eilten, dieses Empfindungsvolle Stück, so geschwind als möglich aufzuführen. —

ren. — Die Versammlung der Zuschauer war bey der ersten Vorstellung sehr zahlreich; jedermann schien gerührt und in der meisten Augen zitterte eine mitleidsvolle Thräne. — Die Aufmerksamkeit war allgemein, nur bisweilen ward die feyerliche Stille die während dem ganzen Stück herrschte, durch ein leises Schluchzen unterbrochen, das von einem dreyssigjährigen Frauenzimmer herkam, daß sich zuerst aus Blödigkeit in ihrer Loge verbarg, sobald sie aber bemerkt zu werden anfieng, sich noch vor der Vollendung des Stücks nach Hause begab. — Dieses rührende Schauspiel machte auf diese zärtliche Seele einen so lebhaften Eindruck, daß sie seit dieser Zeit keinem einzigen Bettler, wie er auch immer aussehen möchte, ein Allmosen versagt, die bescheidenere Armuth aufgesucht, und allen Dürftigen die sie kannte, beynahe über ihr Vermögen (denn sie war nicht reich) Hülfe geleistet hat. — Ihr Vormund machte ihr über diese für ihre Umstände zu weit getriebene Großmuth Vorwürfe, und sagte ihr, daß sie durch eine so unbestimmte Freygebigkeit, wahrscheinlicherweise noch weit mehr unwürdigen als würdigen Armen Wohlthaten erweise. „Es mag seyn (versetzte sie ihm) „daß ich unter hundert Armen an sechzig unwürdigen mein Allmosen verschwende; allein wie kann mein Auge die würdigen von den un-

würdigen unterscheiden? — Wie, wenn unter diesen hunderten auch nur ein einiger andere wäre, dem ich nichts gäbe — ewig würde mich meine Ungerechtigkeit kränken — misbrauchen einige meines Mitleids, desto schlimmer für sie." Was wollte der Vormund auf diese edle Rede antworten. – Er war gerührt — gieng weg — und sagte ihr: „Der Himmel segne sie — handeln sie nach ihrem Gewissen, und gerathen sie in Dürftigkeit so erwecke er eine gleich edle Seele, die ihnen ihre Großmuth vergelte, so lang ich lebe, sollen sie wenigstens keinen Mangel haben." Schade daß ich der Welt diese große Seele, ihrer Bescheidenheit zu schonen, nicht nennen darf!

* *
*

Molierens Feinde wollten den berühmten Herzog von Montausier bereden, daß Moliere in seinem Meisterstücke, betittelt, Der Menschenfeind, ihn, und seine allzu rauhe Tugend, unter Alcestens Larve habe lächerlich machen wollen. — Er wohnte der Aufführung dieses Lustspiels bey und erkannte sich würklich in einigen Zügen, worüber das Parterre lachte — er erinnerte sich einiger Worte die er bey Hofe gesagt, und die Alcesten in dem Mund gelegt worden. — Nach dem Lustspiel fragten ihn seine

Freun-

Freunde, wie es ihm gefallen hätte. „Ich wünschte sehr (sagte er) daß ich Alcesten, diesem redlichen Manne ähnlich wäre!".

* * *

Ein Sicilianischer Edelmann, der während den innerlichen Aufruhren mit seiner Tochter von Meßina nach Rom gereißt war, lebte daselbst so armselig daß er nicht einmal Brod hatte. Er wohnte dem Hause des berühmten Mahlers Bolognese gegen über, dieser bekam bald von dieser elenden Familie Nachricht; des Abends spät klopfte er an der Thüre des Sicilianers an, man öfnet ihm, und ohne sich zu erkennen zu geben, wirft er Geld hinein, und geht weg. Er widerholte diesen Streich etlichemal — Der Sicilianer begierig seinen Wohlthäter zu kennen, paßt ihm einst vor der Hausthüre auf, umarmt ihm, u. wirft sich zu seinen Füßen. — Bolognese ist bestürzt — bietet ihm sein Haus an, und sie blieben Freunde bis in den Tod.

* * *

Ein Kaufmann von Londen erlitt einen so beträchtlichen Banquerott, daß er seinen, und den Ruin verschiedener rechtschaffener Kaufleute, mit denen er in offener Rechnung stand, nach sich zog.

Dieser würdige Bürger war der Verzweiflung nahe. Er empfieng ein Billet, das, wegen der Empfindungen die sich darinn äussern, aufbewahret zu werden verdienet. Hier ist es:

Ich habe, mein lieber Herr! die Unglücksfälle die Ihnen begegnet sind, und die Ihnen heute den lebhaftesten Kummer verursachen, vernommen. Ich kenne Ihr Temperament, Ihren Fleiß, und Ihre Rechtschaffenheit, und darum habe ich mich auch entschlossen Sie mit meinem ganzen Credit zu unterstützen. Ich bitte sie, lassen sie den Muth nicht sinken. Der Bringer gegenwärtigen Billets wird Ihnen fünf tausend Guineen übergeben, und er hat Befehl für meine Rechnung eine gleiche Summe die Sie auf ihn ziehen können, aufzunehmen. Ich habe dieses in der Eil gethan, aus Furcht Ihnen zu spät zu Hülfe zu kommen. Sie können auf meinen Credit bis auf die Summe von funfzig tausend Pfunden Sterlings aufnehmen. — Freudig wage ich es zu Gunsten eines so rechtschaffenen Mannes als Sie sind, und den ich von ganzem meinem Herzen liebe, diese Summe zu verlieren. Ich bin u. s. w

*
* *

Man hielt einen Menschen gefänglich an, der wider Reue von Biraguen, Kanzler von Frank-

reich

reich und Bischoff von Lavaur ein satyrisches Lied gemacht, und es in einem Weinhause öffentlich gesungen hatte. — Der Kanzler, sobald es ihm zu Ohren kam, wollte, daß man diesen Menschen, ehe er eingesperrt würde, vor ihn kommen ließe — er kam und mußte ihm sein Liedchen wiederholen. „Ich weiß nicht (sagte der Kanzler zu ihm) „ob du ein besseres Lied machen — aber das weiß ich wohl, daß du bessere singen könntest — übrigens verbiete ich, daß man dich in die Gefangenschaft zurück führe. — Kehre ruhig in dein Haus, oder in das Schenkhaus, wo du vorher warest, zurück, wie es dir gutdünkt."

* * *

Ein reicher Privatmann von London lag in den letzten Zügen. — In seiner ganzen Lebenszeit überließ er sich allen nur möglichen Arten von Ausschweifungen, endlich gab er den dringenden Bitten eines seiner Freunde nach, sein Haab und Guth testamentlich zu vermachen. Er hatte keine weder so gar nahe, noch von dem Glück so mishandelte Verwandte, um es für seine Pflicht zu halten an sie zu denken. — Dieser Freund der ihn beredete seine Sachen vor seinem Absterben in Ordnung zu bringen, schmeichelte sich also auch, nicht einer der geringsten

Theilhaber seines Erbes zu seyn. — Er war ein Mann, mit dem der Erblasser beständig gelebt hatte, u. den man für seinen vertrautesten Freund hielt, weil er sein Spießgesell in allen seinen Vergnügungen gewesen war.—Das Testament kommt zu Stande— der Erblasser vertheilt sein Gut unter verschiedene Personen, mit denen niemand sich hätte einfallen lassen daß er in der geringsten Verbindung wäre. Sein Freund, verdrüßlich sich selber vergessen zu sehen schämte sich nicht, ihm vorzustellen, daß dieses nicht die Belohnung wäre, die er für seine Zuneigung zu ihm hätte erwarten sollen. Der Sterbende gab ihm folgende Antwort: „Worüber beklagen sie sich? Sie scheinen mir jetzt so fremde, daß ich Mühe habe, sie nur wiederum zu erkennen. Die Ursachen unserer Bekanntschaft und Freundschaft haben gänzlich aufgehort, nehmlich die Hitze meines Bluts, die Neigung zu Ausschweifungen, und der rasende Hang zum Vergnügen.—Von allem diesem bleibt mir nichts mehr übrig. Ich habe zu meinen Erben diejenigen ernennt, mit denen ich in gegenwärtigem Augenblick nach der jetzigen Anlage meines Herzens, die mir ihre Tugenden liebenswürdig macht verbunden bin, und nur diejenigen sehe ich für meine Freunde an, denen ähnlich zu seyn ich wünsche."

Du-

* * *

Dugue Trouin sah die militarische Zucht als die Seele des Krieges, und das sicherste Pfand der Siege an. — Er litte niemals, unter welchem Vorwand es auch immer seyn mochte, daß man die Befehle, die er einmal gegeben hatte, nicht befolgte. Indessen war dieser ernsthafte, denen die unter ihm dienten selbst beym ersten Anblick so harte Mann, im Grunde ihr bester Freund. Anno 1707. erhielt er von Ludwig dem Vierzehnden ein Jahrgehalt für eine sehr preiswürdige Handlung; sogleich schrieb er an den Staatsminister, und bat ihn dieselbe seinem zweyten Hauptmann zukommen zu lassen, der in dieser Schlacht den einen Schenkel verloren hatte. „Ich bin (versetzte er) belohnt genug, wenn ich die Beförderung meiner Offiziers erhalte.“

* * *

Gleich nach der Belagerung von Lille erhielt der Marschall von Bouflers, der diese Stadt vier ganze Monate lang gegen den Prinzen Eugen vertheidiget hatte, die Würde eines Pairs von Frankreich. Bey seiner Einsetzung begleiteten ihn eine Menge Offiziers, die in Lille unter ihm gestanden hatten in das Parlament. „Meine Herren (sagte

er, indem er sich zu ihnen wandte) „alle Gnaden, damit man mich überschüttet, alle Ehrenbezeugungen, die ich empfange, bin ich ihnen allein schuldig, ihnen schicke ich sie auch zurück, sie belohnt man in mir, und mein ganzer Ruhm besteht nur allein darinn, an der Spitze so tapferer Männer gestanden zu haben."

*
* *

Niemand war vom Autor Neide freyer als Crebillon der Traagische Dichter. — Niemals sah' man ihn Intriguen schmieden, oder eine Cabale für sich, oder gegen andere gestatten. Den Tag da man seinen Catilina zum erstenmal aufführte, war er des Morgens im Schauspielhause, wo die Schauspieler, aus Furcht das Parterre möchte allzusehr angefüllet werden, mit ihm über die Anzahl von Billets, die man austheilen wollte, sich berathschlageten. Sehr viele Leute, die ihrer Plätze darinn sicher seyn wollten, begehrten ihre Billets zum Voraus. — Ein naher Verwandter des Herrn von Crebillon, begehrte selber von ihm ein Billet für sich, und einige andere für seine vertrautesten Freunde, die ihn darum inständigst ersucht hätten. „Zum Henker, mein Herr! (antwortete er ihm) „sie wissen ja wohl, daß ich nicht will, daß in dem

Par-

Parterre ein einziger Mensch seye, der sich aus Erkenntlichkeit verpflichtet glaube, mir seinen Beyfall zu schenken." — „Ey, mein Gott! (versetzte man ihm) sie haben in diesen Stücke nichts zu besorgen, diejenigen, für die ich diese Billets begehre, werden ihnen, weil sie sie aus ihren Händen haben, im geringsten nicht Gnade für Recht angedeyhen lassen; und ich bin ihnen Bürge dafür." — Wenn dem so ist (erwiederte er) „so sollen sie haben."

* * *

Da Dagnesseau königlicher Fiscal in Frankreich war, erkannte der Arme mit Erstaunen, daß er auch noch unter die Klasse der Menschen gehöre. In der That, von allen den Verrichtungen die mit der Würde eines königlichen Fiscals verknüpfet sind, war ihm keine theurer, als die, der Beschützer der Armen und Unglücklichen von Amts wegen zu seyn. Man rieth ihm einst des Abends, nach einen von Geschäften ganz angefüllten Tage, sich durch einen kleinen Abendschlummer zu erhohlen. „Wie sollte ich schlafen können, (antwortete er) da ich weiß, daß noch so viele Menschen leiden und schmachten? Er ließ sich mit der größten Sorgfalt zu allen Details der Verwaltung der Spithäler herab — und unter ihm waren die Hinrichtungen äußerst selten. — Ein Umstand der seiner Wachsamkeit eben so viel Ehre, als seiner Menschenliebe macht. De-

* * *

Der Herzog von Savoyen, und die Republik Genf waren mit einander in einen sehr heftigen Krieg verwickelt. Picolat, ein Bürger dieses Freystaates, ward zum Kriegsgefangenen gemacht. Umsonst wandte man alle nur mögliche Ränke an, um aus ihm einige umständliche Nachrichten von seinem Vaterlande, die man unumgänglich zu wissen nöthig hatte, herauszupressen — die grausamsten Martern bringen ihn nicht zur Sprache. Er kommt in den Verdacht von Hexerey; und um seine Zauberkünste zu zernichten, geräth man auf den Einfall, ihn am ganzen Leibe scheeren zu lassen. Da man mit dieser seltsamen Operation anfängt, reißt der unerschrockene Genfer das Scheermesser aus den Händen des Barbierers, und schneidet sich plötzlich die Zunge ab, um sich in die Unmöglichkeit zu setzen, eine Schwachheit zu begehen. — Ein so heldenmüthiger Entschluß entzückt selbst diejenigen, die daran Ursache gewesen. Sie schicken den Picolat frey, und mit Ehrenbezeugungen überhäuft, zurück.

* * *

Montecuculi hatte einst auf einen Marsche bey seiner Armee den Befehl ertheilt, daß niemand bey Lebensstraffe durch Kornfelder gehen sollte. Ein

Soldat der von einem Dorfe zurück kam, und dem dieses Verbot nicht bekannt war, schlug einen Fußweg ein, der die Kornfelder in der Mitte durchkreuzte. Mondecuculi nahm ihm wahr, und schickte sogleich dem Profosen der Armee Befehl zu, ihn hängen zu lassen. Der Soldat näherte sich dem General und stellte ihm vor, er habe seine Befehle nicht gewußt. Der General anwortete ganz trocken „Profos thue deine Pflicht.“ Da dieses alles so zu sagen in einem Augenblick zugieng, so hatte man den Soldaten noch nicht entwaffnet. Rasend sagte er zu dem General: „Bisher war ich noch nicht strafbar, aber jetzt bin ich es“ und schoß auf den General. — Der Schuß gieng fehl, und Montecuculi verzeiht ihm.

* * *

Grosse Tugenden setzen gewöhnlich auch irgend einen Fehler zum Voraus, welchen zu bestreiten sie sich mühsam üben müssen, und der sie, in eben dem Verhältnisse, in welchem es ihnen gelingt ihn zu zerstören, stärket und erhöhet. Herr Barton Booth, ein Schauspieler von London, und unstreitig derjenige, der seinem Stande durch die Regelmäßigkeit seiner Sitten am meisten Ehre gemacht hat, war von einem so lebhaften und feurigen Tempera-

perament, daß ihn der geringste Widerspruch bis zum rasend werden aufbrachte. Vielleicht war er diesem Naturelle einen Theil seines Ruhmes schuldig, denn seine größte Stärke bestand darinn alle Bewegungen der Leidenschaften durch seine Miene auszudrücken, und man wird leicht begreiffen, welche Leichtigkeit darinn seine angebohrne Anlage sie oft zu fühlem ihm gab. Seine Freunde, die ihn sehr hoch schätzten, hatten für ihn Nachsicht genug, allein, was ihm aufbringen konnte, sorgfältig vorzubeugen. Allein da er sich endlich verheurathete genoß er nicht lange das Glück, bey seiner Gattinn eine gleiche Gefälligkeit zu finden. Die Nothwendigkeit mit einander zu leben weil sie nicht reich genug waren von freyen Stücken den Entschluß zu fassen, sich von einander zu trennen, setzte sie hundert Scenen bloß die so viel Aufsehens machten, daß ihre Freunde besorgten, sie möchten sich einmal durch eine sehr traurige Catastrophe enden. Endlich nahm sich Herr Barton, zu vernünftig die Unanständigkeit einer solchen Aufführung nicht einzusehen, vor, sich selber, so viel es ihn auch immer kosten möchte, zu überwinden, und spannte alle Kräfte seines Verstandes, dieses Unternehmen durchzusetzen, an — Er beobachtete zuerst daß die schlimme Laune seiner Gattinn, seine Galle niemals so geschwind in die Gährung brächte, als wenn er von

der Schaubühne zurück käme, nachdem er eine heftige Rolle darauf gespielt hatte. Mehr brauchte es nicht, um ihn zu bewegen, sich das komische Fach zu erwehlen, in welchem er seine Kräfte noch niemals versucht hatte, und da er sich nach dem weiten Umfang seiner Talente auch dazu tüchtig fand, fuhr er einige Monate lang, ohngeachtet der Klagen des Publikums, das ihn oft mit großem Geschrey in tragischen Rollen zu sehen verlangte, fort, sich nur allein in diesem Fache zu üben. — In dieser Zwischenzeit las er den Plato, den Seneca, den Epictet, und alle die Schriftsteller, die von der Geduld und der Mäßigung der Leidenschaften geschrieben haben. Er entfernte sich von der Gesellschaft, sobald er in seinen Herzen die geringste, seinem Entschlusse zuwider laufende Regung verspührte. — Er zitterte selber vor den bloßen Anblick seiner Gattinn, wie ein furchtsamer Mensch vor dem Anblick der Gefahr zittert. Diese Art von Diät dauerte so lange als er glaubte sich nicht auf sich selber verlassen zu können. Endlich ward er wieder ein wenig kühner, setzte sich dem Kampfe mit sich selber Stufenweise aus, und vergaß, niemals wenn der Sieg im geringsten zweifelhaft war, sich zurück zu ziehen so gelang es ihm auch die heftigsten Angriffe, ohne einiges Merkmahl von Schwachheit oder Hitze auszuhalten. Seine Freunde selber, denen er sein

Un=

Unternehmen und seine Progressen anvertraute, machten sich ein Vergnügen daraus ihn auf die Probe zu setzen, und trugen auf diese Weise auch zu seinem Triumphe bey.

Erst nachdem er sich in diesen Stande durch eine jährige Gewohnheit bevestigt hatte, willigte er darein sich wieder in seinen tragischen Rollen zu zeigen. — Allein wie groß war sein Erstaunen da er zum erstenmal wieder im Cothurne erschien, sich selber so schwerfällig zu fühlen, daß er unmöglich seinen vorigen Talenten entsprechen konnte. Das Publikum nahm diese Veränderung eben so geschwind wahr als er, und ließ es nur allzusehr durch sein Stillschweigen merken. Die Ursache dieser Veränderung lag am Tage. Eine so eine lange Wachsamkeit auf alle seine Bewegungen, und beständige Bemühungen sie zu unterdrücken, hatten ihm (wenn ich mich so ausdrücken darf) diese Spitze von Empfindung geraubet, die unentbehrlich nöthig ist, um auf einmal die Schnellkraft der Leidenschaften in Bewegung zu setzen. Leicht war es ihm einzusehen, daß ihm die Uebung bald wieder ersetzen würde, was er verlohren hatte; allein aus der gleichen Ursache besorgte er, daß das Laster, das er überwunden hatte mit seinem Talente zugleich wieder eine neue Stärke gewinnen

würde. Seine Freunde, die geneigt waren ihm das erste zu Gunsten des letzten zu verzeihen, ermahnten ihn der Natur nachzugeben, weil sie doch die stärkere seyn wollte. Allein er ließ sich durch ihre Schmeicheleyen nicht verführen, gewann mehr Herrschaft über sich selbst als jemals, und erhielt einen doppelten Sieg, indem er auf der Schaubühne eben so viel Feuer äußerte, als er sein ganzes Leben hindurch in der Gesellschaft seiner Freunde und seiner Gattinn Sanftmuth und Mäßigung zeigte.

* * *

Es fiel Herrn Matthias Hale, seiner Zeit obersten Richter in England äußerst schwer das ungestümme Anhalten der Armen abzuweisen; sein Mitleiden gegen sie war grösser, als sein Bestreben nach Reichthum und Ansehen, dennoch leitete es ihn niemals von dem Weg der Gerechtigkeit ab. Es war einst jemand wegen übler Aufführung von einem Dienste entsetzet. — Dieser Unwürdige lag unserm Hale beständig in den Ohren, er möchte ihn doch wieder in sein Amt einsetzen oder eine andere Stelle anweisen. Er sagte ihm aber deutlich, sein Verbrechen wäre so groß, daß er solches nicht thun könnte. — Ersterer hielt innständig bey ihm an, fiel auf die

Knie, u. flehte ihn mit vielen Thränen an; da er aber sahe daß er nichts ausrichten konnte, fieng er an und sagte: Er würde ganz arm und unglücklich werden, wenn er sein Begehren verschmähen würde; er wollte ihm derowegen täglich fluchen. Da nun auch dieses nichts vermochte, brach er in die heftigsten Schmähworte aus, die Zorn und Verzweiflung ihm nur immer eingeben konnten. Aber die ganze Antwort des obersten Richters bestund darinn: Er könnte alle diese Schmachreden wohl ertragen, deßwegen aber sey er des verscherzten Amtes nicht würdiger. Weil er aber sahe, daß er arm war, so gab er ihm ein reichliches Allmosen, und ließ ihn gehen.

* * *

Man gab dem Herzog von Guise Nachricht, daß ein Protestantischer Edelmann in sein Lager gekommen wäre, mit dem Vorsatz ihn zu tödten; er ließ ihn gefänglich anhalten — der Protestante gestand ihm seinen Entschluß. „Habe ich dir einigen Verdruß gemacht?" (fragte ihn der Herzog) „Nein, (antwortete ihm der Protestant) „allein du bist der geschworenste Feind meiner Religion." — „Nun wenn deine Religion dich bewegt mich zu ermorden, so bewegt mich die meine dir zu verzeyhen," und sogleich schickte er ihn unverletzt zurücke.

Man ließt in einem der finstersten Jahrhunderte von Roberten, Herzog der Normandie, daß er seinem Bruder Heinrich, den er in einer Belagerung schon bis zu dem äußersten Mangel an Wasser gebracht hatte, daß er ihm Wasser und auch etwas Wein für seine Tafel in die Vestung hinein schickte. „Denn was (sagte er zu seinem andern Bruder Wilhelm von England, (*) der ihm einer so unzeitigen Güte wegen, wie er sie nannte, Vorwürfe machte) „Was soll ich meinen Bruder vor Durst umkommen lassen? wenn er dahin ist, wo nehmen wir einen andern her?"

* * *

Als der Herr von Chatelet für den Herzog von Montmorenci bey dem Könige aufs eifrigste um Gnade flehete, sprach der Monarch: „Ich glaube, ihr würdet wohl einen Arm drum geben, wenn ihr den Herzog beym Leben erhalten könntet." Der großmüthige Freund antwortete: „Ja, allergnädigster König, ich gäbe wohl meine beyden Aerme hin, wenn ich nur den einen damit retten könnte, der für Ew. Majestät so viele Siege erfochten hat." So beredt und künstlich wußte dieser kluge Mann ei-

(*) Alle drey Söhne Wilhelms des Eroberers.

nem erzürnten Monarchen die Verdienste eines Unterthans und zugleich die Pflichten der Erkenntlichkeit vorzuhalten.

* *
*

Der Marschall von Brissac vereinte, bey einer sehr wichtigen Gelegenheit, zwey Dinge, die sich beynahe durchaus nicht verbinden lassen, die Gerechtigkeit und Mitleiden, die Strafe die der Ungehorsam, und die Belohnung die die Tapferkeit verdient. — Dieser General hatte bey der Belagerung von Vignal, in dem Montferrathischen, seine Armee in Schlachtordnung gestellt, um den Angriff zu wagen, ein Bastart aus dem Hause von Roissi verließ die Hauptarmee, ohne das Sturmzeichen zu erwarten — allein bestieg er die Wälle! — tödtete mit dem Degen in der Hand alles, was sich vor ihm blicken ließ — setzte die Spanier durch seine Verwegenheit in Erstaunen, und gab endlich der Eroberung der Vestung den Ausschlag. Dieser Heldenmuth hinderte nicht, daß man ihn nicht dem Kriegsrath übergab, und einmüthig zum Tode verurtheilet. —— „Mein Freund! (sagte hernach der Marschall von Brissac zu ihm) „das Gesetz allein hat über deine Handlung geurtheilt, ich will aber in Betrachtung des Beweggrundes dir gnädig seyn. Ich verzeihe dir, und um der Unerschrockenheit die

du geäussert hast, Achtung zu bezeugen, gebe ich dir diese goldene Kette, die ich dich bitte, aus Freundschaft für mich zu tragen. Mein Stallmeister wird dir ein Pferd und Waffen schenken, und an meiner Seite sollst du in Zukunft streiten."

* *
*

Anno 1697. gieng Duguay Trouin mit drey Schiffen der holländischen Flotte entgegen, die mit drey Kriegsschiffen bedeckt war. Der Baron von Wassenaer, ein Mann von einer ungewöhnlichen Unerschrockenheit, und der hernach Vice-Admiral von Holland ward, kommandirte sie. Niemals hatte Duguay Trouin ein fürchterlicheres Treffen auszustehen gehabt. Erst nach vier der blutigsten Zusammenstössen ward er des kommandirenden Schiffes Meister. Alle Offiziers des Barons von Wassenaer wurden entweder getödtet oder verwundet. Der Baron selber empfieng vier sehr gefährliche Wunden, er lag in seinem eigenen Blute, und wurde mit den Waffen in seiner Hand gefangen genommen. Auf diesen Sieg folgte ein entsetzlicher Sturm und eine grauvolle Nacht; was sich nur die Einbildungskraft schreckliches vorstellen kann, war darinn vereint.—Tausendmal lief Duguay Trouin Gefahr umzukommen. Seine erste

Sorge bey seiner Ankunft in Port-Louis war, sich nach den Umständen des Barons von Wassenaer zu erkundigen. Sogleich geht er selbst zu ihm und bietet ihm alle Dienste an, die er ihm zu leisten fähig wäre. Er vernahm, daß diesem tapfern Krieger nicht mit aller der Hochachtung, die diejenigen, die sich seines Schiffes bemeistert hatten, seinem Heldenmuth schuldig waren, begegnet worden wäre, er gerieth gegen den Offizier, der sie kommandirt hatte, in den heftigsten Zorn, und ob er gleich sein naher Verwandter war, konnte er ihn zeitlebens niemals mehr ohne eine Empfindung des Hasses ansehen. Sobald der Baron von Wassenaer von seinen Wunden wieder geheilt war, stellte ihn Duguay Trouin selber Ludwig dem Vierzehnden vor. Solche Gesinnungen sind rühmlicher als zehen Siege. Es ist ein eben so nützlicher, als tröstlicher Anblick, von großen Seelen das wahre Verdienst so sehr verehret zu sehen; da es hingegen für schlechte und niedrige Seelen nur ein Gegenstand des Neides, und für harte oder leichtsinnige Gemüther ein Gegenstand der Satyre ist. Duguay Trouin war damals in dem drey und zwanzigsten Jahre seines Alters. — Welche glänzende Hoffnungen für die Zukunft?

* * *

* * *

Catharina, die Mutter des Königs von Medicis, ließ sich in Gegenwart des Herzogs von Alencon, das Testament des Admirals von Coligny vorlesen, worinn er dem König rieth, seine Brüder weder zu sehr zu bereichern, noch zu erhöhen; da man bey dieser Stelle war, sagte die Königinn zu dem Herzog von Alencon: „Da sehen sie jetzt den guten Dienst den ihnen der Admiral, den sie so sehr liebten, geleistet." — „Ich weiß nicht (antwortete der Herzog) „ob er mich liebte, allein durch diesen Rath hat er gezeugt daß er den König liebe, und darum beklage ich ihn desto mehr."

* * *

Turenne nahm in seiner Armee einen Offizier von sehr hoher Geburt, aber arm und sehr schlecht beritten, war. — Er lud ihn zum Mittagsmahl ein, nach dem Essen nahm er ihn auf die Seite und sagte zu ihm in den gutherzigsten Tone: „Mein Herr! ich wage an sie eine dringende Bitte; vielleicht werden sie sie ein wenig verwegen finden; allein ich hoffe, daß sie doch ihrem General nichts abschlagen werden. Ich bin alt, fuhr er fort, und wirklich ein wenig unpäßlich — die lebhaften Pfer-

den ermüden mich; und ich habe bey ihnen eines gesehen auf dem ich, wie ich glaube, sehr gemächlich reiten könnte. Wenn ich nicht befürchtete von ihnen ein allzutheures Opfer zu fordern, so würde ich ihnen vorschlagen, mir es zu überlassen." Der Offizier antwortete nur durch eine tiefe Verbeugung, holte im Augenblick sein Pferd und führte es selber in Turennens Stall. Des Morgens darauf schickte ihm der General eines der schönsten und besten von seiner ganzen Armee.

* * *

Heinrich der Zweite, Herzog von Montmorency, war unstreitig einer der wohlgestaltesten Männer von Frankreich — seine Züge waren vollkommen schön und rägelmäßig; nur den einzigen Fehler hatte er, ein wenig verdrehte Augen zu haben; allein man behauptet daß weit entfernt, die Annehmlichkeiten seiner Bildung zu verringern, dieser Fehler selber sie zu erhöhen schien. Sanftmuth und Majestät waren auf seiner Miene gemahlt, und breiteten sich über seine ganze Person aus — niemahls nahm man in seinen Augen oder in seinen Zügen das leichteste Gewölke von Zorn oder Ungeduld wahr; allein die Schönheit der Seele übertraf bey ihm noch die Schönheit des Leibes, es schien, als setzte er seine ganze Ehre daran, glückliche zu machen. — Er ließ keinen

keinen Tag verfließen, ohne gutes zu thun — er vereinte die Seele, die Gesinnungen und die Grazien eines Titus, in einem berühmten Privatmanne. — Er antwortete denen, die ihm vorstellten, daß seine Freygebigkeiten eher einem König als einen Privatmann zustünden: „Er glaube von dem Himmel nur so viel mehr Güter als andere empfangen zu haben, um sie andern mitzutheilen; und er hätte nur gewünscht König zu seyn, um ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu werden.“

* * *

Anno 1765. wohnte der Lord Williams Campbelle, dritter Sohn des Herzogs von Argyll, ein Schiffshauptmann, mit verschiedenen Damen einer Fischerparthie an dem Ufer der Themse bey, er hörte jemanden kläglich schreyen, und nach einem Schiffe rufen. Einige fuhren nahe bey dem Orte, wo das Geschrey herkam, vorbey, allein keins hielt stille. Endlich vernahm man von einem Manne, der an der Spitze der Insel erschien, daß ein Mensch ertrinken müßte. Der Lord Campbelle fährt mit seinem Schiff dem Orte zu, und erblickt würklich einen Menschen der unter dem Wasser mit dem Tode kämpft. Sogleich zieht er seine Kleider aus, stürzt sich in den Fluß, und sucht sechszehn Schuhe tief den Unglück-

lichen, der wirklich im Begriff war zu ertrinken, und durch einen großen Stamm von einem Baum unter dem Wasser gehalten ward. Der Lord wickelte ihn mit vieler Mühe los — zog ihn mit sich hinauf, und brachte ihn schwimmend bis an das Ufer des Flußes. Er ließ ihm auf der Stelle eine Ader öffnen, und seine gütige Sorgfalt brachte ihn wieder zum Leben. Es war ein Bedienter des Lords Palmerston. — Diese Handlung ward von einigen als eine Probe einer großen Stärke im Schwimmen und Tauchen angesehen; allein, wer mit einer empfindlichen Seele begabt ist, wird es für einen sehr edlen Zug der Menschenliebe halten.

* * *

Rene von Biragues, war Kanzler von Frankreich, Kardinal und Bischoff von Lavaur, Abbt von Flavigni, von Longpont, von Saint Pierre von Sens, Prior von Souvigni, und von Sainte Catherine du Val des Ecoliers. — Er war freundlich, liebreich, verbindlich, uneigennützig, sorgte mehr für seine Freunde und Untergebene als für sich selber. Er gab seine Kanzlerstelle freywillig auf, einig, und allein um sie dem Hurault de Chiverni zu übergeben, den er sehr zärtlich liebte. Einige Zeit vor seinem Tode antwortete er jemanden

der erstaunt war daß er nur so wenig hinterließ. „Ich habe nichts aus meinem Vaterlande (aus dem Meyländischen) nach Paris gebracht, und es wäre schändlich wenn ich in den verschiedenen Ehrenstellen die ich bekleidet habe, etwas vorgeschlagen hätte; es war ja nicht eine einzige Finanzstelle darunter.“ Biragne lebte unter Franciscus dem Ersten, der ihn zum Parlementsrath von Paris machte — unter Heinrich den Zweyten, der ihn als ersten Präsidenten an dem Rath von Turin schickte — und unter Karl den Neunten, der ihm Anno 1570. die Siegel anvertraute, und ihn Anno 1573. zum Kanzler ernannte. Nachdem seine Frau Valentine Balbino starb, begehrte er den Kardinalshut, und erhielt ihn 1578. Er ward geboren zu Mayland 1506. den 2. Febr. und starb zu Paris den 24 November 1583.

* * *

Wenig Richter hatten ein zärtlicheres Gewissen, ein feineres moralisches Gefühl als Anton von Ruffi, Rathsherr des obern Gerichts (Seneschaussee) von Marseille. — Seine Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit gieng so weit, daß da er einst Referent von einem gewissen Proceß war, und derselbige verloren gieng, er der verfällten Parthey durch einen Priester die Summe Geldes, die sie verloren hat-

hatte, wieder erstatten ließ: bloß weil er besorgte der Untersuchung dieses Processes nicht Zeit genug gewidmet, und durch ein wenig Nachläßigkeit zu dem Verlust desselben beygetragen zu haben. Weit entfernt, Entschuldigungen und Gründe zu suchen, an deren es der Eigenliebe in solchen Fällen niemals mangelt, verurtheilte er sich selber überlaut und nach aller Strenge. Auch war seine große Rechtschaffenheit von dem Parlement von Provence authentisch erkannt worden, in einem öffentlichen Urtheilsspruch von Anno 1655. In seiner Lobrede findet man gleich vor der Erzehlung dieser Handlung: „Er habe niemals den Richterstuhl bestiegen, daß er nicht jene schöne und gottselige Session, von der der königliche Prophet David in einem seiner Psalme redet: Gott ist in der Versammlung der Erdengötter gestanden, und in ihrer Mitte hat er über sie selber geurtheilt: seiner Einbildungskraft tief eingeprägt habe: voll von den Empfindungen, die ein solcher Gedanke einflößen muß, wog er alles auf der Goldwage der Gerechtigkeit ab. Die Regungen des Fleisches und Blutes, die gefährlichen Lockungen der Freundschaft, die Macht des Eigennutzes selber, — nichts von diesem allem hat ihn von den Pfaden der Gerechtigkeit auch nur einen Augenblick entfernt; er vergaß nichts um die Wahrheit zu entdecken — seine

ne Standhaftigkeit die Unschuld zu vertheidigen und das Verbrechen zu bestraffen, war eben so groß als sein Scharfsinn, und niemals hat er weder seine Meynung gesagt, noch ein Urtheil gefällt, das er nicht vorher mit allem Ernste untersucht hätte, ob er es dereinst vor dem Richterstuhl des strengen obersten Richters, der an dem Ende der Tage über die Urtheilssprüche der Menschen spricht, behaupten könnte.

* * *

Die Spanier sind heut zu Tage den Gesetzen der Gastfreyheit noch eben so treu als es vorher die Mohren waren. Anno 1746. gerade zu der Zeit da der Krieg zwischen Spanien und England mit dem größten Feuer geführt wurde, stund die Elisabeth, ein englisches Schiff, daß der Hauptmann Wilhelm Edward kommandirte, das durch den Meerbusen von Jamaika kam, und sehr reich beladen war, einen so heftigen Sturm aus, daß, um die Menschen und die Ladung zu retten, der Hauptmann Edward kein ander Mittel vor sich sah, als in den Haven von Havanna einzulaufen. Er lan-

landete an — gieng zu den Guverneur erzehlte ihm durch was für unglückliche Umstände er gezwungen worden in einen feindlichen Meerhaven einzuschiffen, und fügte hinzu daß er nun sein Schiff, seine Matrosen, seine Soldaten und sich selber den Spaniern übergäbe, und für sich und seine Leute nur um das Leben bäte. — „Nein mein Herr! (antwortete der Spanische Guverneur) „eine so niederträchtige That werde ich nicht begehen. Wenn wir sie auf offnem Meer, oder auf unsern Küsten in einem Treffen gefangen genommen hätten; so wäre ihr Schiff unsere rechtmäßige Beute, und sie wären unsere Gefangenen, allein da sie blos von dem Sturme verschlagen worden und sich in unsern Haven geflüchtet haben, so vergesse ich, und soll vergessen daß meine Nation mit der ihrigen in einen Krieg verwickelt ist; wir sehen in ihnen nichts als Menschen; wir sind es auch; sie sind unglücklich, die Menschlichkeit verbindet uns also ihnen umsonst Hülfe zu leisten. Laden sie ihr Schiff mit aller Sicherheit aus und lassen sie es ausbessern; handeln sie in diesem Meerhaven, wenn es ihnen gut dünkt, um die Ausbesserungsunkosten zu erwerben. Hernach, wenn sie fortreisen, will ich ihnen einen Geleitsbrief mitgeben, bis sie über die Bermudischen Inseln hinaus sind, — werden sie auf offenem Meer gefangen,

so sind sie unsere rechtmäßige Beute; allein jetzo sind sie keine Engländer, sondern Fremde, die unserer Hülfe nöthig haben. — Dieses Schiff segelte einige Zeit hernach ab, und langte glücklich in London an, allwo der Hauptmann Edward nicht aufhören konnte die Gastfreyheit der Spanier zu rühmen, und dieses edle Beyspiel derselben zu erzehlen.

* * *

Da Richelieu den entstehenden Ruhm des Cids zu erniedrigen, thöricht unternahm, und Chapelain über Corneillen verwegen zu urtheilen anfieng, ward einem eben so bescheidenen als einsichtsvollen Kunstrichter, und wahrhaftig schönen Geiste von Richelieu aufgetragen, dieses Trauerspiel aus Grundsätzen und nach den Regeln in einer umständlichen Cridik zu verfällen. Ob er sich gleich durch seine Freymüthigkeit die Feindschaft des Kardinals zuzog, so war doch sein ganzer Rechtsspruch dieser: „Ich wünschte es gemacht zu haben." So denkt ein edles Herz von einem erhabenen Geiste!

* * *

Hale wollte niemals geheime und besondere Addressen oder Empfehlungen, auch nicht von den vornehmsten Personen annehmen, wo es auf die

die Gerechtigkeit ankam. Einer der vornehmsten Pairs in England kam einst in sein Haus, und sagte zu ihm, daß weil er eine Rechtssache, hätte, die vor ihm sollte untersucht werden, er ihn vorher ausführlich davon berichten wollte, damit er solche desto besser verstehen möchte, wenn sie in dem Gerichte würde gehöret werden. Der oberste Richter aber fiel ihm in die Rede und sagte; „Er handelte nicht löblich, daß er solcher Sache wegen in sein Haus käme, denn er nähme keine Information von Sachen an, als nur im öffentlichen Gerichte, wo beyde Partheyen gleich müßten gehöret werden." Also wollte er ihnen nicht anfangen lassen zu reden. Da sich hierauf der Pair, der zugleich ein Hergog war, hierüber als einer unerträglichen Grobheit bey Ihro Majestät beklagte, hieß ihn der König zufrieden seyn daß er ihm nicht härter begegnet, und sagte: „er glaubte gänzlich, er würde nicht höflicher mit ihm umgehen, wenn er selber zu ihm gehen, und ihn in seinen eigenen Sachen auf seine Seite zu bringen suchen würde."

*
* *

Der König von Sardinien, Victor Amadeus beschloß im Jahre 1730 die Krone nieder zu legen. Er eröffnete dem Kronprinz und seinen Rä-

Räthen diesen Entschluß. Alle riethen ihm davon ab. Der Kronprinz sagte unter andern: „Ich bekenne Euer Majestät; daß das Verlangen zu regieren, sich noch keinen Augenblick in mir geregt, sondern daß ich mich glücklich genug schätze, als der vornehmste Unterthan, den übrigen Unterthanen gute Exempel des vollkommensten Gehorsams zu geben.“ — Der König aber blieb bey seinem Entschlusse — legte die Krone nieder — sprach seine Untethanen vom Eyd der Treue gegen ihn los — ermahnte sie, seinen Sohn für ihren König anzunehmen, u. ihm so getreu zu seyn, wie sie dem Vater treu gewesen wären, und reißte hierauf mit der Marquisinn von Saint Sebastian, mit welcher er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn vermählt hatte, nach Chambery. Kaum war er dort einen Monath gewesen, so reuete ihn sein Entschluß, und wollte die Krone wieder nehmen. Die Marquisinn lag ihm auch deswegen beständig an. Victor wendete sich an die Officiers der Armee, die ihm ihre Beförderung zu danken hatten, und schrieb besonders an den Feldmarschall von Rebinder, so schmeichelhaft, und auf eine solche Art, daß er einen weniger rechtschaffenen Mann, gewiß zur Untreue würde verleitet haben. Rebinder war unbeweglich. Er antwortete voller Ehrerbietung, aber auch mit der Freymüthigkeit eines Mannes, der keinen andern Vortheil

theil kennet, als welcher mit seinen Pflichten beste-
hen kann. „Euer Majestät (schrieb er) haben mich
allein zu dem gemacht, was ich bin, u. ich habe deswe-
gen gegen den König Ihren Sohn, keine, gegen Euer
Majestät aber alle Verbindlichkeit; doch unter al-
len diesen Wohlthaten schätze ich keine so hoch, als
die gute Meynung womit sie mich beehrt haben.
Euer Majestät erlauben, daß ich ein Kleinod, wel-
ches ich mit meinem Blute in Ihren Diensten erwor-
ben, auch mit mir ins Grab nehmen darf. Ich würde
aber diese Ehre verlieren, wenn ich so unglücklich
seyn, und diesem Könige, welchem mir Euer Ma-
jestät selbst gegeben haben, meineydig werden sollte.
Nein, ich werde ihm eben so getreu seyn als Ih-
nen, und mit meinem Blute ihn auf seinem Throne
beschützen." Dieser nachdruckvolle Brief war bey
dem alten König ohne Kraft. Er schrieb zum zwey-
tenmale an Rebindern, als ein Herr, der seinen
Unterthanen befiehlt. Nun hielt es der General
für seine Schuldigkeit, diese Briefe dem jungen Kö-
nig Karl zu zeigen. Karl sagte: Was soll ich thun?
Es ist mein Vater?" und erklärte sich in seinem zu-
sammenberufenen Staatsrathe: „Ich verlasse mich
auf eure Treue, und unterwerfe mich übrigens der
göttlichen Schickung." Alle Bemühungen die der
junge König anwandte, den alten Herrn auf ande-
re Gedanken zu bringen, alle Versuche bey der Mar-
qui-

quisinn, alle Anerbietungen, daß er ihm eine ganze Provinz, welche er verlangt, abtreten wollte, waren fruchtlos. Man rieth ihm, seinem Vater gefangen nehmen zu lassen, welchem Rath er aber so lange widerstrebte, bis er es um der öffentlichen Sicherheit willen thun mußte.

* * *

Moliere hatte das vortrefflichste, liebreichste, menschenfreundlichste Herz von der Welt. – Baron kündete ihm einst zu Auteuil einen Menschen an, den seine äusserste Armuth hinderte, vor ihm, und in Paris zu erscheinen: Er heißt Mondorge, fügte er hinzu. Ich kenne ihn, sagte Moliere, er ist in Languedoc mein Kammerad gewesen. Es ist ein redlicher Mann; Was denkt ihr, daß man ihm geben müße? Baron bedachte sich eine Weile, und sagte hernach „Vier Louisdor." — „Nun denn, (versetzte ihm Moliere) „ich will ihm vier Louisdor für mich geben; hier sind zwanzig andere gebt ihm sie in eurem Namen." Mondorge erschien — Moliere umarmte ihn — tröstete ihn, und fügte dem Geschenk, das er ihm schon gemacht hatte, ein prächtiges Theaterkleid bey, um die tragischen Rollen zu spielen.

In dem ersten Feldzuge 1529. als die Schweizerischen Cantons der Religion wegen gegen einander zu Felde lagen, wirkte die Eidgenoßische menschliche Güte des Herzens noch so stark, daß die Wachten sich einander näherten — einander zuriefen, und freundschaftlich zusprachen, sie wollten nicht mit einander schlagen, es sey eine Plage über sie gekommen, und sie wollten Gott bitten, daß er sie ihnen abnähme. In dem Lager der fünf katholischen Orte war ein großer Mangel an Speise, in dem Zürcherischen hingegen Ueberfluß. Es begaben sich zuweilen einige gute Männer über die Gränzen hervor, und ließen sich von ihren wohlbekannten Zürchern gefangen nehmen. Diese wurden zu dem Zürcherischen Hauptmann geführt, der ihnen Brod gab, und sie freundschaftlich zurücke schickte. Einmal nahm ein Trupp wackerer Männer von den Katholischen eine grosse Schüßel mit Milch, stellte sie mitten auf die Grenzlinie, und schrie den Zürchern zu, sie hätten da eine gute Milch, aber keine Brocken darein zu schneiden. Alsbald liefen etliche brave Zürcher ihnen mit Brodt zu, und schnitten davon in die Milch. Jeder lag auf seinem Erdreich und aß aus derselben Schüßel; wenn denn einer über die halbe Schüssel griff, schlug ihm derandere mit dem Löffel auf die Finger, und sprach: Iß auf deinem Boden. Dergleichen Scherze trieben sie oft. Der

Stadt-

Stadtmeister von Straßburg, Jakob Sturm, einer von den Schiedsrichtern sahe ihn zu, und das Herz hüpfte ihm. „Ey doch, (sprach er) was für Leute sind die Eidsgenossen? Wenn sie Krieg führen, so sind sie doch eins und vergeßen der alten Freundschaft nicht."

* * *

Die Freundschaft Heinrichs des Vierten und Sully's ist eines der schönsten Schauspiele das uns die Geschichte aufweiset. Mitten in den bürgerlichen Kriegen — in den blutigsten Aufruhren — welch ein rührender Gegenstand? Sully war eilf Jahre alt, da ihn sein Vater dem König von Navarra, der damals im Achtzehnten Jahre seines Alters war, vorstellte. Der junge Knabe versprach mit gebogenem Knie, seinem neuen König bis in den Tod getreu zu seyn. Gewiß erklärte man damals dieses Versprechen in dem ganzen Umfange noch nicht, in dem er es nachher erfüllte. Sully diente ihm in dem Kriege mit seinem Rathschlägen, mit seinen Blute, und mit seinem Haab und Gut. Anno 1585. wollten alle Häupter der Kalvinisten aus dem Reformirten Frankreich einen Freystaat machen. Sully behauptete in allen Rathsversammlungen die Nothwendigkeit eines einzigen

Haupts, das den Kräften des Königreichs mehr Thätigkeit gäbe, indem es sie in sich vereinte. Heinrich der Vierte nahm ihn, im Weggehen aus einer solchen Rathsversammlung auf die Seite, und sagte zu ihm: „Baron von Rosny, gut zu reden ist noch nicht alles, noch gehört dazu gut zu handeln. Seyd ihr nicht entschlossen mit mir zu sterben? Es ist nicht mehr Zeit ein guter Haushalter zu seyn. Alle rechtschaffene Leute müssen die Hälfte ihres Gutes daran setzen, die andere zu retten. Ich bin versichert ihr werdet der erste seyn der mich unterstützet." — „Nein, nein Sire! (antwortete ihm Sully) ich will nicht daß wir miteinander sterben, sondern daß wir leben, und allen unsern Feinden die Köpfe zerschmettern. Ich habe noch für hundert tausend Franken Waldungen zu verkaufen, die ich zu diesem Gebrauche verwenden will." — „Nun gut, mein Freund! (sagte ihm der König von Navarra, indem er ihn umarmte) „so kehret denn gleich nach Hause, verlieret keine Zeit, und kommet je eher je lieber mit so vielen von euern Freunden zurück als euch möglich ist, insonderheit vergesset mir eure schönen Waldungen nicht." So drückten sich diese naiven und kriecherischen Seelen aus. Heinrich ohne Armee, ohne Geld, ohne Hülfe, erhält auf der Stelle von Sully vierzig tausend Pfunde. Wenige

ge Zeit hernach macht dieser treue Freund eine zweyte Reise in seine Herrschaft — bringt noch zehn tausend Franken von dem Verkauf seiner Waldungen zurück, und legt sie seinem König zu Füssen. — Allein um einen Freund wie Sully zu haben muß nur ein Heinrich der Vierte seyn.

* * *

In dem zwölften Jahr dieses laufenden Jahrhunderts, entstunde vorhergesehen, und bereitet durch vorherige Stürme, ein Krieg unter Helvetiens brüderlichen Staaten. Eben als wann die sanfteste unter allen Lehren, die Religion, ihn angefacht hätte, da eigentlich ihre Feinde die Leidenschaften waren, trennten sich diese Staaten nach ihrer Glaubenslehre, Zürch und Bern stunden auf der einen Seite, und die fünf Stände, Lucern, Uri, Schweitz, Unterwalden und Zug, auf der andern. — Beyde bewaffnet aufgebracht und mit voller Rüstung des Krieges. Weise und tugendhafte Männer, die auf beyden Seiten mit klugem Rath die Gemüther besänftiget, und das Aufbrausen der Leidenschaften gehindert hatten, waren entschlafen, und es ware in dem Verhängniß beschlossen, es sollte zum letztenmal, (das ist gewiß der Wunsch aller Wohldenkenden) unser Vaterland gegen ein-

ander sich entzweyen. Ich berühre nichts, weder den Anlaß noch die Geschichte des Kriegs. Es ist mir an einem schönen Zug genug, den ich bey bewährten Schriftstellern finde.

In den obern freyen Aemtern, die sonst gemeinsam beherrscht, wegen der anmuthigen Lage und der Fruchtbarkeit merkwürdig sind, und fast gleich nahe, an den Grenzen von Zürch und Bern, als von Lucern und Zug liegen, ist ein Ort, Sins, der den erstern Ständen zu bequemen Uebergang eines in des andern Gebiet, wohl gelegen war, und eine Brücke uber die Reus hatte, die allein über den Fluß einen offenen Weg zeigt, und aller anderer Durchgang verhindert wird; diesen Ort, und besonders die wichtige Brücke, hielten die vorsichtigen Berner mit einer Wache von einigen hundert Mann besetzt, um ihren Feinden einen so vortheilhaften Paß, nicht zum eignen Nachtheil zu überlassen. Allein mit einmal fiel eine uberlegene Zahl aus den fünf Ständen in diesen Ort ein, denselben den Bernern abzugewinnen. Die Gegenwehr war tapfer und entschlossen; Brigadier von Mülinen, von der Lage begünstiget, schlug mit Tapferkeit sich mit einem Theil der Mannschaft durch, und entgienge der Gefahr. — Obrist Mennier von der Uebermacht zurückgetrieben, wehrte sich tapfer, und zog sich immer bis auf den Kirchhof zurück, der zur

Brust-

Brustwehr diente, von da zuletzt in die Kirche, wo er sich endlich nach einigem Widerstand, mit zwey hundert Mann, nach beschlossenen Bedingungen ergab. Von solchem Rang und Ansehen, ein Mann, in des erzörnten Pöbels Hände, wie konnte der sicher seyn? Wirklich wollten ihn einige anfallen, als Ackermann von Unterwalden, einer der angesehensten Kriegsleute, der die Uebergabe mit verheissenem Leben versprochen hatte, unter die rachschnaubenden Krieger trat und sagte: „An den Ueberwundenen soll keine Hand angelegt werden — ich habe ihm das Leben versprochen, und wer es ihm nehmen will, der hat mit mir zu thun, der muß mich zuerst umbringen.“ Da die aufgebrachte Schaar die Entschlossenheit ihres Führers sahe, stunden sie von ihrem Unternehmen ab. Ehrfurcht vor dem Beschützer, und Bewunderung seiner Großmuth machte sie beschämt und stumm. — So rettete Ackermann nicht nur das Leben eines würdigen Manns, sondern verhinderte wahrscheinlich mehrere Gewaltthätigkeiten an den übrigen, die sich ergeben hatten.

*
* *

Heinrich der Zweyte, Herzog von Montmorency, vereinte nach dem Tode seines Vaters desselben Hof mit seinem eigenen, der nun einer der

prächtigsten und zahlreichsten in dem Königreiche war. Er hatte niemals weniger als dreyßig Pagen und funfzig Edelleute, die alle mit so großer Verschwendung bezahlt und unterhalten wurden, daß man sie vielmehr selber für große Herren, als für bloße Kammerjunker angesehen hätte. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Anzahl seiner Hausbedienten und Laquayen Verhältnißmäßig auch sehr beträchtlich seyn mußte. Die Herzogin, seine Gemahlin, ob sie gleich ebenfalls eine große und edle Seele hatte, glaubte sich verpflichtet ihm hierüber einige Vorstellungen zu machen. Der Herzog gab ihren Gründen Gehör, oder schien vielmehr ihnen Gehör zu geben, und ließ vor ihr das ganze Haus die Musterung passiren; — kaum hatte sie ihm einen Hausbedienten oder Laquayen als unnütz vorgestellt, so nahm er ihn in seinen Schutz — der eine war seinen Edelleuten unentbehrlich — einen andern hatte er auf Empfehlung seiner Freunde in Dienste genommen, kurz von einer so beträchtlichen Anzahl, fand man zuletzr nur zwey die er dem Gutdünken seiner Gemahlin zu überlassen schien; allein eine Weile hernach fragte er sie, ob sie glaubte daß diese zwey Bediente seinem Hause eine so unerträgliche Last wären? „Sind sie nicht unglücklich genug, (fügte er hinzu) zu nichts zu taugen, ohne ihnen noch

noch dazu den Verdruß zu machen sie wegzuschicken?"

*
* *

Des Marschalls von Turenne gemeine Physionomie, und sein schlechtes äußerliches Ansehen gaben zu seltsamen Irrthümern Anlaß. Einst war er in dem Schauspielhause, und setzte sich zuvörderst in eine erste Loge. Zwey junge Herren von dem sogenannten guten Tone, kamen einen Augenblick nach ihm in eben diese Loge, und da sie glaubten Turennens Figur könne nichts anders als den Schauplatz entehren, schlugen sie ihm vor, ihnen die erste Bank zu überlassen. Turenne fand nicht für gut seine Gefälligkeit so weit zu treiben, und blieb ganz gleichgültig an seinem Platze. Einer von ihnen, um sich wegen dieses Abschlags zu rächen, war unverschämt genug, den Hut und die Handschuhe, die Turenne auf das Gesimms seiner Loge gelegt hatte, auf das Theater zu werfen. Diese Unverschämtheit erregte in dem Parterre ein lautes Geschrey des Unwillens, davon diese jungen Schwindelköpfe erstlich nichts verstunden; allein ein junger Mensch von gutem Hause der auf dem Theater war, hob Turennens Hut und Handschuhe auf, und übergab sie ihm mit der Höflichkeit und Ehrer-

bie-

bietung, die man einer hohen Geburt und großen Verdiensten schuldig ist. Ueber ihr Versehen bestürzt, wollten unsere Schwindelköpfe geschwind entfliehen, allein Turenne hielt sie zurück, und sagte zu ihnen mit der liebenswürdigsten Sanftmuth: „Bleiben sie, bleiben sie nur meine Herren, wenn wir uns recht geschmeidig machen, so ist für uns alle Platz genug.

* * *

Da man nicht mehr zweifeln durfte daß Cromwell, und seine abscheuliche Rotte, den Tod des unglücklichen Karls des Ersten beschlossen hatten, wandten sich die Grafen von Richemond, von Harford, von Southampton und Lindsey, Männer, von einem eben so weit berühmten Namen als geprüfter Tugend an das Unterhaus des Parlements, u. stellten ihm vor: „daß sie die Räthe des Königs wären, und daß sie ihn durch ihre Rathschläge und Meinungen zu allen den Schritten bewogen hätten, aus denen man itzt ihrem König so viele Verbrechen mache; daß in den Augen des Gesetzes und nach dem Urtheile der gesunden Vernunft, sie allein schuldig wären, und allein, alles was in der Ausführung des Monarchen tadelnswürdiges wäre, verantworten müßten; darum bieten sie sich auch

frey-

freywillig ihren Richtern an, durch ihre Strafe ein so kostbares Leben, daß dem Parlament und allen Unterthanen der Krone, so theuer es auch immer zu stehen kommen möchte, sicher zustellen, zu beschützen, und zu retten." — Ein so großmüthiges Anerbieten machte diesen edlen Seelen Ehre, allein es würkt für die Sicherheit des Königs nichts, weil man nach der Krone, nicht aber nach dem Leben einiger Privatpersonen strebte. — War darum ihr Antrag weniger edel?

* * *

Bertrand von Salignac, Herr von Motte Fenelon war Königl. Französischer Botschafter in England. Die Königinn Elisabeth bezeigte ihm eine ganz besondere Hochachtung und Wohlwollen. — Katharina von Medicis und Karl der neunte, wollten ihn einige Tage nach der Parisischen Bluthochzeit überreden, dieser Königinn die Gründe die sie gehabt hätten dieses Blutbad zu verordnen, zu berichten, und ihr gewaltthätig scheinendes Verfahren in diesem Falle zu rechtfertigen. „Sire, (antwortete er) „ich würde an diesem abscheulichen Mord ihr Mitschuldiger werden, wenn ich mich bemühete einer so gottlosen Handlung einen blendenden Anstrich zu geben; Eure Majestät können sich an diejenigen wenden, die sie ihnen gerathen haben." Er

sahe

sahe daß seine standhafte Antwort den Monarchen erzürnte, und fügte in einem eben so entschlossenen Tone hinzu: „Ich weis es, ein König kann durch seine überwiegende Macht einen Edelmann unterdrücken, allein niemals kann ihm ein Monarch seine Ehre rauben."

* * *

Eine unverletzliche Billigkeit ist die vornehmste Tugend eines Richters, weil er der Mund des Gesetzes ist. Eine Nachläßigkeit die man einem Privatmann mit leichter Mühe verzeihen kan, wird bey demjenigen, der den Beruf hat, über das Glück seiner Mitbürger zu wachen, zum Verbrechen. Der Herr von Faluere, erster President des Parlements von Bretagne, ward, da er noch bloßer Rathsherr war, zum Referent einer Rechtssache ernennt. Er überließ die Untersuchung desselben Leuten, die er für eben so rechtschaffen hielt als sich selber; und nach dem Auszug, den man ihm übergab, referirte er den Proceß. Einige Monate nach dem Urtheilsspruche, erfährt er daß sein größtes Zutrauen, und seine Uebereilung eine redliche u. arme Familie des einigen Vermögens, das ihr noch übrig geblieben, beraubet habe; er verheelet sich selber seinen Fehler nicht. Allein da er den Urtheilsspruch, der schon angezeiget,

get und vollzogen worden war, nicht wieder zurück nehmen konnte, wandte er alle nur mögliche Mühe an, die unglücklichen Schlachtopfer seiner Nachlässigkeit zu entdecken. Endlich findet er sie wieder — er scheuet sich nicht, ihnen den Fehler dessen er sich schuldig fühlt zu gestehen, und zwingt sie, die Summe, deren er sie ohne sein Wissen und Willen verlustig gemacht hatte, anzunehmen. Obgleich dieser Zug nur eine bloße Handlung der Gerechtigkeit ist, so können wir ihm doch unsere Bewunderung, wegen der ausserordentlichen Seltenheit solcher Beyspiele nicht versagen. —

* * *

Wenig Nationen üben das Recht der Gastfreyheit in einem höhern Grade von Vollkommenheit aus, als die Mohren in Afrika. Die Geschichte giebt uns davon ein sehr hervorstechendes Beyspiel. Die Spanier und die Mohren bewohnten vor Zeiten das gleiche Land. Ein Spanischer Cavalier schlug sich in einem Zweykampf mit einem jungen Mohren, und tödete ihn. Sogleich begab er sich in die Flucht, und um denen, die ihn verfolgten zu entrinnen, stieg er über die Mauer eines Gartens, und versteckte sich darinn. Der Eigenthümer des Gartens, der eben damals darinn spazierte, war auch ein Mohr; er empfing den Spanier liebreich, der ihm den unglück-

lichen Handel, der ihn zu fliehen zwang, erzehlte, und sein Haus zu einer Freystätte begehrte. Der Mohr nahm ihn in seinen Schutz und bot ihm die Hälfte eines Pfirsichs an, wobey er zu ihm sagte: Iß diese Frucht, du weißt, daß, sobald du sie im Munde haben wirst, ich dir die Rechte der Gastfreyheit wenn ich auch wollte, nicht mehr verweigern kann." Sogleich ließ er den jungen Cavalier in ein kleines Seitengebäude verbergen, verschloß die Thüre, und steckte den Schlüssel zu sich. Der Mohr kehrte in sein Haus zurück — kaum langte er daselbst an, so drang sich eine Menge Nachbarn hinein, die ihm seinen Sohn brachten, der, (wie man ihm sagte) so eben von einem Spanier ermordet worden, man beschrieb ihm den Mörder, und der unglückliche Vater konnte nun nicht mehr zweifeln daß es nicht der gleiche Cavalier wäre, den er kurz vorher in ein Nebengebäude seines Gartens verborgen. Er sagt nichts — verschließt seinen ganzen Kummer in seine eigne Brust, sobald die Dämmerung einbricht, geht er allein in seinen Garten, und eröffnet das Nebengebäude. „Geh heraus, (sagte er zu dem jungen Cavalier) „derjenige, den du getödtet hast, ist mein Sohn. — Ich liebte ihn zärtlich, und sein Verlust bringt mich der Verzweiflung nahe; meine betrübten Nachbarn haben den Leichnam meines unglücklichen Sohns zu mir gebracht — sie haben dich mir

mir als den Mörder so treffend nach dem Leben geschildert, daß ich dich unmöglich mißkennen kann— ich könnte dich strafen, wenn ich nur der Stimme der Rache, oder vielmehr des gerechtesten Kummers Gehör geben wollte, so wünschte ich dich gestraft zu sehen; allein ich habe dir etwas zu essen anerboten, ich habe dir mein Wort gegeben, und will es auch halten; komm heraus und folge mir nach." Hernach führte er den Spanier in seinen Stall, gab ihm das beste seiner Pferde, und verabschiedete ihn mit diesen Worten: „Fliehe, entrinne denenjenigen die dich verfolgen—mache dir die Schatten der Nacht zu Nutze—Morgens bey Anbruch des Tages wirst du in Sicherheit seyn. Du hast das Blut meines Sohnes vergossen; dieser entsetzliche Streich hat mein Herz zerrissen; allein Gott ist gerecht und gütig, ich danke ihm daß er mir genug Stärke der Seele gegeben, um meinen Zorn zu unterdrücken, und Tugend genug meine Pflichten zu erfüllen."

* * *

Ein deutscher Prinz lernte zu Siena, in Italien ein Frauenzimmer kennen, welches man für die größte Schönheit in Italien hielt. Er erstaunte über ihre Schönheit, und durch Vermittelung eines Abts, der ein Verwandter von ihr war, fand

er Gelegenheit mit der Mutter zu sprechen, und dieser seine unreine Absichten zu entdecken. Die Mutter war so niederträchtig, für tausend Luisd'or die Ehre ihrer Tochter zu verkaufen, und der unschuldigen Schönen selbst den abscheulichen Antrag zu thun. Die Tochter warf sich zu ihren Füssen und flehete; die barbarische Mutter blieb unbeweglich, und drohte ihr, sie lebenslang in ein Kloster zu stecken. Ihre Ehre zu retten, faßte die tugendhafte Tochter einen kühnen Entschluß. Sie stellte sich, als wenn sie den Prinzen annehmen wollte. Als sie mit ihm allein war, fiel sie ihm mit Thränen zu Füssen; „Prinz, (sagte sie) „ich bin in ihrer Gewalt, aber ich verlasse mich auf ihre Großmuth — ich bitte sie um Gottes Willen, mißbrauchen sie die elenden Umstände nicht, in welche mich meine Mutter gesetzt hat." Der Prinz von so viel Tugend gerührt, hieß sie aufstehen und versprach ihr allen Schutz, den ihre Tugend verdiente. Sie war so voller Freuden, als wäre sie mit dem Leben begnadigt worden. — Sie fiel dem Prinz von neuem zu Fuße, konnte aber kein Wort reden. — Er hieß sie wieder aufstehen und bat sie, ihm zu sagen, wie sie sich habe entschließen können, mit ihm allein zu seyn? „Prinz, (sagte sie) ich bin mit einem jungen Menschen verlobt, der mich liebt, wie ich ihn, den mir aber meine Mutter nicht erlauben

will zu heyrathen. — Sie drohte mir, mich ihrentwegen in ein Kloster zu sperren. Die Furcht, meinen Geliebten zu verlieren, hat mich dazu bewogen, u. die Hoffnung daß sie mein Elend rühren würde. Hätte mich aber meine Hoffnung betrogen, so sehen sie hier, dieser Dolch hätte mich vor der Schande bewahren sollen." Der Prinz erstaunte, er bewunderte ihren Muth und ihre Tugend. „Ich will mich bemühen, (sagte er) „Sie glücklich zu machen." Er gab der Mutter einen heftigen Verweis, wegen ihrer Grausamkeit gegen eine solche Tochter und sagte ihr: wenn sie die versprochene tausend Luisd'or haben wollte, so müßte sie in die Ehe ihrer Tochter mit ihrem Bräutigam willigen, und als die Mutter unentschlossen war, kündigte er ihr an, daß er es beym Großherzog auswirken wolle, daß sie in ein Kloster sollte gesperrt werden. Das Kloster erschreckte die gottlose Mutter. Sie willigte in die Ehe ihrer Tochter. Der Prinz ließ den jungen Menschen holen, kündigte ihm selbst sein Glück an, und versprach der Tochter ein jährliches Gnadengehalt von tausend Thalern.

*
* *

Jedermann ist die männliche Freyheit bekannt, mit welcher Sully mit Heinrich den Vierten, seinem Könige, geredet. Er war nicht weniger

strenge gegen seinen Herrn als gegen sich selber. Man findet davon tausend Beyspiele in seinen Memoires; keines aber beweißt die Freyheit in einem höhern Grade, als die Geschichte des Eheverspruchs des Königs mit der Mademoiselle d'Entragues. Der König wieß ihm seinen Heyrathsco ntract, um ihn darüber um Rath zu fragen. Sully nahm und las ihn, und zerriß ihn, ohne ein Wort zu sagen, in Stücken. — „Was zum Henker (sagte der König) willst du denn machen, Sully! ich glaube du bist zum Narren geworden?" — „Es ist wahr Sire! (versetzte ihm Sully) „ich bin ein Narr, und wollte Gott, daß ich der einzige in ganz Frankreich wäre." — Schildert dieser einz ge Zug Sullys Charakter nicht weit besser als alle Lobreden von der Welt? Brauchte es nicht eine wirklich heldenmüthige Entschlossenheit, seinem König in seiner Lieblingsleidenschaft mit so vieler Dreistigkeit zu widersprechen?

* * *

Herr Matthias Hale legte von allen seinen Einkünften den zehenden Theil vor die Armen zurück, und zog genaue Nachricht ein, welchen er am besten seine Allmosen austheilen könnte. Und nachdem er Richter war, wurden viele Accidentien seiner Bedienung von ihm in die Gefängnisse ge-

schickt

schickt, die arme Schulden halben Gefangene dadurch zu befreyen, welche niemals wußten, von welchen Händen ihre Erlösung kam. Es war auch eine Gewohnheit, daß der Kerkermeister des Gefängnisses der königlichen Bank, denen Richtern des Hofgerichts ein Gold- oder Silbergeschirr zum Neujahrsgeschenk gab, welches denn, für den oberſten Richter ansehnlicher ausfiel, als für die übrigen. Dieß war er Willens nicht anzunehmen; die andern Richter aber stellten ihm vor, daß solches zu seinem Amt gehöre, und wenn er es abschlagen würde, so würde es seinen Nachfolgern nachtheilig seyn, deßwegen ließ er sich bereden, solches anzunehmen, doch sandte er zu dem Kerkermeister, und ließ ihm sagen, daß er anstatt des Geschirres ihm den Werth davon in Münze bringen möchte; sobald er nun solches empfieng, schickte er es in die Kerker, die armen Gefangne dadurch zu befreyen.

*
* *

Es war zur Zeit der Reformation die Stadt Solothurn in Ansehung der Religion getheilt. — Nun waren einmal die Reformirten in einem Hause bey einander, über ihre Angelegenheiten zu rathschlagen; unterdessen nahmen die andern einige Stücke aus dem Zeughaus, und fiengen an auf das

Haus zu schießen, wo die erstern versammelt waren. Beym ersten Knall sprang der Kath. Schulth. Wengi zu seinen Religionsgenossen hinunter, stund für das zweyte Stück, das zum loßschießen bereitet war, und sagte: „Wenn ihr Bürgerblut vergießen wollet, so vergießet meines, ehe ich zugebe, daß ihr diese ehrlichen Leute, die eure und meine Brüder und Mitbürger sind, wenn sie schon schon anders denken als wir, zu Grunde richtet.“ Darauf ließen sie ab, und der Aufruhr ward gestillet.

* * *

Ein vornehmer Herr der an dem Französischen Hofe eine sehr wichtige Stelle begleidet, und dem die in der Piccardie gelegene Herrschaft C.... zugehört, hat schon seit langer Zeit die Gewohnheit allen Mädchen gedachter Herrschaft C.... die nicht eine Juchard Landes eigenthümlich haben, zwey hundert Pfunde zur Mitgabe zu geben, welche ihnen am Hochzeittage selber baar ausbezahlt werden.

* * *

Der Herzog von Armentieres äusserte in dem letzten Kriege das großmüthigste Betragen gegen Freunde und Feinde. — Sein Wohlwollen war auf Grundsäze gebauet, und nicht die blose Frucht eines weich-

weichlichen Temperaments. — Er schrieb an den Herrn Pastor Roques nach Zelle einen vortrefflichen Brief. „Sie haben mir, (sagte der Herzog zu dem Prediger) „sie haben mir allzuviele Gelegenheiten verschafft, ihren Mitbürgern zu dienen, als daß ich ihnen nicht meine gerechte Erkenntlichkeit dafür bezeugen sollte.“ Diese Erkenntiichkeit bestand in dem Geschenke, daß der Herzog mit dem Dictionaire Encyclopedique dem Herrn Roques machte. Die Göttingische gelehrten Anzeigen haben diese vortreffliche Anecdote angeführt; ich glaube daß sie nicht allzuoft kann abgedruckt werden.

* * *

Der Herzog von Montmorency unterhielt sich auf einem Spaziergange mit einem seiner Freunde, von dem wahren Glück des menschlichen Lebens. Einer von denen die ihn begleideten, behauptete ihm mit Recht, daß der Mensch in dem eingeschränktesten Stande der bürgerlichen Gesellschaft, gemeiniglich weit glücklicher seye als die Großen dieser Erde. — „Diese Frage soll bald entschieden seyn.“ (sagte der Herzog, indem er vier Bauern wahrnahm die in dem Schatten eines Gebüsches zu Mittage speiseten) Er geht zu ihnen, redet sie freundlich an und fragt sie: „Sagt mir einmal meine Freunde, seyd

ihr glücklich?" Drey dieser Bauern antworteten ihm „daß da sie ihre ganze Glückseligkeit auf einige Morgen Erdreichs, die sie von ihren Vätern ererbt hätten, einschränkten, ihnen nun nichts mehr zu wünschen übrig bliebe." Der vierte gestand: „daß ihm noch zu seiner gänzlichen Glückseligkeit der Besitz eines Stück Landes fehlte, daß ehmals seiner Familie zugehört hätte, und nun in fremde Hände gekommen wäre."— „Allein wenn du es hättest (fuhr der Herzog fort) wärest du denn glücklich?"— So sehr, gnädiger Herr, als man es immer in der Welt seyn kann." (versetzte der Bauer) „Wie hoch kommt dieses Land zu stehen?" (fragte der Herzog) „Zwey tausend Franken." (erwiederte der Bauer) „Nun denn (rief Montmorency) „komm mit mir nach Hause, gleich sollen sie dir ausbezahlt werden; — So kann ich doch sagen, das ich heute einen Menschen glücklich gemacht habe."

* * *

Der Staatsminister Walpole besuchte einst einen sehr vornehmen, und durch seine hervorstechenden Verdienste berühmten Herrn, und wollte ihm von der Parthey des Parlaments abwendig machen. Er sagte zu ihm, daß er von Seiten des Königs zu ihm komme, ihn seines Schutzes und seiner Gnade

zu

zu versichern, und ihm zugleich anzuzeigen wie leid es Seiner Großbrittannischen Majestät thäte, daß sie für einen Mann von so großen Verdiensten, wie er wäre, noch nichts habe thun können. Zu gleicher Zeit bot er ihm eine sehr beträchtliche Würde an. „Mylord! (versetzte ihm der englische Herr) ehe ich auf ihr gütiges Anerbieten antworte, so erlauben sie mir daß ich mein Nachtessen vor sie darf herbringen lassen.“ Sogleich trägt man ihm ein gehacktes, von einem Hammelschlägel, der ihm noch von dem Mittagsmahl übrig geblieben, auf. Hernach wandte er sich an den Herrn von Walpole. — „Mylord! glauben sie, daß ein Mann der sich mit einer solchen Mahlzeit begnüget, ein Mann sey, den der Hof mit leichter Mühe gewinnen könne? Hinterbringen sie dem König, was sie gesehen haben, diß ist die einzige Antwort die ich ihm geben kann.“ — Ein Zug eines Fabricius — eines Curius — eines Camillus würdig. — Nur in der Römischen Geschichte sind solche Beyspiele nicht selten. —

* * *

Montecuculi war groß genug auch einen Nebenbuhler seines Ruhms aufrichtig zu verehren. — Er war rechtschaffen genug, seinen Tod mit der Zärtlichkeit des vertrautesten Freundes zu beweinen. —

Er war eben im Begriff mit Turennen handgemein zu werden, und seine eigene Ehre dem unsichern Schicksal eines blutigen Treffens blos zu setzen. — Er vernimmt daß der Französische General von einem Kanonenschuß getödtet worden; er vergießt Thränen, und ruft in der Bitterkeit seines Schmerzens aus: „Ich beklage von ganzem Herzen, und nie kann ich zu sehr einen Menschen beklagen, der weit über dem Menschen erhaben war, einen Menschen, der der ganzen menschlichen Natur Ehre machte." Würdige Thränen eines Helden bey dem Tode eines Helden verweint!

* * *

Bey der Belagerung von Lille sagte ein Französischer Partheygänger beynahe öffentlich, daß der Prinz Eugen alle Tage bey ihm auf einen Flintenschuß weit vorbeygehe, und daß es ihm sehr leicht wäre ihn zu erschiessen. — Diese Rede drang bis zu des Marschalls von Boufflers Ohren, er ließ den Partheygänger zu sich kommen und sagte zu ihm: „Ihr Glück soll sicher gemacht, und über ihre Erwartung seyn, wenn sie mir diesen großen General als einen Kriegsgefangenen zuführen können: allein zum Voraus sage ich ihnen daß sie mit der äussersten Stränge bestraft werden sollen, wenn sie sich an sein Leben wagen; wenn ich vermuthen könnte,

(fügte

(fügte er hinzu,) daß ihnen nur ein solcher Gedanke in den Kopf gekommen wäre; so ließ ich sie auf Zeitlebens in vier Mauern schließen."

* *
*

Die ungewöhnlichen Strapazen des Feldzugs von 1674. hatten grosse Krankheiten bey der Französischen Armee verursachet. Allenthalben sah' man Turennen die Soldaten mit väterlichen Erinnerungen aufmuntern, und immer mit der Geldbörse in der Hand. Wenn diese erschöpft war, so entlehnte er von dem ersten Offizier der ihm begegnete, und schickte ihn zu seinem Secredair, um sich bezahlen zu lassen. Dieser argwohnete einigemal, daß man von ihm mehr zurückforderte, als man seinen Herrn geliehen hatte, und wollte ihn bereden, daß er in Zukunft jedem, von dem er entlehnte, ein Billet an ihn mitgeben sollte, in welchem er die Summe ausgesetzt. „Nein, nein, (sagte Turenne) gebt immer was man von euch fordern wird. Es ist unmöglich daß ein Offizier eine Summe von euch zurückfordere, die er mir nicht gelehnt hat, es sey denn daß ihn die dringendste Nothwendigkeit dazu bewege; und in diesem Falle ist es billig ihm beyzustehen."

* *
*

Nach-

* * *

Nachdem der junge Prätendent zu Cullodon geschlagen, und seine kleine Armee zerstreut worden, lief er ohne Geld und ohne Hülfe in der Irre herum, bald mit zwey Kameraden seines Unglücks, bald mit einem, und bald nur sich ganz allein überlassen, ohne Aufhören von denjenigen verfolgt, die den Preis gewinnen wollten, den man auf seinen Kopf gesetzt hatte. Eines Tags da er 10 Stunden zu Fuß gemacht hatte, und von Hunger und Müdigkeit ganz niedergeschlagen war, gieng er in das Haus eines Mannes, von dem er sehr zuverläßig wußte, daß er nicht sein Freund, noch weniger von seiner Parthey wäre. „Der Sohn eures Königs (sagte er zu ihm) „kommt zu euch, und bittet euch um Brod und um ein Hemd, ich weiß zwar wohl daß ihr mein Feind seyd; allein ich halte euch für einen zu rechtschaffenen Mann, um zu beförchten daß ihr mein Zutrauen mißbrauchet, und euch mein Unglück zu Nutze machet. Nehmet die zerrissenen Lumpen hin, die mich jetzt bedecken; bewahret sie sorgfältig auf, damit ihr sie dereinst in dem Pallaste der Könige von Großbrittanien zurückgeben könnet.“ — Der Edelmann von dieser Rede gerührt, leistete dem Prätendenten, alle Hülfe die seine traurigen Umstände erforderten, und die zu lei-

leisten in seiner Macht stand, und beobachtete ein unverletzliches Stillschweigen. Einige Zeit hernach ward dieser Edelmann angeklagt, daß er in seinem Hause dem flüchtigen Prinzen eine Zuflucht gestattet hätte, und wird vor dem Richter gefordert. Er erscheint vor ihm mit der edlen Standhaftigkeit, die nur die Unschuld, und die gänzliche Ueberzeugung der Gerechtigkeit seiner Sache einflößen kann. „Erlauben sie, meine Herren! (sagte er zu seinen Richtern) „daß ich, ehe man mit mir in einen Verbal-Proceß eintrete, sie frage: welcher unter ihnen, wenn sich der Sohn des Prätendenten in sein Haus geflüchtet hätte, niederträchtig und fähig genug gewesen wäre, es der Regierung anzuzeigen, und ihn auszuliefern?" Bey dieser Frage stand das Tribunal auf — wies dem Kläger ab — sprach den Beklagten los, und gieng aus einander.

* * *

Bullinger erzehlt eine Geschichte allein, die kein Schweizerischer Geschichtschreiber vergessen haben sollte. — In dem großen Rath der Stadt Bern ward beschlossen, der Stadt Zürch gegen den Stand Schweitz mit ihrer Macht und ihrem Panier zuzuziehen. Anno 1443. schickten sie ihren Bothschafter, Hans von Erlach nach Zürch, anzuzeigen, daß

man dieser Stadt zu helfen im Anzuge wäre. Dieser richtete aus, was ihm anbefohlen war. Doch als die Berner mit ihrem Panier bis Langenthal kamen, waren Bothschafter von Schweiz da, die den Truppen vorstellten, was vor getreue Dienste Schweiz der Stadt Bern vor Laupen bewiesen hätte, und sie bewegten, daß sie, anstatt in das Zürcherische, in das Schweizerische Lager zogen. — Der von Erlach war noch in Zürch als die Nachricht davon kam. Er erschrack darüber und sagte: „Liebe Herren von Zürch! ich habe nichts anders ausgerichtet als was mir anbefohlen war, und bin als ein unschuldiger Mann nun in ihrer Gewalt." — Aber die Zürcher hielten ihn freundschaftlich, und gaben ihm eine Begleitung mit, die ihm bis auf den Bernerischen Boden sicher durchbrachte. Er blieb die ganze Zeit über in der Stadt Bern, und wollte nicht wieder zurück ins Feld gehen.

* * *

Während dem Succeßionskrieg in Spanien, belagerten die Deutschen und Engländer, unter der Anführung des Lords Peterborough, Barcellona. — Der Vicekönig, ein schwacher Mann, sah' einen mächtigen Feind außer der Stadt, und in derselben ein aufrührerisches Volk, und entschloß sich, sie zu übergeben. Er unterredete sich an dem

Stadt-

Stadtthore mit dem Lord Peterborough. Die Artikel waren noch nicht unterzeichnet, als man plötzlich ein jämmerliches Geschrey, und ein klägliches Geheule hörte. „Ihr seyd ein Verräther, (sagte der Vicekönig zu dem Lord Peterborough) „wir capituliren aufrichtig und redlich. Indessen sind eure Engländer über die Schanzen in die Stadt hineingedrungen.“ — Sie irren sich, (antwortete Lord Peterborough) „es müssen deutsche Truppen seyn. Nur ein einziges Mittel bleibt ihnen übrig, ihre Stadt zu retten; — lassen sie mich mit meinen Engländern hinein marschiren, es soll alles still und ruhig werden, und ich werde hernach wieder an dieses Stadtthor kommen, um die Capitulation zu beendigen.“ Er redete mit einem Tone von Wahrheit und Größe, der mit der gegenwärtigen Gefahr verbunden, den Vicekönig zu allem bewegte, was Peterborough wollte. Man ließ ihn mit seinen Engländern hinein marschiren. — Er geht zu seinen Offiziers, da findet er Deutsche und Catalonier, die die Häuser der reichsten Bürger plünderten — er jagt sie weg — nimmt ihnen den Raub, den sie wegtrugen, ab — er trift die Herzogin von Populi in den Händen der Soldaten an, die im Begriff waren, sie zu entehren — er rettet sie, und stellt sie ihren Gemahl zu. — Nachdem er endlich

als

alles beygelegt und gestillet hatte, kehrt er zu dem Stadtthor zurück, und unterschreibt die Kapitulation. Die Spanier waren erstaunt, so viel Großmuth und Adel der Seele bey den Engländern zu entdecken, die der Pöbel für unerbittliche Barbaren ansahe, weil sie von einer andern Religion waren, als sie.

* * *

Ein Bedienter, der Liebling des Prinzen Heinrichs, ältesten Sohns Heinrichs des Vierten, Königs in England, ward vor dem königlichen Gerichte angeklagt, und auf Befehl dieses Tribunals gefänglich angehalten. — Der junge Prinz sah' diesen Schritt der Justiz für einen Mangel des Respects für seine Person an. Rasend eilte er in den Saal, wo die Richter versammlet waren, und befiehlt den Gerichtsdienern seinen Knecht sogleich in Freyheit zu setzen. Die Furcht bemächtigte sich der Herzen aller Richter, nur der Lord Präsident, Sir William Gascoigne, stand ohne das geringste Merkmal von Bestürzung auf, und ermahnte den Prinz, sich den alten Gesetzen des Königreichs zu unterwerfen, oder dem König, seinen Vater zu Füssen zu fallen, um von ihm die Gnade des Verbrechers zu erhalten. „Dieses ist das einzige Mittel

tel, (fuhr er fort) ihre Neigung zu befriedigen, ohne einen Eingriff in die Gesetze zu wagen, und ohne die Gerechtigkeit zu verletzen." Diese ehrerbietige Vorstellung machte auf den Prinzen nicht die geringste Wirkung. „Ich will, (versetzte er mit der gleichen Hitze) daß der Gefangene auf freyen Fuß gestellet werde, oder ich werde ihn schon mit Gewalt aus dem Kerker zu retten wissen." In eben diesem kritischen Augenblick äusserte der Lord Richter alle Standhaftigkeit deren er fähig war. „Ich befehle ihnen, Prinz! in Kraft des Gehorsams, den sie dem königlichen Ansehen schuldig sind, nicht nur den Gefangenen in seinem Kerker zu lassen, sondern auch ungesäumt aus diesem Gerichtssaale wegzugehen, indem sie durch ihr gewaltthätiges Verfahren die Verwaltung der Gerechtigkeit stören." Diese wenige Worte brachten den Prinzen nun vollends ausser sich; rasend näherte er sich dem Lord, gleich als ob er seine Person angreiffen wollte. Nichts erschreckte diesen würdigen Richter; — „Betrachten sie, Prinz! (sagte er mit vieler Hoheit und Würde zu ihm) „daß ich jetzo die Stelle ihres Herrn Vaters und Königs vertrete. Unter diesen zween Titeln sind sie mir einem doppelten Gehorsam schuldig; Ich befehle ihnen nun in seinem Namen von ihrem Vorsatz abzustehen, und in Zukunft denen, die dereinst ihre Unterthanen seyn sollen, mit einem bessern

Beyspiel vorzuleichten; um aber den Ungehorsam und die Verachtung für das Gesetz, so sie in diesem Augenblick geäussert, wieder gut zu machen, werden sie sich gefallen lassen sich sogleich selber in die Gefangenschaft zu begeben, wo ich ihnen so lang zu verbleiben gebiete, bis der König, ihr Vater, ihnen seine Willensmeinung erklären wird." — Durch diese Worte schien der Prinz wie von einem Donnerstrahl gerührt zu sein, und ward sogleich sanfter. — Er übergab denen, die ihn begleiteten, seinen Degen, — machte gegen den Lord Präsidenten eine tiefe Verbeugung, und gieng ohne einige Widerrede von dem Tribunal weg in die Gefangenschaft. Sogleich kam die Nachricht von allem dem was vorgegangen war, dem König zu Ohren, und man suchte bey ihm das Betragen des Lord Williams anzuschwärzen. — Dieser kluge Monarch ließ sich aber bis auf die kleinsten Umstände dieser Begebenheit sorgfältig unterrichten; — richtete denn seine Hände und Augen gen Himmel, und rief aus: „O Gott! wie vielen Dank bin ich dir nicht schuldig? Du hast mir einen Richter geschenkt, der sich nicht fürchtet gegen jedermann, er sey vornehm oder gemein, mächtig oder schwach, reich oder arm, die Gerechtigkeit nach aller Strenge auszuüben, und du hast mir einen Sohn gegeben, der nicht nur gehorsamen, sondern auch seinen Zorn dem Gehorsam aufopfern kann."

* * *

Nicht nur Sully redte mit Heinrich dem Vierten nicht bloß wie der Freund mit dem Freunde, sondern wie ein Vater mit seinem Sohne; sondern auch Ludwig d'Angennes, Baron von Mesle, Herr von Maintenon. — Den Abend vor der Uebergabe von Paris, gieng er in das Louvre, und sahe da Heinrich den Vierten mit der Herzoginn von Montpensier spielen. — Er gerieth darüber in eine so heftige Bewegung, daß er todtblaß wurde. — Der König erschrack darüber, und fragte ihn was ihm fehle: „Ich habe geglaubt, (antwortete er) den blutigen Schatten Heinrichs des Dritten spucken zu sehen, der ihnen steif ins Gesicht sahe." Heinrich der Vierte schlug beschämt die Augen nieder, und die Herzoginn von Montpensier war über diese Apostrophe so bestürzt, daß ihr die Karten aus den Händen fielen. — Jedermann weiß daß sie Heinrich den Dritten hatte ermorden lassen.

* * *

Der berühmte Doctor Swift bezog mehr als dreyßig tausend Pfund Einkünfte. Seine einfältige, bescheidene und sparsame Art zu leben, ließ ihm noch viel Ueberfluß, daß er den Armen austheilen konnte. Für ihr Elend empfindlich, bestimmte

er für sie eine eigene Kasse, und errichtete zu ihrer Erleichterung eine Wechselbank, wo man ohne Bürgschaft, ohne Pfänder, ohne Sicherheit, ohne einige Zinse von jemand zu fordern, jedem gemeinen Mann oder Weib, die einige Talente besassen, oder irgend ein Handwerk trieben, auf einmal bis auf die Summe von zehen Pfund Sterlings, d. i. mehr als zwey hundert französische Pfunde lehnte. Der Termin der Wiederstattung war bestimmt und immer nach den Umständen des Schuldners, und nach der Größe der Summe eingerichtet. Hierdurch ernäherte er viele tausend Personen — unterstützte Talende — ermunderte zum Fleiß und zur Aemsigkeit — brachte die Künste im Flor und zerstörte den Müßiggang, und niemals brach man ihm das gegebene Wort. An dem bestimmten Tage giengen die ausgeliehenen Summen der Bank wieder ein, um in andere Hände überzugehen, und zu neuen Freygebigkeiten zu dienen. — Seine Lieblingsmaximen waren: „Jeder Weise der jemanden seine gute Rathschläge versagt, — jeder große Herr, der nicht Künste und Talente ermundert und beschützet, — jeder Reiche der nicht großmüthig und freygebig ist, — jeder Arme der die Arbeit fliehet, sind der menschlichen Gesellschaft schädliche und unnütze Glieder." Und welcher Gelehrte hat seine Lehrsätze durch sein eigenes Beyspiel lebhafter bekräftiget, und unterstützet?

Fol-

* * *

Folgender Brief, aus den Schriften des Marquis von Caraccioli gezogen, enthält ein Beyspiel der edelmüthigsten Freundschaft. Es ist ein Brief des Grafen von ***, an den Ritter von***. „Beyde (sagt Caraccioli) sind meine Freunde, und beyde haben mir etwas anvertrauet, daß ich nicht bekannt machen darf, ohne ihre Namen zu verheelen.“ Der Graf der durch den Tod seines Vaters ein reicher Erbe geworden war, benachrichtigte Anno 1746 den Ritter, seinen Freund, auf folgende Weise davon:

Sie theilen meine Thränen mit mir, mein lieber Freund! Sie werden also auch mein Vermögen mit mir theilen. Die Freundschaft hat uns zu Brüdern gemacht, die Freundschaft wird uns auch zu Erben eines Vaters machen, den wir gemeinschaftlich beweinen. Das Glück ist blind, ich aber sehe helle; ich erkenne, daß meine Reichthümer, nur in so weit ein Werth für mich erhalten, als sie Ihnen nützlich seyn können. — Nehmen Sie denn, ohne daß es Sie beunruhige, mein Anerbieten an, und betrachten Sie mich nicht anders als einen Pachter, der Ihnen eine Einnahme ordentlich bezahlt. Vor allen Dingen unterlaßen Sie, mir dafür zu danken.

Ich bin durch das einzige Vergnügen, Ihnen dieses zu verschaffen genugsam belohnt. Sie genießen also von jetzt an die Einkünfte von funfzehn tausend Livres, welche Ihnen allein gänzlich zugehören würden, wenn Sie nicht so großmüthig wären. Allein ich kenne Sie; Sie werden mehr als die Hälfte anwenden, um andere zu verbinden, und aus dieser Ursache haben Sie selbst verdient, daß man Sie verbinde. — Leben Sie wohl, schätzen Sie mich nur deßwegen glücklich, daß ich eine Seele habe, denn in allem diesem erfülle ich lediglich die Pflichten eines Menschen. —

Wie vielen kleinen Seelen wird dieser Brief romanhaft vorkommen — wie vielen der Charakter des Grafen überspannt scheinen? — Desto schlimmer für diese armen Seelen! —

* * *

Der Herzog von Anjou, Bruder Heinrichs des dritten, eilte in die Niederlande, den Verbundenen gegen die Spanier zu Hülfe. Er hatte unter seiner Armee einen Hauptmann Pont, der in dem Dorfe Becourt, bey einem reichen Bauer, Namens Johannes Millet, einquartiert war, der drey sehr schöne Töchter hatte. — Die älteste, der die Sorge der ganzen Haushaltung aufgetragen war, war voller

ker Gefälligkeit gegen einen Gast, von den man auch wieder Gefälligkeiten verlangte. — Nach einigen Tagen ward der Offizier in die Reize, die sich täglich seinen Augen darstellten, verliebt. Er entschloß sich seine Leidenschaft, es koste was es wolle, zu befriedigen, und um den glücklichen, so lange gewünschten Augenblick zu beschleunigen, lud er den Vater, und die Tochter zu sich zum Nachtessen ein. Mitten in der Mahlzeit begehrte er sie lächelnd zur Ehe; der Bauer, dem es nicht an Verstand fehlte, merkte sogleich warum es dem Offizier zu thun war, schlug sie ihm mit guter Manier, unter dem Vorwand der Ungleichheit des Standes, ab. Pont gerieth sogleich über diesen Abschlag in Wuth — wirft den Vater gewaltsam zum Speisezimmer heraus, hält die Tochter, die entfliehen wollte zurück, mißbraucht ihrer mit einer Art von Raserey, überliefert sie hernach einigen Unteroffiziren, die ihm zu Ausführung seines Vorhabens behülflich waren, und die sie auf eine eben so viehische Art mißhandelten; alle mit einander zwangen sie hernach, sich wieder mit Ihnen an Tisch zu setzen.

Das junge Mädchen, das mehr nicht als sechszehen Jahr alt war, besaß einen reiferen Verstand als sein Alter. — „Ein Herz das erhabener war als sein Stand. — Lebhaft fühlte es, daß es in diesem

Augenblick weniger darum zu thun wäre sein Unglück zu beweinen, als auf Rache des ihr angethanen Schimpfes zu denken. — Sie überwand sich selber, verheelte den geheimen Gram, der sie nagte, und hörte mit munterer Miene die unverschämten Reden an, die man an sie wandte. Nicht lange mußte sie auf diese Art sich selber Gewalt anthun; denn bald darauf kehrte sich der Hauptmann zu einem seiner Kameraden um, der ihm etwas ins Ohr flüsterte; und plötzlich durchbohrte sie ihm mit einem Messerstiche das Herz. — Nach dieser Handlung warf sie Tisch und Stühle um, entflieht während als man dem Offizier zu Hülfe kommt, in dem allgemeinen Tumulte, aus dem Zimmer, läuft zu ihrem Vater, erzehlt ihm alles, was sich mit ihr zugetragen, und ermahnet ihn sich mit seinen beyden andern Töchtern flüchtig zu machen.

Sie selber betreffend, sey ihr, nach dem Verlust ihrer Ehre, ihr Leben zu sehr zur Last, als das es ihr der Mühe lohnen solte sich die Leichtigkeit, der Todesstrafe die ihr drohete zu entfliehen, zu Nutz zu machen. Stolz und unerschrocken erwartete sie ihre Räuber, die sie an einem Baum binden, um sie zu erschießen. Zum letztenmale ruft dieses heroische Mädchen ihren Henkern zu: „Schießt nur zu, ihr Barbaren! nach den Zeichen eurer viehischen Wuth

die ich mit trage, und die mich des Lebens unwürdig gemacht haben, werde ich von euern Händen den Tod, mit den ihr mir drohet, als das theuerste Geschenk empfangen. — Der Himmel, der so eben meine Ehre in dem Tode euers Rädelsführers gerochen, wird gewiß auch die letzte Greuelthat nicht ungestraft lassen."

Der Erfolg brachte diese Prophezeyhung in Erfüllung. — Der Vater, der einer solchen Tochter würdig war, theilte allen Bauern in der ganzen Gegend den Zorn, der ihn beseelte mit. Von allen Seiten greift man zu den Waffen; — Man haut die Mörder in Stücken, und, da man bey solchen Gelegenheiten der Stimme der Gerechtigkeit nicht immer Gehör giebt, so konnte in dieser ganzen Gegend kein einziger Franzose aus dem allgemeinen Blutbade sich retten. — Alle blieben todt auf der Wahlstatt liegen. — Verächter des schönen Geschlechts! werdet ihr es noch immer wagen zu behaupten, das die Geschichten der Lucrezien und Virginien, rührende Mährchen, die Kinder einzuschläffern, seyen!

* * *

Niemals war vielleicht Sully größer als in seinem stillen Auffenthalte nach seiner Abdankung; auch in seiner Einsamkeit fuhr er fort noch immer die vori-

rigen Verdienste zu erwerben. „Da sah' man die Würde der Tugend selbst, über welche Menschen, und Könige und Höfe nichts vermögen. Seinem ganzen Hause sahe man die Größe an, die in seiner Seele war. Ein Aufwand der ins prächtige, nicht ins flatterhafte fiele; ein Staat der Majestät anfreutete, und Ehrfurcht einprägte; so viele hindert Vasallen, die ihre Unterthänigkeit bezeugten; eine erlauchte Familie, die die strengste Unterwerfung blicken ließe; lauter geräumige Säle, wo die schönen Thaten Heinrichs des vierten und seines Ministers daneben, vorgestellet waren; Thiergärten, wo, ohne Kunst, alles nur ins Große fiel, und mitten unter diesen Gegenständen Sully mit seinem schloßweißen Haare; in seiner Kleidung altmodisch; auf der Brust das heilige Bildniß seines Heinrichs tragend; seine Reden voll heiligen Ernstes; seine Blicke voll Majestät; ein erhabner Sitz, der ihn von seinem Kindern sonderte; die Ehrenvolle Begegnung, die in seinem Hause allen Greisen wiederfuhr; das mit Furcht vermischte Schweigen, und die andächtige Ehrerbietung der jungen Leute, die von ihren Vätern an der Hand geleitet wurden, um diesen großen Mann zu sehen. Alles dieses zusammen, schien etwas mehr als menschliches darzustellen, und brächte in den

Gemüthern, auch wider Willen, ich weiß nicht was für eine Aufwallung hervor, die der Seele, zugleich mit dem Erstaunen, auch große Gedanken eingab. O Sitten! nur allzuverschieden von den unsrigen! — Auf diese Weise lebte er dreyßig Jahre in der Stille, ohne sich über die Menschen und ihrer Ungerechtigkeiten zu beschweren; seinen vorigen König betrauernd, dem neuen getreu; hochgeachtet und angefeindet von Richelieu; nachdem er alles überlebt, nur die Tugend nicht. Sie stieg mit ihm hinab in seine Gruft; und der Tod schloß einen Lebenslauf von zwey und achzig Jahren, davon funfzig für das Wohl des Staates verbraucht waren, und die übrigen es hätten seyn können."

*
* *

Der Marschall von Guebriant der Anno 1643. die Ehre der Französischen Nation in Deutschland ausbreitete, und behauptete, ward in der Belagerung von Rotwell, einer kleinen Stadt in Schwaben tödtlich verwundet, Zu der Zeit, da man ihn aus dem Laufgraben in sein Zelt trug, sagte er zu den Soldaten die ihm am Wege standen. „Kameraden! meine Wunde will nicht viel sagen; nur fürchte ich, daß sie mich hindere, dem Angriff, den ihr thun wol-

wollet, beyzuwohnen. Indessen zweifle ich nicht daß ihr euch nicht so tapfer halten werdet, wie ich euch immer handeln gesehen, und daß ihr diesen Ort, in dem nur wenig Truppen liegen ihn zu vertheidigen, mit stürmender Hand einnehmet. Man wird mir von allen denen, die sich rühmlich werden unterschieden haben, Rechnung ablegen müssen; und ich werde die Dienste, die sie dem Vaterland bey einer so wichtigen Gelegenheit geleistet haben, dankbar erkennen." Goueville, sein Hauptmann, ein von Natur lebhafter Mann, und dessen Hitze durch die jetzigen Umstände noch mehr entflammet wurde, gab sich ausserodentliche Mühe einen Wundarzt zu finden. Guebriant rief ihm, und sagte: „Sachte, sachte Goueville! man muß den Soldaten niemals erschrecken." Die Belagerten wollten sich der Gefahr nicht aussetzen mit stürmender Hand erobert zu werden, und entschlossen sich die Stadt zu übergeben. Guebriant ließ sich, noch beynahe in den letzten Zügen auf den Platz tragen — mit gesetztem und ruhigem Gemüthe erblaßte er mitten unter den Sorgen für sein ewiges Heil, und für die Erhaltung seiner neuen Eroberung.

Die Reden, Antworten und Urtheilssprüche des Herrn Wilhelms von Lamoignon, ersten Präsidenten des Parlaments von Paris, sind eben so viele gründliche und Einsichtsvolle Schriften worinn man allenthalben ein Herz voll Eifer für die Ehre des Thrones, und für den Vortheil der Nation entdecket. Einfältig in seinen Manieren, streng in seinen Sitten, Mitleidsvoll für anderer Elend, war er nur für sich selber strenge. Wenn man ihm vorstellte, daß seine übertriebene Arbeitsamkeit, seine Kräfte erschöpfte, und daß er sich selber ein wenig mehr schonen müßte, so sagte er: „Meine Gesundheit, und mein Leben gehören nicht mir, sondern dem Publikum." Der Herr von Lamoignon, schien mitten unter den Verrichtungen einer sehr beschwerlichen obrigkeitlichen Würde, die durch die Gewohnheit Unglückliche zu sehen, eine harte und zurückstosende Mine sehr leicht angewöhnen kann; immer der sanfteste und zärtlichste aller Menschen; er wieß niemanden ab. — „Ich will nicht (sagte er, wenn er von den rechtenden Partheyen redete) „dem Unglück, das sie haben, einen Prozeß führen zu müßen, noch das zweyte Unglück beyfügen, von ihren Richtern übel empfangen zu werden. — Wir sind gesetzt ihre Rechte und Ansprüche zu untersuchen. — Nicht ihre Geduld auf die Probe zu setzen."

In

In dem letzten Krieg erhielten die Engländer in Canada sehr beträchtliche Vortheile über die Franzosen. Der Hauptmann Young, ein unter den Siegern sehr berühmter Offizier, ließ sich von seiner Tapferkeit und Heldenmuth zu sehr hinreißen — entfernte sich ganz von den seinigen — vertiefte sich in einen morastigen Sumpf, und ward von den Wilden gefangen. Sie schleppten ihn an einen entfernten Ort um ihn zu tödten, als ihn eben ein französischer Grenadier zu Hülfe eilte. Erst nach einem sehr lebhaften und sehr hartnäckigen Wortwechsel gelang es ihm, den unerschrockenen Engländer aus den Händen dieser Barbaren zu erretten. Der Britte will seinem Erretter das einzige Kennzeichen seiner Erkenntlichkeit geben, das damals in seiner Macht stand: er bot ihm eine Börse an, in welcher zehen Guineen waren. Der großmüthige Grenadier schlug sie hartnäckig ab, und keine Vorstellung in der Welt war fähig ihn von seinem Entschluße abzubringen. — „Wie, mein Herr! (sagte er zu dem Engländer) ich sollte mich von ihnen bezahlen lassen, daß ich eine unverletzliche Pflicht der Menschlichkeit ausgeübet habe. — Wäre ich an ihrer Stelle gewesen, und sie an meiner, hätten sie mein Herr nicht das gleiche gethan, und würden sie alsdenn von mir auch ein Geschenk angenommen haben? Sind gleich unsere beyden

Na-

Nationen Feinde; so hören wir darum nicht auf Menschen zu seyn, und sind also nicht weniger schuldig auch selber einem Feinde, sobald er unglücklich wird, zu helfen." Endlich bewog der Hauptmann Young den Herrn Ritter von Levi, den General dieses großmüthigen Grenadiers, ihm zu befehlen, daß er es annehmen sollte. Sogleich nahm es der Grenadier an, einig und allein um diesen schönen Zug der Menschlichkeit nicht durch einen Ungehorsam gegen den Befehl seines Generals zu verderben.

* * *

Anno 1706. wurde La'Feuillade die Belagerung von Turin aufgetragen. Da dieses Unternehmen sehr wichtig und sehr schwer war, erbot sich Vauban als Freywilliger bey der Armee zu dienen, einzig und allein um Feuilladen mit gutem Rathe beyzustehen. Dieser junge Mensch, der wenig Talente, aber destomehr Eigenliebe hatte, schlug es ihm ab, und sagte zu ihm auf eine sehr vermessene Weise: „Ich hoffe, Turin nach Cöhorns Manier einzunehmen." Dieses war der Name des Generaldirectors der Holländischen Vestungen, und Vauban's Nebenbuhler. Indessen griff Feuillade die Sache so ungeschickt an, daß er nach einer Belagerung von zwey Monaten nicht weiter gekommen

war, als den ersten Tag. Ludwig der Vierzehnde zog Vauban über diese Belagerng zu rathe, und dieser erbot sich noch einmal dieses Unternehmen ausführen zu helfen. „Allein Herr Feldmarschall! (sagte der König) „ihr denkt nicht daran, daß die Stelle eines Freywilligen unter eurer Würde ist.“— „Sire! (antwortete Vauban) „ich kenne keine andere Würde als die, dem Staate zu dienen, ich werde meinen Marschallsstab vor der Thüre ablegen, und dem Herzog von Feuillade die Stadt einnehmen helfen.“ Zum zweytenmale ward diesem tugendhaften Bürger seine Bitte abgeschlagen, weil man befürchtete, dem General Verdruß zu erwecken, welcher Chamillard's, des Kriegsministers Tochtermann war. — Turin ward den 13 May überfallen, die Laufgräben wurden in der Nacht vom 2ten bis zum 3ten Brachmonat eröffnet, allein die Belagerung ward den 7. Septemb. aufgehoben.

Einst spielte der Herzog Heinrich II. von Montmorency, und gewann in einem einzigen Spiele 3000 Louisd'or. Einer von den Zuschauern sagte zu seinem Nachbarn: „Wahrhaftig eine Summe die das Glück eines ehrlichen Mannes machen könnte.“ Der Herzog hört es, und sogleich bietet er die ganze Summe dem Edelmann an, und sagte zu ihm: „Ich wünschte, mein Herr! daß ihr Glück etwas beträchtlicher wäre.“

Le-

* * *

Leopold, der Morgarten berühmt gemacht hat, belagerte die Stadt Solothurn Anno 1318. Er hatte an der oberen Seite derselben eine Brücke über die Aar geschlagen, die von Wolkengüssen so sehr anlief, und so ungestüm wüthete, daß die Brücke in großer Gefahr stand weggerissen zu werden. Er befahl seinen Truppen, schwere Steine auf die Brücke zu legen, daß sie destomehr widerstehen möchte. In dieser Arbeit wuchs der Strohm beständig, und zog Brücke, Truppen und Steine ins Wasser. Die von Solothurn hatten es wohl bemerkt, und sahen die Nothleidenden auf den Trümmern der Brücke gegen die Stadt zufließen, und sich so gut sie konnten, an den Pfählen die sie ergriffen, vest halten. Die Ihrigen konnten ihnen nicht zu Hülfe kommen, und die Leute von Solothurn hätten ihren Untergang befördern, oder ihm wenigstens zusehen können; aber sie fühlten die Gewalt des menschlichen Mitleidens, giengen mit ihren besten Schiffen ins Wasser, und brachten sie an das Gestade; alsdann schickten sie alle, die sie gerettet hatten, dem Herzog wieder in sein Lager. Er empfand die Schönheit ihrer Handlung, und hob die Belagerung auf.

* * *
*

Turenne wurde der Vater der Soldaten genannt, Kann wohl ein Titel edler seyn? Folgende Handlung erwarb ihm denselben. — Die Französische Armee war in einem sehr mühsamen Rückzug begriffen — Turenne mußte Tag und Nacht wachen, um seine Truppen vor den Anfällen der Kaiserlichen zu schützen. In diesem beschwerlichen Marsche kehrte Turenne einst um, um zu sehen ob sich alles in der Ordnung befände, er nahm einen Soldaten wahr, der zu schwach war weiter zu gehen, und sich unter einem Baum gelagert hatte, um das Ende seiner Leiden ruhig zu erwarten. Sogleich steigt Turenne vom Pferd — hilft dem Soldaten aufstehen — setzt ihn auf sein eigenes Pferd, und begleitet ihn selber zu Fuße, bis ihnen ihre Wägen nachkamen, wo er ihn nachher hineinheben ließ.

*
* *

Vor einigen Wochen kam eine betagte Bauerfrau zu mir, begleitet von ihrem zweyten Manne, und einem in erster Ehe gezeugten Knaben von 12 Jahren. Ihr folgte ein alter ehrwürdiger Greis. Sie hatten noch zween Zeugen aus dem nächsten Dorfe mitgebracht, die in ihren leine-

nen

nen Kitteln ein recht feyerliches und vielbedeutendes Gesicht machten, ob sie gleich nicht wußten, weswegen sie zugegen waren. — Die Frau redete zuerst und sagte: „Wir haben gehört, daß sie ein Herr sind, der die schlechten Bauersleute gütig anhört, und gern mit einander vergleichet. Wir sind deßwegen aus der Nachbarschaft hieher gekommen, und bitten sie, uns auseinander zu setzen. — Es ist schon einige Jahre, daß ich mit diesem alten Manne über eine beträchtliche Schuldforderung einen Streit habe, den wir beyderseits nicht gern zu einem förmlichen Proceß möchten kommen lassen."

Sie schwieg. — Ich habe immer einen besondern Beruf empfunden, den armen Bauern in ihren Händeln und Nöthen mit Rath und Trost beyzustehen; und ihre herzliche Danksagungen und Segenswünsche haben mich reichlich belohnt.

Die Frau, die mich so schmeichelhaft anredete, hatte in ihrem Gesicht einen Ausdruck von ernster Empfindung, und mehr Anstand in ihrem Betragen, als man von ihres gleichen zu erwarten pflegt; und ihr Gegner stand mit seinen schneeweißen Haaren so ruhig da, so voll seines guten Gewißens, daß ein jeder Richter, auf sein bloßes Ansehen geschworen hätte, er habe recht. Ich besann mich also nicht lange, daß angetragene Amt eines Schiedsfreundes

bey diesen guten Leuten anzunehmen, und fragte um die Beschaffenheit der Sache.

Die Frau nahm das Wort, mit der ihrem Geschlecht eigenen Beredsamkeit, und mit einem Eifer der bewies, wie sehr sie wünschte ihn zu überzeugen. „Mein erster Mann ist vor sieben Jahren gestorben, (sagte sie) und hat über zwanzig Jahre mit diesem meinen Gegner in einer so vertraulichen Freundschaft gelebt, daß das Vermögen des einen dem andern allezeit zu Diensten stand. Da mein Mann aber arm, und dieser wohlhabend gewesen, so ist natürlicher Weise der erste dem letzten vor und nach vieles schuldig geworden. Jetzt haben meine Umstände sich gebessert, und ich hätte die Schuld lange schon abgetragen, allein der eigensinnige Alte will sein Aufzeichnungsbuch nicht darlegen, woraus sie bestimmt werden könnte, sondern besteht darauf: ich sollte nach meinem Gewissen bezahlen, was ich für recht hielt. Aber lieber, gäb ich mein ganzes Vermögen auf einmal, als daß ich mir eine so schwere Verantwortung zuzöge, und das Kind hier in der Unwissenheit ließe, ob sein ehrlicher Vater im Grabe ruhen könne oder nicht.

Der Knabe sahe seine Mutter, so lang sie redete, starr an, und fieng nun an zu weinen. Wie sehr mich diese Thränen gefreut, kann ich ihnen

nen nicht beschreiben. Was für eine glückliche Erziehung! dacht' ich; wärst du der Sohn eines Grossen, du hättest vielleicht in deinem ganzen Leben dir keinen einzigen so guten Unterricht erkaufen können.

Der gegenwärtige zweyte Mann der Klägerinn gab ihr auch seinen Beyfall, und sagte: „Frau! mache diesem Handel ein Ende, und gieb, wenn es nöthig ist, einen Theil meines Vermögens noch zu dem deinigen heraus. Man kann ja sein Brod nicht ruhig essen, wenn man so etwas auf dem Herzen hat."

Nun war die Reihe an den Alten gekommen sich zu vertheidigen, und er that es mit solcher Würde und Bescheidenheit, daß er sich meine ganze Hochachtung erwarb. — „Es ist wahr (versetzte er) daß ich von Kindheit an mit dem ersten Manne dieser guten Frau, als meinem besten Freunde gelebt habe. Zwillingsbrüder können sich nicht mehr lieben als wir. Wäre er noch am Leben, wir würden gewiß um unserer Berechnung willen, nicht so viele Worte verlieren. Es ist auch wahr, daß er mir einiges Geld schuldig geworden, weil unsere beyderseitigen Umstände es nöthig machten, daß, ich ihm, und er mir nicht geliehen. Was er von mir vor und nach empfangen hat, belauft sich auf mehr als ein hundert Thaler, wenn ich meinem Aufzeichnungsbuche trauen darf; was ich hingegen von ihm be-

kommen, das hab' ich nicht aufgeschrieben, und es mag doch viel seyn, denn ich erinnere mich unter andern, daß, als ich vor ungefehr zwanzig Jahren durch die Seuche mein Hornvieh verlor, mein verstorbener Freund mir von seinen drey einzigen Kühen, die zwo besten überbrachte, und noch dazu seinen Vorrath an Butter mit mir theilte, ohne einige Vergeltung dafür anzunehmen, der vielen Arbeiten und Reisen die er für mich gethan, zu geschweigen. Dieses alles muß meine Gegnerinn mir aufrechnen, eh' ich meine Forderung gelten lassen kann; und hierauf beruht unser ganzer Streit."

Die Frau bestand darauf, daß dergleichen Freundschafsdienste, die sich Nachbarn zu leisten pflegten, gegen einander aufgiengen, und setzte hinzu, daß ihr Mann nichts ordentlich aufgeschrieben hätte; sie wüßte nur, daß er mit Kreide auf eine Schiefertafel gezeichnet, wie viel er an baaren Gelde von seinem Freunde geliehen. Diese Tafel hatte sie nun sieben Jahre lang sorgfältig aufgehoben, und legte sie mir jetzt vor, um gegen sich selbst den Beweis zu führen. Sie war mit einer Reihe von römischen Zahlen beschrieben, die kaum leserlich waren, und aus denen man sonst nichts, als die einfältige Aufrichtigkeit dieser guten Leute abnehmen konnte. Ich fragte den alten Mann: ob er sein

Auf-

Aufzeichnungsbuch beschwören könnte? — „Beschwören? (erwiederte er) das sollt' ich nur thun, sagte mir neulich ein Rechtsgelehrter, bey dem ich mich Raths erholen wollte; dann müßte mir die ganze Summe bezahlt werden. Aber das können sie mir doch nicht rathen, mein Herr! — Sie wissen ja wohl, daß die gemeinen Bauersleute es mit ihren Annotationsbüchern nicht so genau nehmen als die Kaufleute und Gelehrten. Ich hab' in meinem Leben noch keinen Eid geschworen, und der erste sollte mir hart ankommen. Es sind ohnehin verschiedene Posten in meinem Buche, für deren Richtigkeit ich nicht stehen könnte. Entscheiden sie also nicht nach der Strenge der Gesetze, sondern nach der Billigkeit; und vergessen sie nicht, daß mein Schuldner mein Freund gewesen, u. ich eher etwas verliehren kann, als der unmündige Knabe da, und seine ehrliche Mutter." — „Ja mein Herr! (wiederholte die Frau) „entscheiden sie nur, wir wollen es auf sie ankommen lassen, und ich werde bezahlen, was sie immer für billig halten; denn mir sind die Worte meines verstorbenen Mannes noch wohl bewußt, als er mir auf dem Todtbette befahl, mit seinem Freunde zu rechnen, und denselben auf sein Wort zu befriedigen."

Sie können wohl denken, mein Freund! daß es nicht viel Mühe gekostet habe, diese edle streiten-

de zu vergleichen. Die alte Schiefertafel wurde mit dem Aufzeichnungsbuche gegen einander gehalten, die Posten, welche hier und dort überein kamen, wurden für richtig erkannt, die andern durch einen Bauschhandel geschlichtet. Die Frau und der Alte umarmten sich herzlich; die Zeugen standen voll Verehrung mit offenem Munde da; und nun giengen sie alle mit dem Alten, der sie in seine Heimath einlud, wo eben des andern Tages die Kirchweihe einfiel, um sich mit einander recht lustig zu machen, und, wie sie sagten, auf meine Gesundheit zu trinken. Ich aber genieße noch der Wollust, so schöne Seelen erkannt und mit ihnen in einiger Verbindung gestanden zu haben. u. s. w.

* * *

Nach der Schlacht bey Fontenoy machte man in Londen beträchtliche Werbungen, um die daselbst verlohrnen Soldaten zu ersetzen, und die Armee zu ergänzen. — Die meisten neu angeworbenen wurden aus der Landmiliz gezogen. Es geschah des Morgens um fünf Uhr in dem Parc von Saint-James. Verschiedene Kompagnien wurden da in Ordnung gestellt, und einige tausend Personen sahen zu, einige durch die bloße Neugierde herzugelockt, wie ich die andern durch den Antheil, den sie an denen nahmen, auf welche die Wahl fallen könnte.

Unter

Unter diesen letztern befand sich auch eine junge Person, die nicht über sechszehen Jahre alt zu seyn schien, und so reitzend, daß wenn sie in einem vortheilhaftern Putze erschienen wäre, als in ihrem schlechten ländlichen Gewande, sie gewiß die Blicke aller derer, die gegenwärtig waren, allein auf sich gezogen hätte.

Sie sprach mit zwey oder drey Mannspersohnen die ihr zur Seite standen, und die auch Landsleute zu seyn schienen. Die Unschuld ihres Betragens, und die Unruhe die ihre Miene, und alle ihre Geberden verriethen, machten mich neugierig zu wissen, ob ihr Herz an dem Schicksal eines Bruders oder eines Liebhabers so lebhaften Antheil nähme.

Ich drang mich also mitten in die Menge hinein, und endlich nach vieler Mühe gelang es mir, daß ich so dichte neben sie zu stehen kam, daß ich alles was zwischen ihr, und zwischen denen, die sie begleiteten, gesprochen wurde, deutlich verstehen konnte. Ich vernahm, daß sie sich nicht nur für einen blosen Verwandten, sondern für jemand der mit ihr durch viel engere und theuere Bande verknüpft war, bekümmerte.

Bald darauf merkte ich aus dem, was ich sagen hörte, und aus dem, was ich bald hernach noch umständlicher erfuhr, das sie seit ohngefehr fünf Monaten mit dem Sohne eines Pachters von Wilt-shire ver-

verheurathet wäre, der sich unglücklicher Weise, kurz nach dem er ihr Gatte geworden, hätte anwerben lassen; daß sein Vater, um ihn loszukaufen, eine beträchtliche Summe anerboten hätte; daß ihm aber der Offizier, wegen der schönen Gestalt, und der Herzhaftigkeit des Jünglings seinen Abschied nicht habe geben wollen, und daß jetzt seine Freunde zitterten, eben diese guten Eigenschaften würden ihn zu der Wahl, in das Detaschement das man zu der Armee schicken wollte, empfehlen.

Dieses arme Weibchen drückte sich in den allerlebhaftesten Ausdrücken aus, die um so viel rührender schienen, da sie ganz Natur, und von allen Verzierungen der Redekunst gänzlich entblößt waren. Sie weinte, und bemühte sich ihre Thränen zu verbergen; und während daß sie ihn, mit allem Feuer der heftigsten Leidenschaft versicherte, ihn niemals zu verlassen, und alle seine Gefahren und Strapazen mit ihm zu theilen, erröthete sie noch von andern, als von denen, an die sie ihre Rede wendete, gehöret zu werden.

Ich gestehe, daß ich niemals eine gewünschtere Gelegenheit gefunden habe, die Natur in aller ihrer Vollkommenheit, das ist, gerade so wie sie aus den Händen des Schöpfers gekommen ist, zu bewundern, wie ich sie jetzt in diesem edlen Kampfe der weiblichen

Be=

Bescheidenheit, und der ehlichen Zärtlichkeit habe betrachten können.

Ich entdeckte daß einer von denen, an den sie ihre Rede gewendet hatte, ihr Verwandter, und der andere der vertraute Freund und Kamerad ihres Gatten war, und daß beede ihren Vater auf Londen begleitet hatten, um an der Entlassung des jungen Soldaten zu arbeiten; da ihnen nun dieses mißlungen war, sey der arme Greis mit niedergeschlagenem, kummervollem Herzen nach Hause gekehrt, und sie wären, um den Ausgang der Sache zu erwarten, zurück geblieben.

Man wählte eine sehr beträchtliche Anzahl aus, und viele schienen über diesen Vorzug betrübt. Das närrische Mitleid und das Murren des Pöbels vermehrte ihren Gram. Einige, die das Geschrey ihrer Eltern, ihrer Weiber und Kinder hörten, schienen sogar zu vergessen, daß sie Männer, daß sie Bürger wären.

Endlich kamen die Offiziers zu einem Glied, in welchem ein ausserordentlich großer und wohlgebildeter junger Mann stund. Sobald ich auf ihn meine Augen warf, sah' ich ihn für den Gatten meiner reizenden Nachbarinn an; und bemerkte bald, aus der Verwirrung die sich in ihrer und in ihrer Begleiter Mienen vermehrte, daß ich mich in meiner Muthmassung

massung nicht betrogen hätte. Ich zitterte für sie und erwartete ob er gewählt werden würde, welches auch sogleich geschah, und man hieß ihn zu dem Detaschement marschiren. Sie that einen lauten Schrey, wollte reden, allein sie hatte die Kraft nicht, und sank in eine Ohnmacht.

Durch Hülfe ihrer Freunde, und verschiedener Personen die neben ihr standen, die sie zu beklagen schienen, kam sie endlich wieder zu sich selber. Allein damals benahm ihr die Größe ihres Schmerzens alle ihre Schüchternheit — sie floh' zu dem Hauptmann hin — und warf sich zu seinen Füssen — beschwor ihn, mit ihrem Schicksal Mitleiden zu haben, und ihres Gatten zu schonen. Ihr Vetter, und der andere junge Mensch vereinten ihre Bitten, und ihre Thränen mit den ihrigen; allein der Offizier war zu sehr an Bitten von dieser Art gewöhnt, um von dem, was sie ihm sagten, gerührt zu werden, und schlug es ihnen mit mehr Härte ab, als ich gethan hätte, wie es mir schien, wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre. Allein ich habe von da an bemerkt, daß es in gewissen Umständen nothwendig ist, sein Herz zu stählen, oder wenigstens sich zu stellen, als ob man es abgehärtet hätte, und daß wen jemand, der die Stelle dieses Offiziers bekleidete, allen den Bitten und Vorstellungen, die man ihm über

den

den gleichen Gegenstand machte, Gehör geben würde, es ihm unmöglich wäre seine Berufspflichten zu erfüllen.

Da alles vergebens war, trat der untröstbare Gatte aus dem Gliede heraus, nahm Abschied von seiner liebenswürdigen Hälfte, die immer noch bey dem Entschluße, ihn zu begleiten beharrte; er aber wollte auf keine Art ihrem Vorschlag Gehör geben; sein Verweigern veranlaßte unter ihnen beyden einen zärtlichen Wettstreit, darüber Leute, auch vom ersten Range, zu erröthen nicht Ursache gehabt hätte.

Zur gleichen Zeit schien der andere junge Bauer in tiefen Gedanken verloren zu seyn; endlich erwachte er aus seinen Träumereyen, gieng gerade zu dem Hauptmann hin, und redete ihn, mit einem Entschluß, den ich Zeitlebens nicht vergessen werde, folgender Gestalt an:

„Sie sehen (sagte er) die Betrübniß dieser zwey jungen Leute; von der Wiege an, haben sie einander geliebt, neulich haben sie sich verheurathet, und nun ist sie schwanger. Sie von einander trennen, hieße ihr Herz durchboren. Ich bitte sie also den Gatten zu entlassen, und mich an seine Stelle zu nehmen; ich habe weder Vater noch Mutter, noch Gattinn, die mir nachweinen können, und wenn ich allenfalls umkomme, so ist der Verlust eben so groß nicht. Ich bitte

bitte sie, so sehr, ich sie bitten kann, meinem Begehren zu willfahren. Noch bin ich eben so jung, eben so stark, und eben so gut fähig meinem König und meinem Vaterlande zu dienen, als er; und ich werde mit Vergnügen marschieren, wenn ich dieses würdige Paar dadurch glücklich machen kann."

Er fügte noch andere Reden bey, um seine Bitte zu unterstützen, worüber der Hauptmann, und alle die es hörten so sehr erstaunt waren, daß es niemand wagte ihn zu unterbrechen.

Nachdem er ausgeredet hatte, fragte ihn ein Offizier, ob er Neigung zum Dienst hätte? „In diesem Falle (sagte er zu ihm) werden wir dir sogleich dein Handgeld geben, und du wirst mit den andern marschieren können." — „Nein, mein Herr! (versetzte er freymüthig) bis auf diesen Tag ist es mir Zeitlebens niemals eingefallen ein Soldat zu werden, und um keinen Preis würde ich mich anwerben lassen, geschähe es nicht um dem Thomas einen Dienst zu thun. Ueberdas bin ich vor der Parlementsakte geschützt, weil ich jährlich mehr als zehen Guineen von meinen Gütern Einkünften habe. Wenn sie also finden daß ich ihnen anständig sey, so geben sie ihm seinen Abschied, und ich bin bereit sein Kleid anzuziehen, ohne ihr Geld."

Eine

Eine so großmüthige Handlung veranlaßte ein lautes Freudengeschrey. Alle dabey stehende Offiziers waren entzückt, und der Hauptmann nahm ihn beym Worte: er ließ sich sogleich die Regimentsliste herbringen, strich den Namen Thomas aus, um den Namen seines Dienstfertigen Befreyers, Wilhelms, an seine Stelle zu schreiben, undgab hernach dem erstern seinen Abschied in gewöhnl. Form.

Allein nachdem man den Thomas herbeygerufen, und ihm von demjenigen, so zu seinen Gunsten vorgegangen war, Nachricht gegeben hatte, konnte er sich kaum entschließen seine Freyheit unter diesen Bedingungen anzunehmen. Er stellte vor, daß Wilhelms Anerbieten das edelste Kennzeichen seiner Freundschaft für ihn wäre, daß er sich aber so vieler Gütigkeit unwürdig hielte, wenn er dieselbe so sehr mißbrauchte, daß er, um seiner eigenen Sicherheit willen, das Leben eines so großmüthigen Freundes in Gefahr setzen würde.

Endlich überwanden die Thränen seiner Gattinn, und die Vorstellungen aller derjenigen, die diesem edlen Wettstreite beywohnten seine zärtliche Bedenklichkeiten, die ich billig so nennen kann, ob ich gleich nur von einem gemeinen Mann rede. Er erhielt seinen Abschied, zog seine Kleider aus, legte seine Flinte bey Seite, die der andere sogleich mit

der

der größten Unerschrockenheit ergriff und anzog. Die Offiziers klatschten in die Hände, der Pöbel ermunderte ihn durch seinen Beyfall, und rief ihm zu, daß er allein zehen Franzosen schlagen würde. — Andere schüttelten den Kopf und sagten: es wäre doch betrübt, daß ein so wackerer, rechtschaffener Junge jetzt hingehen müßte, sich vor den Kopf schiessen zu lassen.

Man wird mir unstreitig eingestehen daß etwas wahrhaft großmüthiges in Wilhelms Handlung liegt, und daß die Empfindungen der Erkenntlichkeit des Thomas wirklich den Ton, und den Schein der Aufrichtigkeit haben. — Wann, mit einem solchen Charakter, das Schicksal unsere zween Landleute in einem höheren Rang verpflanzt hätte, so wären sie gewiß die Zierde ihres Vaterlandes geworden; allein die Tugenden der Gemeinen werden von dem niederschlagenden Stolze der Großen, und der Lieblinge des Glücks erstickt. Derjenige, der den Landleuten kaum noch und ungern eine vernünftige Seele zugesteht, kann sich nicht vorstellen, daß sie großmüthigerer und erhabnerer Empfindungen fähig sind

* * *

Der berühmteste Lehrer der Sekte der Haniften, in der Türkey, ist Abou Hanifah. Wegen sei-

seiner Gedult wird er der Socrates der Muselmänner genennt. Man erzehlt von ihm, er habe einst ohne Grund, und ohne den geringsten Anlaß dazu gegeben zu haben, eine Maulschelle bekommen. — Ganz gelassen und kaltblütig sagte er zu dem der ihm beleidiget hatte: „Ich könnte ihnen Beleidigung mit Beleidigung vergelten, und mich sogleich an ihnen, rächen, allein das will ich nicht. Ich könnte sie auch vor dem Caliven verklagen, und mir da Genugthuung verschaffen; allein ich will kein Ankläger seyn. Ich könnte in meinem Gebete Gott den Schimpf, den sie mir angethan haben, klagen, allein dafür werde ich mich wohl hüten. Endlich könnte ich ihn bitten, daß er an jenem großen Gerichtstage mich rächen möchte; allein Gott bewahre mich, daß ich diesem Gedanken Raum in meiner Seele gestatte; wenn im Gegentheil dieser schreckliche Tag in diesem Augenblicke einbräche, und meine Fürbitte von einem Gewichte seyn könnte; so wünschte ich mir mehr nicht als Hand in Hand mit ihnen in das Paradies hinein zu treten." Ein bewundernswürdiges Beyspiel einer ruhigen, gelassenen, und zur Verzeihung stets geneigten Seele!

* *
*

Die Sorbonne ließ zu Anfang des Jenners Anno 1589. dem Peter von Gondi, Bischoff von

Paris verkündigen, er sollte Heinrich dem Dritten das heilige Abendmahl untersagen, widrigenfalls würde sie ihn selber davon ausschließen. — Diese Drohung flößte ihm nichts als Verachtung und Abscheu ein. — Anno 1591. war er nicht weniger unbeweglich gegen alle die Vorstellungen die Gregorius der Vierzehnde, durch seinen ungestümen Botschafter, Marsille Landriano, an ihn gelangen ließ. Er weigerte sich immer den Verschwörungseid gegen Heinrich den Vierten zu unterzeichnen, und opferte seiner Pflicht sein Vermögen u. seine Einkünfte auf, die ihm die Ligue hatte wegnehmen lassen. Ein um so viel verdienstvolleres Opfer, da man ihm vorwarf er habe sehr viele Neigung zum Geitze.

* *
*

Ein gewisser Offizier (man erzehlt dieses von dem Französischen Admiral, dem Herrn von Chatillon) wurde auf dem Weg nach der Kirche, von einem armen u.erk. Manne, um ein Allm. angesprochen. Er war nicht gewohnt sich lange bitten zu lassen, sondern geschwind zu geben, griff also geschwind in die Tasche, aber in die unrechte, darinn er lauter Gold hatte, und gab dem Armen eine gute Anzahl Goldstücke. Der Bettler wunderte sich über diese Freygebigkeit, und begriff leicht, daß

es

es aus Versehen geschehen war. Er wartete also, bis der Offizier aus der Kirche kam. „Gnädiger Herr! (sagte er, indem er zu ihm trat) sie haben mich sehr reichlich beschenkt, denn sie haben mir lauter Gold gegeben. Ist es aus Versehen geschehen, so bin ich bereit es ihnen wieder zu geben." Der Offizier erstaunte über die seltene Ehrlichkeit des Armen, und antwortete: „Mein Freund! ich muß gestehen, ich habe euch nur kleine Münze geben wollen; weil ihr mir aber das Geld mit so vieler Ehrlichkeit wieder zurück zu stellen bereit seyd, so habt ihr verdient, daß ihr jetzt alles behältet." Ich kenne Seelen, sie hätten ihm das übrige Gold, so sie in der Tasche gehabt hätten, auch noch nachgegeben.

* *
*

Montade, ein Edelmann aus der Normandie, schlug sich mit einem andern Edelmann in einem Zweykampf mit der Pistole. — Dieser schoß zuerst und fehlte. Montade schoß mit Vorsatz in die Luft, und sagte zu seinem Gegner: „Mein Herr! ich sehe es glückt ihnen mit der Pistole nicht, wir wollen sehen ob es ihnen mit dem Degen besser gelingen wird." — „Welche Großmuth! (antwortete der andere) „diß ist zu viel, hier haben sie den mei-

nigen, mit Freuden übergebe ich ihn ihnen, sollte ich ihn wohl ziehen dörfen, ohne eben so undankbar zu seyn, als sie großmüthig sind?" Hierauf umarmten sich beede, und lebten seit diesem Augenblick in der genauesten Freundschaft zusammen.

* *
*

In der Fehde, die Bern Anno 1331. mit Eberhard von Burgdorf und Thun hatte, dem Brudermörder, war bey des Grafen Truppen ein Edelmann von Regensburg, Stulinger genannt, der sich dem Grafen und seinem Herrn von Oesterreich, deren Vasall er war, gefällig zu machen, mit derselben Stärke des Muths sein Leben aufopferte, womit Winkelried viele Jahre hernach den Cantons bey Sempach den Sieg durch seinen Tod erkaufte. Beeder Geschichte hat so viele Aehnlichkeit, als wenn es eben dieselbe und nur die Personen unterschieden wären. — Die Berner mit den Solothurnern vereiniget, hatten sich in die geschlossenste Schlachtordnung gedrängt, und ihre lange Spieße vor sich gestreckt. Sie sahen einer runden stachlichten Krone gleich. Die Truppen des von Burgdorf sahen keinen Ort, wo sie in sie dringen konnten, bis der starke Stulinger auf einem großen und schnellen Roße voller Enthusiasmus unter die Feinde hineinsprengte, damit er eine Lücke öfnete, die dichte

Flan-

Flanke zu zertrennen. Er ward augenblicklich von zwanzig Lanzen durchstochen; aber die so bey ihm waren, drangen ihm wie Löwen nach, und erweiterten die Bahn mit erwünschtem Glücke. Zwey hundert Berner und eben so viel Solothurner blieben auf der Wahlstadt; und nach diesem Siege litten die Städte von ihnen große Verwüstungen, Raub und Brand.

* * *

Während den bürgerlichen Kriegen die Frankreich unter der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnden verheerten, fanden die, dem Monarchen schuldige Treue, die Liebe zur Ordnung und zum allgemeinen Besten, beynahe ihre einzige Freystätte in dem Herzen des tugendhaften Matthias Mole, ersten Präsidenten von Paris. Wer bewies jemals einen unerschrocknern Heldenmuth, den größten Gefahren zu trotzen, als er; wenn seine Pflicht es erforderte! „Wenn es nicht eine Lästerung wäre (sagte der Kardinal von Rez) „zu behaupten, es habe jemand den großen Conde an Tapferkeit übertroffen; so würde ich sagen daß es Matthias Mole war.“ — Mitten in einem Anlaufe versammelte sich vor seinem Hause ein Trupp von Aufrührern, die tausend Flüche und die erschrecklichsten

Drohungen gegen ihn ausstießen.— Er wollte hinuntergehen um sie auseinander zu treiben und zu besänftigen. Der Abbt Chanvalon, der eben damals bey ihm war, setzte sich diesem kühnen Unternehmen entgegen. Mit dem kältesten Blute versetzte ihm der Präsident: „Lerne Jüngling! daß von dem Dolche des Bösewichts, bis zu dem Herzen des redlichen Mannes, ein himmelweiter Zwischenraum ist.“ Und sogleich gieng er hinunter.—

* * *

Ein gewisser Mensch (es ist zwar wenig daran gelegen, zu wissen, woher er sey, allein man giebt die Grafschaft Derby für sein Vaterland aus) war von seinem ganzem Geschlecht der einzig übrig gebliebene, und kannte niemanden vertraulich genug, um sich in der gewöhnlichen bürgerlichen Gesellschaft von ihm viele Annehmlichkeiten des Lebens versprechen zu können. Er hatte ein sehr beträchtliches Vermögen. — Allein seine Begierden waren durch eine, ihm zur Gewohnheit gewordene sehr sparsame Lebensart, eingeschränkt; — er sah nicht, was er damit zur Vermehrung der Glückseligkeit seines Lebens für einen Gebrauch machen könnte. Keine einzige Leidenschaft konnte ihn zu brausenden der so chimmernden Ergötzlichkeiten hinreißen. Keine

ne Verbindung konnte ihn aus Pflichten zu etwas bewegen. Sein Zustand schien ihm so langweilig und Eckelhaft, daß er nach vielen Melancholischen Betrachtungen endlich auf die Gedanken fiel, zu zweifeln, ob ein Leben, in welchen er keine Hoffnung sah, jemals mehrere Annehmlichkeiten zu finden, nicht verdiente, hintangesetzt zu werden, sollte es auch nur um des Grundes willen seyn, daß ein ungewisser Zustand, wie der, so auf den Tod folget, immer denjenigen wo man nichts als lange Weile, Eckel und Leeres empfindet, vorzuziehen scheine. Er hatte bereits schon für den Tod entschieden, allein er konnte doch seine Angst und Verwirrung nicht ganz verbergen, und lief mit so viel Zeichen der Unruhe und des Kummers hin und her, daß ein armer, der ihn zerstreut auf einem öffentlichen Platze eifrig spazierend antraf— sich entschloß, ihn zu fragen: „ob er seiner Dienste nöthig hätte, oder ob ihn irgend ein dringender Kummer nagte, dem er abhelfen könnte." Herr Jly, (so hieß unser Held) war den Armen, der ihn anredete, bekannt. — Er antwortete ihm in dem Tone eines reichen Mannes, der mit seinem Schicksal unzufrieden ist. „Ey, (versetzte ihm der Arme) warum theilen sie ein Vermögen, das ihnen unnütz zu seyn scheinet, nicht mit andern?"

Dieser Vorwurf gab dem Herrn Ily zu tausend Betrachtungen Gelegenheit.— Es war ihm angenehm zu denken, daß er das heftige Verlangen, so man gegen ihn äusserte, befriedigen könnte.— Er ließ sich von dem Armen begleiten, und führte ihn in sein Haus, wo er ihm befahl von allem auszuwählen, was er zu seinem Glücke am nöthigsten hätte. — Es mangelte diesem Elenden nicht an Vernunft. Er bekannte dem Herrn Ily ganz freymüthig, daß er sehr wenig Geschmack an den Ergötzlichkeiten dieses Lebens, die nur der Ueberfluß verschaffen kann, finde; daß nur eine mäßige Geldsumme, die ihn in den Stand, setzte sich und seiner Familie ein ehrliches Auskommen zu verschaffen, alle seine Wünsche befriedigte. Auf der Stelle ward ihm diese geschenket. Er machte davon einen so guten Gebrauch, daß er in wenigen Wochen sich in einem Stand sahe, wo er die Armuth nicht mehr zu fürchten hatte.

Herr Ily verlohr die glücklichen Progressen seines eigenen Werks, niemals aus den Augen; und war beynahe gleich empfindlich für das Vergnügen, den Zustand einer unglücklichen Familie verändert zu haben, und für die Dankbezeugungen, die er beständig von ihnen empfieng. — Er nahm wahr, daß eine so angenehme Beschäftigung eine außer-

ordentliche Veränderung in seinem eigenen Zustand hervorgebracht hätte. —

Seine Ideen erweiterten sich Stufenweise. Er sah' ein, daß die Anzahl der Unglücklichen sich nicht blos auf die Zahl derjenigen einschränkte, die auf offener Straße ihre Hülfe von der Freygebigkeit der Fürübergehenden erwarteten, und daß wenn einer von ihnen so vieler Empfindlichkeit für seine Gutthaten fähig wäre, er noch vielmehr von einer unendlichen Menge ehrlicher Leute, die mit den gleichen Bedürfnissen mehr Adel der Seele verbinden, hoffen könnte. Diese Hoffnung schmeichelte seinem Herzen. Er machte sich ein tägliches Geschäfte daraus, diejenigen aufzusuchen, die seiner Aufmerksamkeit, noch um anderer Ursachen, als um der bloßen Menschenliebe willen, würdig waren. Er entdeckte eine große Anzahl derselben, denn die Welt wimmelt von Unglücklichen, die ein besseres Schicksal verdienen. Er verband mit den Wohlthaten, die er ihnen erwies, so großmüthige und edle Manieren, daß er empfindlichen Seelen die Verwirrung ersparte, ihre Armuth allgemein bekannt, und selbsten ihre Hülfe allzu offenbar am Tage zu sehen. Diese zwey Bemühungen, seine Wohlthaten zu erweisen, und sie nicht merken zu lassen, beschäftigten den Herrn Ily auf eine so angenehme Weise,

daß er weit entfernt, noch müßige, leere Augenblicke zu haben, sich oft beklagte, daß die Zeit zu kurz wäre, oder daß sie zu geschwind verflöße. — .

Man erzehlt sehr sonderbare Wirkungen von dieser Leidenschaft, zu anderer Glück etwas beyzutragen, die an die Stelle eines unnützen und schwerfälligen Lebens gekommen ist. Eines Abends da er allein nach Hause kam, nachdem er den ganzen Tag mit seinen gewöhnlichen Handlungen der Großmuth zugebracht hatte, hörte er zwey Bürger, die sich von ihren Geschäften unterhielten, und die, nachdem sie sich freymüthig gestanden hatten, daß sie in einem ziemlich schlechten Zustande wären, es bereueten, daß sie den Herrn Ily nicht kannten, dessen Wohlthaten allenthalben ruchtbar zu werden anfiengen. „Mit funfzig Guineen (sagte der eine) würde ich alle meine Schulden bezahlen, die mich hindern mein Gewerbe fortzuführen, und meine Arbeit, die sogleich leichter, ruhiger und freyer werden würde, setzte mich bald wieder in den blühenden Zustand, von dem mich mein Unglück hinabgestürzt hat. — Funfzig Guineen würden bey mir lange nicht hinreichen, (antwortete der andere) und so sehr man auch die Freygebigkeiten des Herrn Ily rühmt, so könnte ich doch niemals glauben, daß er geneigt wäre mir tausend Guineen zu leihen, ohne

ohne welche ich keine Rettung für mich zum voraus sehen kann." Herr Ily näherte sich ihnen. — „Meine Kinder! (sagte er) „ich habe eure Bedürfnisse vernommen, ich kenne den Herrn Ily, von dem ihr eine so vortheilhafte Meinung habt, und ich könnte euch bey ihm einige Dienste leisten. Allein er ist mit tausend Sorgen überhäuft, und ich dörfte euch nicht versprechen daß er sich bewegen ließe, euch auf einmal und plötzlich zu helfen. Indessen müßt ihr ihn nicht für den einzigen Mann in unserm ganzen Lande ansehen, der redlichen Leuten aus der Noth helfen könne oder wolle. Ich wünsche, daß ihr von mir dasjenige annehmet, was eure Bedürfnisse erfordern, nur unter zwey Bedingungen gebe ich es euch: Die erste, daß ihr euch nicht bemühet meinen Namen zu wissen: Die zweyte, daß ihr mir morgen um die gleiche Stunde, und auf dem gleichen Platz ein schriftliches Zeugniß von eurem Pfarrer mitbringet, das mir eure gute Aufführung versichere."

Zuerst nahmen sie diese Rede als einen Scherz auf. Indessen entschlossen sich die beeden Bürger dem Ausgang dieser Begebenheit abzuwarten. Sie fanden sich des Morgens darauf auf dem Sammelplatz ein, und Herr Ily, seinem Versprechen nicht weniger getreu als sie, brachte ihnen seine tausend

und funfzig Guineen. Ihre Freude schien ausserordentlich. Sie übergaben ihm wechselsweise die Versicherungsscheine ihres Pfarrers, die auch seine einzige Bürgschaft waren, denn er schlich sich sogleich von ihnen weg, um nicht gekannt zu werden. Man weiß nicht ob seine Absicht war, ihnen aus dieser Summe ein Geschenk, oder eine bloße Anleihung zu machen. Allein diese ehrlichen Leute, die seine Wohlthat nur unter diesem letzten Titul anzunehmen geglaubt hatten, und ihm dafür eine Verschreibung zu Handen zu stellen gesinnt waren, erstaunten sehr ihren Wohlthäter verschwinden zu sehen. Sie faßten mit einander einen eben so ausserordentlichen Entschluß, als seine Handlung war. Sie ließen gleich Morgens darauf, auf dem Platz zu Derby, eine Schrift anschlagen, die alle Umstände ihrer seltenen Begebenheit enthielt, mit einer Erklärung, worinn sie sich vor dem ganzen Publikum verpflichteten, die Summe, die sie dadurch empfangen zu haben, bescheinten, wieder in gewissen Terminen abzuzahlen. Und um allen Schein von Zweydeutigkeit auszuweichen, versprachen sie solche den Händen einer Magistratsperson anzuvertrauen, dem sie die Vollmacht gaben, sie dem Vorweiser der Versicherungsscheine ihres Pfarrers zu übergeben.

Ein so edles Verfahren erwarb ihnen jedermanns Bewunderung und Beyfall; allein der folgende Morgen gab dazu neuen Stoff, indem man einen neuen Zettel angeschlagen fand, der die Erklärung des Wohlthäters enthielt. Dieser versicherte wie sehr es ihm freute seine Wohlthat so gut angewendet zu haben. Er forderte dafür keine andere Bezahlung als die Empfindungen zweyer Herzen, die ihm so vieler Erkenntlichkeit fähig schienen; er nahm das Publikum zum Zeugen daß er ihnen die ganze Summe zu ihrem Eigenthum überlasse, und fügte hinzu, daß er um alle Ansprüche auf dieselbe gänzlich zu entkräften, den gleichen Tag die Zeugniße des Pfarrers obenerwehnter Magistratsperson zurückgeschickt habe. Man drang nicht sogleich durch den Schleyer, in den die Bescheidenheit den Herrn Ily sich verhüllet hatte, hindurch; und vielleicht würde diese schöne Handlung auf immer dem Publikum verborgen geblieben seyn, wenn nicht der Einzieher seiner Gelder ihn aus Unbesonnenheit verrathen und entdeckt hatte, daß er ihm die beyden gleichen Summen zu eben der Zeit da sich dieses zugetragen, zu handen gestellt habe.

Die folgende Handlung wird man nicht weniger bewundernswürdiger finden. Ein funfzehnjähriges Mädchen hatte sich von einem seiner Hausbe-

dienten verführen lassen; und die Furcht vor ihrem Vater, der von einem sehr heftigen Temperament war, bewog sie zu dem Entschluß sich bey armen Nachbarn zu verbergen. Der Bediente, noch bestürzter als das Mädchen, suchte seine Rettung in der Flucht. — Umsonst hatte man versucht, dem Vater, für ein Uebel, für das kein Heilungsmittel zu finden war, die Geduld zu empfehlen. Die einzige Aussicht, die also dem jungen Mädchen übrig blieb, war, nach London zu gehen, in der Hoffnung, daselbst in einem Hause unterzukommen wo ihr Fehltritt unbekannt wäre, oder wenigstens nicht zum Grunde diente, sie von einem Dienste auszuschließen. Allein Herr Ily, dessen ganze Beschäftigung war, andern aus Verlegenheit und Kummer herauszuhelfen, glaubte daß in einer Stadt, wo die Verdorbenheit der Sitten bey beyden Geschlechtern gleich groß ist, das arme Mädchen gänzlich verlohren wäre. Uebrigens hätte man ihm von ihrem moralischen Charakter eine sehr vortheilhafte Meinung beygebracht. Er sah sie und erklärte ihr, daß nach einem Fehler wie der ihrige, ihr nur noch ein einziges Mittel übrig bliebe, wieder zu Ehren zu gelangen; allein ein hartes und beleidigendes Mittel; — er fragte sie ob sie in eine Heyrath mit ihrem Verführer einwilligen wollte?

Da

Da die Liebe an ihren Fehltritt weniger Theil hatte als die Schachheit ihres Temperaments; so machte sie ihm eine Menge Einwürfe, die ihr der Stolz auf ihre Geburt eingab. Allein da ihr nur unter dieser Bedingung die Hülfe versprochen war; so gab sie endlich den Beweggründen der Klugheit und der Tugend nach, die die einzigen waren, deren sich Herr Jly bedienen wollte.

Die gute Meinung, die er von einer Weibsperson faßte, bey welcher Rathschläge von dieser Natur fähig waren, die natürlichen Empfindungen des Stolzes zu überwinden, bewog ihn alles anzuwenden, ihr Unglück wieder zu vergüten.

Er fieng an, ihrem Liebhaber eine anständige Stelle zu kaufen, und da er ihn mit diesem neuen Titel nach Londen geschickt hatte, empfahl er ihn verschiedenen Freunden, die er in dieser Stadt hatte, um ihn die Gelegenheit zu verschaffen, mit rechtschaffenen Leuten bekannt zu werden. — Hernach, nachdem er ihn an dem Ort, wo er ihm seine Stelle gekauft, eingesetzt hatte, nahm er selbst die Mühe, ihm seine Gattin zuzuführen, über die er in dieser Zwischenzeit eine genaue und sorgfältige Aufsicht halten ließ. Sie verheuratheten sich mit einander, und er verschaffte ihnen tausend Mittel sich das Leben süß und angenehm zu machen. Diese Unternehmung wurde mit so vieler Behutsamkeit

ausgeführt! daß der Vater des jungen Mädchens von nichts Nachricht bekam. —

Er erstaunte sehr, als ihm wenige Zeit nachher der Herr Jly einen Besuch machte, und ihn bat, seiner Tochter seine vorige Freundschaft wieder zu schenken, und ihr zu erlauben, daß sie mit ihrem Gatten dem Commissario ihm einen Besuch abstattete. — Noch weit mehr erstaunte der Vater als er vernahm, daß sein Tochtermann, neben dieser Bedienung, die ihn mit den angesehensten Leuten der Stadt in der er sich niedergelaßen hatte, in gleiche Klasse setzte, noch einer Handlungsgesellschaft, die ein Bergwerk unternommen hatte, einverleibet war, deren Vorsteher man für die reichsten Männer in der ganzen Provinz ansah. — Um ihn in dieser Gesellschaft unterzubringen, hatte Herr Jly seinen ganzen Credit angewandt. Jneinem Lande, wo grose Reichthümer weit höher geschätzt werden als eine vornehme Herkunft, gewann in den Augen des Vaters alles eine ganz andere Gestalt. Er nahm seine Tochter für seine ganze übrige Lebenszeit wieder zu Gnaden an, und vermachte ihr in seinem Testament so beträchtliche Vortheile, daß sie im Stande war dem Herrn Jly, alles was er zu ihrem zeitlichen Glücke Ihnen vorgeschossen hatte, wieder mit Dank zu erstatten.

Jch

Ich würde mich der Gefahr blos setzen, niemals enden zu können, wenn ich mich unterstünde alle Beyspiele von Großmuth und Bescheidenheit, die Herr Ily gab, der Reihe nach erzehlen zu wollen. So wie vormals Titus, machte er sich öfters Vorwürfe, alle die Zeit, die er nicht angewendet hatte Gutes zu thun, verloren zu haben. Eine andere Art von Tugend, die er in seinem Hause ausübte, und die ihn auch sein hohes Alter selber, bis an das Ende seines Lebens auszuüben nicht hinderte, wurde von strengen Sittenrichtern nicht sehr gerühmt. Er hatte bemerkt, daß sich unter den, zur öffentlichen Unzucht bestimmten Mädchen, immer eine große Anzahl befände, die sich derselben ohne eine natürliche Neigung dazu überließen, und die sich diesem niederträchtigen Handwerke nur aus der dringenden Nothwendigkeit ihr Glück zu suchen, für daß sie keine bessere Aushülfe vor sich sähen, ergäbe. Sein, von anderer Elend so schnell erweichtes Herz, dehnte sein Mitleiden auch über diese unseligen Schlachtopfer der schändlichsten Wollust aus. Eine große Anzahl derselben nahm er in sein Haus auf, und erfand Mittel sie auf eine so nützliche Art zu beschäftigen, daß nicht nur ihr Unterhalt ihm keine beträchtliche Ausgaben verursachte, sondern daß er aus dem Gewinnst ihrer Arbeit, viele von ihnen an verschiedene angesehene Personen verheurathete, die sich kein Bedenken machten ihn ihre Hand

anzubieten. — Seine Tadler glaubten zu bemerken, daß die Mädchen, auf die seine Wahl fiele, eben nicht die häßlichsten waren, und dichteten ihm andere Absichten, als die, sie zu einem ordentlichen und züchtigen Leben anzuhalten, an. Allein man setze auch für einen Augenblick, daß er sich das Herrenrecht über sie vorbehielt, war es nicht immer noch eine Wohlthat für sie, eine edelmüthige Handlung von ihm, sie von dem noch weit größeren Uebel, dem ganzen Publiko, gegen baares Geld sich feil zu bieten, befreyet zu haben?

Man hat vor dem Tode des Herrn Jly bis auf achtzig Personen gezählt, denen er mit seinem Reichthum so kräftig beygestanden, daß er ihre Glücksumstände ganz allein verändert und verbessert hat; ohne der verschiedenen nützlichen Stiftungen zu gedenken, die er für Kranke und Arme errichtet hat, deren gesegnete Früchte um so viel länger fortdauern werden, weil den Engländern nichts heiliger und verehrungswürdiger ist als solche menschenfreundliche Stiftungen.

* * *

Ein Chinesicher Mandarin hatte das Leben verwirkt, weil er seine Bedienung übel verwaltet hatte. Sein Sohn der funfzehn Jahre alt war gieng in den Pallast, warf sich zu den Füssen des

Kaysers,

Kaysers, und bot ihm sein Leben an, um das Leben seines Vaters zu retten. Der Monarch wurde von dieser Probe seiner kindlichen Zärtlichkeit so lebhaft gerührt, daß er dem Sohne für seinen Vater Gnade ertheilte, und, um die Tugend dieses großmüthigen Knaben zu belohnen, wollte er ihn durch ein öffentliches Ehrenzeichen unterscheiden; allein er schlug es dem Kayser ab, und sagte: er verlange kein Ordenszeichen das bey ihm beständig das Andenken eines strafbaren Vaters wieder erneuern würde.

* * *

Der Kardinal Volsey, Staatsminister und Liebling Heinrichs des Achten, Königs in England, hatte das Unglück gehabt seinen König zu mißfallen, und sogleich sah' er sich der Verachtung aller Hofleute und dem Haße des ganzen Volkes bloß gesetzt. — Der einzige Titz Williams, der von ihm einige Wohlthaten empfangen hatte, durfte es wagen seine Sache zu vertheidigen, und seinen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er that noch mehr; er bot sein Landgut seinem alten Patron an, und beschwor ihn dahin zu kommen, und wenigstens nur auch einen Tag daselbst mit ihm zuzubringen. Der Kardinal, von diesem Zeichen von Erkenntlichkeit lebhaft gerührt, begab sich dahin und ward mit der unzweydeutigsten Höflichkeit des Herzens aufgenom-

genommen. Heinrich der Achte bekam von der Freundschaft, die Williams für seinen in Ungnade gefallenen Patron behielt, Nachricht. — Er ließ ihn für sich kommen und fragte ihn mit erzörnter Mine, warum er sich unterstanden hätte, einen des Hochverraths angeklagten und desselben schuldig erklärten Mann in sein Haus aufzunehmen: „Sire! (antwortete Williams) ich bin von dem ehrfurchtsvollsten Gehorsam für Ihro Majestät durchdrungen. Ich bin weder ein schlechter Bürger noch ein treuloser Unterhan. Ich habe weder den in Ungnade gefallenen Minister, noch den Staatsverbrecher in mein Haus aufgenommen; sondern meinen alten, mir verehrungswürdigen Herrn, meinen Patronen meinen Beschützer, meiuen Freund, denienigen, der mir Brod gegeben, dem ich alles das Glück und die Ruhe die ich ietzo geniße, zu danken habe; und diesen großmüthigen Herrn, diesen edlen Wohlthäter hätte ich in seinem Unglück verlaßen sollen? — Urtheilen sie selber, Sire! hätte ich dieses gethan, wäre ich nicht der schwärzeste, der undankbarste aller Menschen gewesen?" Diese Worte, mit allem Nachdruck einer wahren Herzensberedsamkeit ausgesprochen, nöthigten Heinrich dem Achten Bewunderung für den dankbaren Williams ab. Er schlug ihn auf der Stelle zum Ritter, und nicht lange darauf ernannte er ihn zum geheimen Rath.

Der

Der Kardinal von Medicis speisete einst bey dem Kardinal von Este zu Nacht. — Nach geendigter Mahlzeit fiengen sie an mit einander a la Prime zu spielen. Der Kardinal von Medicis verlor ungefähr zehntausend Thaler — der andere gewann immer, endlich warf er seine Karten, ohne sie zu zeigen, unter, als ob er verloren hätte. — Einer seiner Edelleute sagte nach vollendetem Spiel zu ihm: „Euer Eminenz hätten gewonnen." — „Ich weiß es wohl, (antwortete ihm der Kardinal) allein ich habe ihm nicht zu mir zum Nachtessen eingeladen, um ihm sein Geld abzugewinnen, noch vielweniger um ihn seine Zeche bezahlen zu lassen."

* *
*

Heinrich der Dritte, König in Frankreich, hatte Philippen von Lenoncourt, Bischoff von Chalons in Chambagne, Anno 1589. zum Erzbischoff von Rheims erwählt, und wünschte daß er auf Rom gienge. Wenig Tage, nachdem er daselbst angelangt war, vernahm er das traurige Ende dieses unglücklichen Monarchen, und da er in dem Kirchenrath war, hörte er Sixtum den Fünften den abscheulichen Königsmord, Jakob Clemens mit den prächtigsten Lobeserhebungen belegen: „Was höre ich! (rief er aus) „welch ein Triumph für die Kalvinisten, und was müssen die Unglaubigen denken wenn sie hören werden, daß das Haupt unserer

Kirche Meuchelmördern, und sogar einem Königsmorde seinen Beyfall schenkt? — Ich verlasse sie, meine Herren! (fügte er hinzu, und stund auf) ich verlasse sie — ein gerechter Schauer überfällt mich! Die Stimme der Wahrheit schlägt für einige Augenblicke, wenigstens auch die herrschsüchtigsten, heftigsten Charaktere nieder. Sixtus der Fünfte schlug seine Augen zur Erde, antwortete ihm nichts hob die Versammlung auf, und da er Morgens darauf vernahm, daß er sich zu seiner Abreise von Rom bereitete, stellte er sich als, wüßte ers nicht. — Da dieser Kardinal wieder in Frankreich zurückgekommen war, verwarf er mit Unwillen alle die Anerbietungen die ihm die Ligue machte: erkannte Heinrich den Vierten für seinen wahren und rechtmäßigen König, wohnte allen seinen Rahtsversammlungen bey, und opferte ihm freudig sein Erzbisthum auf, von dem er niemals Besitz nehmen konnte, weil der Herzog von Mayenne unter dem die Stadt Rheims damals stund, den Kardinalen von Pelleve zum Erzbischoff ernannt hatte. Dieser würdige Mann starb den 13 Dec. 1591.

* * *

Eben dieser Philipp von Lenoncourt besaß auch das Bisthum Chalons länger nicht als vier Jahre, er hatte es nur begehrt, um es zu Gunsten eines Freundes, den er von ganzen Herzen hoch-

hochschätzte, und der am Hofe nicht Credit genug gehabt hätte, um es von dem König zu erhalten, wieder aufzugeben. In der gleichen Absicht begehrte er einige Zeit hernach das Bisthum Auxerre; das er auch länger nicht als ein Jahr behielt. — Solche Handlungen sind so selten daß sie uns beynahe unglaublich scheinen. — Anno 1577. stellte man vor den Landesständen zu Blois vor, daß es gegen die alte Disciplin und gegen die Kirchenordnung wäre, daß dergleichen Geistliche mehrere Pfründen besäße; sogleich erklärte sich Lenoncourt, daß er von allen seinen sechs Pfründen nur eine einzige Abtey für sich behalten wollte; die Abgeordneten der Priesterschaft schlossen einmüthig dahin ab: „daß man in Zukunft wohl thun würde, sich nach der alten Disciplin und Kirchenordnung zu richten, allein daß diejenigen, so iezo mit mehrern Pfründen versehen wären, behalten sollten, was sie hätten."

* *
*

Der Tod auf den Rade ward in Deutschland in den Zeiten der Anarchie erfunden, wo dieienigen, welche sich der Hoheit bemächtigten, ieden der sich ihnen entgegen setzen durfte, durch die Schröckniße einer unerhörten Peinigung hinderhalten wollten. Also ward der von Wart, der bey der Ermordung Kaiser Alberts, als Herzog Johannes Diener, gegenwärtig war, einem Pferd an den Hals gestrickt,

und auf die Stätte geschleift, wo die That geschehen war. Daselbst ward er auf ein Rad geflochten und auf demselben lebendig aufgerichtet. Seine Gemahlin legte sich kreuzweise unter das Rad, weinete und betete, und wollte nicht weichen, wiewol er selbst sie wegzugehen bat, und sprach: „Gehe doch, deine Gegenwart — deine Thränen — dein Winseln und Klagen thut viel schmerzhaftere Schläge auf mein Herz, als alle diese Marter, die ich leide.“ Sie antwortete: „Ich begehre von Gott nichts mehr, als mit dir zu leiden und zu sterben.“ Erst nach seinem Tod und Begräbniß gieng sie zu Fuß nach Basel, wo ihr fressender Harm sie in kurzer Zeit dahin riß.

* * *

Der Herr von Mole, erster Präsident, gieng einst während den bürgerlichen Unruhen von Paris, in den königlichen Pallast, um die Königinn für die Freyheit des Herrn Broussels, eines Parlamentsraths, den diese Prinzeßinn hatte in Verhaft setzen lassen, zu erflehen. — Das Volk, das den Herrn Broussel liebte, hatte bereits, um ihn zu befreyen zu den Waffen gegriffen. — Der Herr von Mole stellte der Königinn vor: es wäre unumgänglich nothwendig, diesem aufgebrachten Pöbel, der, wenn man es ihm verweigerte, alles zu unternehmen fähig wäre, diese Gnade wiederfahren

zu lassen. — Die Königinn blieb standhaft auf ihrem Entschlusse, und wollte den Herrn Broussel nicht wieder in Freyheit setzen. Als der Herr von Mole nach Hause kehren wollte, ward er auf der Straße von einem Trupp von Aufrührern angehalten, die ihn fragten ob der Herr Broussel wieder in Freyheit gesetzt wäre? Er antwortete ihnen, die Königinn habe ihm solches nicht bewilligen wollen. Einer der unverschämtesten faßte ihn bey einem kleinen Haarschopf vom Barte, den er immer an der Spitze des Kinns wachsen ließ, und sagte trozig zu ihm: „So kehret denn zum zweytenmal in den königlichen Pallast zurück, und kommt nicht wieder, bis ihr den Herrn Broussel in Freyheit gesetzt habt.“ Der Herr von Mole sah' sich gezwungen zurück zu kehren. — Er sprach mit der Königinn mit so vieler Stärke und Nachdruck, und stellte ihr im Fall eines Abschlags die Folgen davon so schrecklich vor, daß er sie endlich beredete. — Man entließ den Herrn Broussel der Gefangenschaft. Da dieses Ungewitter fürüber war, begehrte ein Privatmann bey dem Herrn von Mole eine geheime Audienz, er entdeckte ihm, daß der Aufrührer, der ihn so unverschämt mißhandelt hätte, ein Apotheker in seiner Nachbarschaft wäre. Der Herr von Mole ließ ihn sogleich mit bewaffneter Hand zu sich holen. Die Gegenwart des Herrn von Mole setzte den Apotheker in nicht geringe Verlegenheit. — Der Präsident

fragte ihn ob er wüßte warum er ihn hätte zu sich kommen lassen? „Gnädiger Herr! (sagte der Apotheker) „ich sehe schon daß sie wissen, daß ich derjenige gewesen bin, der sie gezwungen hat in den königlichen Pallast zurückzukehren.“ Sogleich warf er sich zu den Füssen des Herrn von Mole, und bat ihn um Gnade, und Vergebung seines Fehlers. Er zitterte und bebte vor Schrecken. Der Herr von Mole bot ihm freundschaftlich die Hand, um ihn aufzuheben, und sagte: „Ich habe euch nicht deswegen zu mir kommen lassen; sondern nur um euch zu wissen zu thun, daß ihr einen ziemlich übelgesinnten Nachbar habt, nehmt euch vor ihm in Acht.“ Mit dieser sanften Erinnerung schickte er den Apotheker nach Hauße.

* * *

Der berühmte Schriftsteller, Milord Shaftsbury, findet, indem er die vornehmsten Leidenschaften, die das menschliche Herz in Unruhe setzen, untersucht, nur eine einzige, die man ohne Schamröthe gestehen darf; die Liebe. Setzt aber zum Voraus, sie müsse so beschaffen seyn, wie er sie in folgender Geschichte, für deren Wahrheit er sich zum Bürgen giebt, vorstellt.

Einer unserer besten Stabsoffiziers, in den Kriegen die wir in Flandern geführet, ritt an der Spitze einiger Schwadronen aus, die Aussenwerke

einer Stadt in Augenschein zu nehmen. — Er nahm ein beträchtliches Detachement von der Garnison wahr, das sich von den Stadtmauern entfernte, und das einer Calesche, die in der Mitte desselben war, zur Bedeckung zu dienen schien. Ohne sich zu bedenken griff er es an, und ohngeachtet eines tapfern Widerstandes der Franzosen und ihres Offiziers, der sich mit der äussersten Herzhaftigkeit wehrte, dabey aber gefährlich verwundet wurde, machte er den größten Theil des Detachements nieder, und nahm den Ueberrest gefangen. Die Calesche fiel also sogleich in seine Hände. Er fand niemand als ein junges Frauenzimmer darinn, das vor Schrecken in einer Ohnmacht lag, allein sie war so schön, daß sie dieser Zufall selber nicht entstellte. Nachdem sie durch eine zufällige Hülfe wieder zu sich selber gekommen war, vernahm er von ihr, daß der kommandirende Offizier des Detachements, der zugleich auch der Kommendant in der nächsten Vesiung war, ihre Ehemann wäre, und daß die Furcht von einer Belagerung, die man schon seit einigen Wochen erwartete, ihn zu dem Entschluß bewogen hätte, sie nach Lille zu führen. Sie äusserte zu gleicher Zeit große Unruhe, daß sie ihn nicht erscheinen sah. Er war mit den Todten vermischt worden, und ohne die plötzliche Hülfe, die ihm der englische General leisten ließ, hätte er sein Unglück und seine Wunden nicht lange überlebt.

Die

Die Gefangenen wurden in des Siegers Lager geführet, der keines anderen Beweggrundes als seiner angebornen Großmuth bedurfte, um die beyden Eheleute mit der äussersten Sorgfalt zu verpflegen. Indessen bewog ihn, ohne daß er es vermuthete, ein noch zärtlicherer Antheil, den er an ihnen nahm, so zu handeln. — Er beherbergte sie in einem Zimmer des nemlichen Hauses daß er bewohnte. — Er gab Befehl daß man ihnen mit der gleichen Bereitwilligkeit, mit der gleichen Achtung aufwartete, wie ihm selber. — Zwanzigmal des Tages erkundigte er sich wegen ihrer Gesundheit, u. da er sich an der Nachricht, die ihm seine Bedienten brachten, nicht begnügte, fand er in der dringenden Gefahr des Gatten immer einen Vorwand, sich öfters mit seinen eigenen Augen ihres Zustandes zu erkundigen. — Ganze Stunden lang vergaß er sich bey ihnen. - Er brach über die Dame in Lobeserhebungen aus, bedauerte sie, und nach den längsten Unterredungen glaubte er beym Abschiede zu empfinden, daß dieses gerade der Augenblick gewesen wäre, wo er am meisten Vergnügen genossen hätte, sie noch länger zu unterhalten.

Er schied also niemals von ihr, wenn ihn der Anstand oder die Pflichten seiner Bedienung von ihr, wegriefen ohne sich selber ein wenig Gewalt anzuthun. Diese Empfindung die mit iedem Tage wuchs, war so zu sagen das erste Merkzeichen dar-

an er seine Leidenschaft erkannte. Er war ohngefähr in einem Alter von funfzig Jahren, hatte einen richtigen Verstand und eine edle Seele. Ohne sich zum Gesetz zu machen das schöne Geschlecht zu hassen, hatte er immer in einer großen Gleichgültigkeit für die Freuden der Liebe gelebt. Die militarischen Verrichtungen beschäftigten ihn ganz; so daß, da er seine Einbildungskraft und sein Herz weit wärmer und belebter fühlte als es für seine Ruhe und für seine Pflichten zuträglich war, er sich nicht enthalten konnte, mit einem so gesetzten Charakter als der seinige war, über die Gefahr, der er sich ausgesetzt glaubte, zu erzittern.

Er hatte einen Freund, der etliche Jahre jünger war, dessen Laune aber mit der seinigen so sehr übereinstimmte, daß diese Aehnlichkeit bisher das engste Band ihrer Freundschaft gewesen war. Er eilte sogleich zu ihm hin, um seinen Kummer und Angst in seinen Schoos auszuschütten.

„Ich befinde mich (sagte er zu ihm) in einer Verlegenheit die mich beschämet, und die ich ihnen nicht gestehen würde, wenn ich weniger auf ihre Freundschaft zehlte. Ich liebe des Kommendanten Gemahlin. — Ich würde mich hierüber nicht grämen, wenn ich ihr meine Hand anbieten könnte, denn ich habe keine Gründe, die mich von dem Ehstand abhalten sollten; allein ihr Gemahl lebt, und seine Gesundheitsumstände bessern sich von Tag zu

Tage. — Sie ist tugendhaft, und ich bin es auch. — Ich habe keine Ansprüche auf sie; demnach kann ich, ich weiß nicht aus welchem Eigensinn des Herzens, den ich nicht begreifen kann, beynahe keinen Augenblick von ihr entfernt, ruhig seyn. — Ich habe von tausend verschiedenen Wirkungen der Liebe gelesen, fügte er hinzu, allein da ich sie niemals gefühlt habe, gab ich mir wenig Mühe ihre Ursachen zu untersuchen, und weiß folglich nicht, wo ich Gegenmittel hernehmen soll. — Wenn sie eines kennen, so verhalten sie es mir, bey unserer Freundschaft beschwöre ich sie, nicht, oder helfen sie mir, so geschwind als möglich, eines erfinden."

Sein Freund, der auch ein Offizier vom Range war, und die Waffen zu seiner einzigen Beschäftigung machte, nahm diese Eröffnung seines Herzens im Scherz auf, und antwortete ihm darauf in keinem ernsthafteren Tone.

„Sie spotten mit mir, (sagte er zu ihm) daß sie mir eine solche Kleinigkeit mit einer so wichtigen Mine entdecken. Sie werden mich niemals bereden daß man wider seinen eigenen Willen, verliebt sey. — Man sieht ein schönes Frauenzimmer. — Man bewundert sie. — Man wünscht vielleicht, ich gebe es ihnen zu, über ihr Herz und über ihre Person einiges Recht zu haben. Allein man sieht sie an wie ein schönes Gemählde, oder wie eine schöne Blume, die nicht unser Eigenthum ist; ein ver-

vernünftiger Mann wird ihren Besitz nicht mit einer Heftigkeit wünschen, die seine Ruhe stören kann. Dieser Gedanke wird ihm nicht einmal einfallen, so bald er weiß, daß derjenige, der sie besitzt, sie zu theuer schätzt, um sie einem andern abzutreten. Wer sollte nicht über diese vorgegebene Nothwendigkeit, damit sich die meisten Liebhaber entschuldigen, lachen müssen? Ich begreife zwar wohl, daß eine Neigung, der man sich niemals widersetzt, die man immer mit Vergnügen in seinem Busen genähret hat, so stark werden kann, daß die Ueberwindung derselben hoch zu stehen kommt; mit allen unsern Gewohnheiten hat es die gleiche Bewandniß. — Allein allmächtige Grazien — unüberwindliche Reize — gewisse Eroberungen und Leidenschaften, die plötzlich aller Kräfte unserer Vernunft sich bemeistern. Dieses alles habe ich immer für trollichte Chimären, die nur in der Einbildungskraft der Dichter, und in ihren Schriften eine Wirklichkeit haben, angesehen. — Sie beklagen sich also, mein bester Freund, über eine Krankheit, deren Heilung von Ihnen allein abhängt. — Sind sie verliebt? so sind sie es nur darum, weil sie ihrem Herzen freywillig den Zügel haben schießen lassen, und sie können niemanden anklagen, als sich selber. — Wollen sie aufhören zu lieben? Nun so sehe ich wahrhaftig nicht ein, daß sie etwas mehr zu thun haben, als was man

gemein=

gemeiniglich thut, wenn es einem recht Ernst ist eine Sache durchzusetzen. — Lieben sie nicht mehr; wer nöthigt sie dazu?"

Diese Rede war nicht kräftig genug den verliebten General zu trösten, er seufzte traurig, und war durch die Erfahrung allzusehr überzeuget, daß die bloße kalte Vernunft nicht so viel Macht hätte, als ihr Freund beylegte. — Er entschloß sich also, sich selber den Anblick seiner schönen Gefangenen gänzlich zu versagen, in der Hofnung, die Entfernung werde mehr Wirkung, als kein anderes Heilungsmittel thun. Er bat seinen Freund, die Sorge sie zu besuchen auf sich zu nehmen, und faßte in Geheim den Entschluß, sie und ihren Gatten, sobald seine Wunden wieder geheilt seyn würden, ohne Lösegeld zurück zu schicken.

Mylord Shaftsbury bemerkt in dieser Aufführung zwey Züge, die eben sowohl von der größten Klugheit, als von der grösten Herzhaftigkeit zeugen. Die erste ist die Redlichkeit, mit welcher der General seine Liebe, aus dem einzigen Grunde weil er sie für lasterhaft hält, verdammet. Der zweyte diese heldenmäßige Ueberwindung einer unwillkührlichen Empfindung, die ihn zu dem Entschluß bewog seinen Begierden alle Mittel und Wege sich zu befriedigen, abzuschneideg, ehe er wußte ob es ihm gelingen würde sie zu unterdrücken. „Jeder Liebhaber (fügt dieser Schriftsteller hinzu) der, wenn er

sein

sein Herz über den Entschluß den er in dem gleichen Zustande fassen würde, raths fragt, sich nicht geneigt findet, diesem Beyspiele zu folgen, sehe ich selber für einen Nichtswürdigen an, und zweifle nicht, daß nicht immer in seine unschuldigste Liebe etwas niederträchtiges und schändliches sich mische."

Der andere Offizier, dieser Philosoph, der über die Schwachheit seines Freundes lachte, sah' die schöne Kommandantinn, wie ihm sein Freund dieses aufgetragen hatte. — Allein kaum sah' er sie noch zwey Tage lang, als er schon die Schwachheit seines Lehrgebäudes einsah. Er wurde noch heftiger verliebt, als der General selber; doch mit dem Unterschied, daß ungeachtet der Redlichkeit seines Charakters, in welchem Punkte, wie ich schon oben bemerkt habe, seinem Freunde nichts nachgab, sein jugendliches Feuer ihm keinen so leichten Sieg über sich selber vergönnte. In der That der Reitz tausend entzückender Empfindungen, die er noch niemals so lebhaft gefühlt hatte, ließ ihn einen Theil seiner strengen Grundsätze vergessen und wenn er sich gleich zu keinem Verbrechen hinreißen ließ, so entfernte er sich doch weit von iener erhabenen Tugend, von der ihm sein Freund so eben ein so rührendes Beyspiel gab. — Der Geschichtschreiber erzehlt uns zwar keine von seinen einzelnen Schwachheiten; allein nachdem er ihn als einen verwegenen Liebhaber, und als einen treulosen Freund

geschildert, fügt er hinzu, daß ein hitziges Fieber den Kommandanten, da man zu seiner Genesung die beste Hoffnung hatte, plötzlich überfallen, und ihn in wenig Tagen in das Grab gebracht habe.

Dieser Todesfall wurde von dem General sogleich für eine besondere Leitung des Himmels angesehen, der dadurch die Unschuld seiner Liebe begünstigte. — Seines Nebenbuhlers Freude war nicht geringer, und beyde bemühten sich mit dem gleichen Eifer, und mit den gleichen Hofnungen die schöne Wittwe zu trösten. Indessen konnte der letztere der noch nicht alle Grundsätze der Ehre verläugnet hatte, die tugendhafte Leidenschaft seines Freundes nicht ansehen, ohne sich über die seinige Vorwürfe zu machen. — Obgleich seine Reue und seine Gewissensbisse zu schwach waren, dieselbige gänzlich zu unterdrücken, so waren sie doch wenigstens stark genug ihm das Geständniß derselben herauszupressen. Er stattete dem General einen Besuch ab, und sagte ihm folgendes.

„Ewig sollte billig die Scham meine Zunge fesseln, allein die Erinnerung ihres Beyspiels ermuntert mich sie zu überwinden, und zu meinem Glücke fühle ich in dem innersten meines Herzens, daß Ehre und Freundschaft noch stärker sind als sie. — Nichts destoweniger bin ich ein Treuloser und ein Heuchler, allein meine Entschuldigung ist, daß ich ein solcher worden bin ohne es

zu wollen; denn von nun an fange ich an meine eitle Weltweisheit zu verschwören, auf die ich alle meine Stärke gründete, und damit ich, da sie mir ihre Leidenschaft entdeckten, so sehr prahlte. — Es ist falsch, daß man nichts liebe, ohne es zu wollen. Eben so wenig ist es wahr, daß man aufhören könne zu lieben, wenn man will, zu gleicher Zeit bin ich überzeugt, daß mit vieler Herzhaftigkeit den ersten Eindrücken der Liebe zu widerstehen, und sonderheitlich den Gegenstand, dessen Macht man fühlt, zu fliehen, ein Mann von gesunder Vernunft sich von seiner Tyranney befreyen kann. — Sie haben dieses gethan. — Sie haben mir ein, ihrer Tugend würdiges Beyspiel gegeben. Ich erröthe von mir selber, und vor ihnen es nicht nachgeahmt zu haben und bekenne ihnen dieses mit niedergeschlagenem Herzen."

„Wie sie lieben die Kommandantinn?" (unterbrach ihn der General mit vieler Heftigkeit und Unruhe) „Ja, (antwortete schüchtern der Offizier) ich liebe sie — ich bete sie an — und von dieser Krankheit werd' ich niemals genesen. — Sie haben mir gesagt, daß sie mir von ihrer Leidenschaft Nachricht gaben, sie vergönnte ihnen nicht, von ihr entfernt, einen Augenblick ruhig zu seyn; und ich, der ich nicht mehr in so gemessenen Schranken stehe, bekenne ihnen, daß mir, ohne sie, das Leben gänzlich unerträglich wäre; daß wenn sie nicht die Meinige

seyn kann, ich den Tod vor der Mündung der ersten geladenen Kanone suchen werde."

Der General, über das so hörte er bestürzt, beobachtete eine geraume Zeit ein tiefes Stillschweigen, während welchem er ganz in seinen eigenen Gedanken verloren schien. Endlich kam ihm, mit einigen Seufzern die Sprache wieder, er fragte seinen Freund über alle Umstände, die ihn von der Heftigkeit seiner Liebe überzeugen konnten, und fragte ihn endlich, ob er wirklich gesinnet wäre sie zu heyrathen? — Der andere antwortete ihm, dieses wäre sein ietziges Vorhaben, wenn er dabey kein unüberwindliches Hinderniß fände. „Nun denn (versetzte der großmüthige General) so heyrathen sie selbige. Einmal schon habe ich mein Herz überwinden können, und so theuer es mich auch zu stehen kommen mag, so werde ich es noch einmal überwinden. Sie sind iünger und liebenswürdiger als ich ich könnte mich nicht für ihren Nebenbuhler erklären, ohne mich der Gefahr auszusetzen, sie vorgezogen zu sehen. Ueber das würden wir vielleicht aus Freunden Feinde werden, und unser Haß könnte nichts anders als traurige Folgen haben. — Mir also legen mein Alter, meine Erfahrung, mein Rang, die Obliegenheit auf, diesem Unglück vorzubeugen."

Nach dieser Rede umarmte er ihn, schwur ihm zu, ewig sein Freund zu seyn, und die Kommandantinn nicht eher zu besuchen, bis er durch die Bande des Ehestands ihrer Hand und ihres Herzens auf ewig sicher wäre.

* * *

Diejenigen so die Schule von Westmünster in Londen besucht haben, wissen, daß mitten in dem großen Saal, in dem sie gehalten wird, ein Vorhang herunter fällt, der die obere Schule von der untern theilt. Unglücklicher Weise trug es sich einst zu, daß ein Student diesen Vorhang zerriß. Die unerbittliche Strenge des Schulmeisters war so sehr bekannt, daß der junge Knabe, der von einem sanften und schüchternen Temperament war, gänzlich nicht hoffen konnte, für diesen Fehler Verzeyhung zu erhalten, und daß er vom Kopf bis zu den Füssen, aus Furcht der Strafe, damit er belegt werden würde, zitterte. — Sogleich sagte einer seiner Freunde, der neben ihm saß, zu ihm, er sollte sich nur nicht so bange seyn lassen, er wollte den Fehler auf sich nehmen, und in der That hielt er ihm sein Wort. — Diese beyden Freunde wuchsen nach und nach zu Männern auf, als eben der bürgerliche Krieg ausbrach: Sie schlugen sich zu entgegengesetzten Partheyen; der eine hieng der Parthey des Parlements an, der andere der Königlichen. —

Der Schüler, der den Vorhang zerrissen hatte, suchte in Civilbedienungen, der andere, der die Strafe dafür ausgestanden hatte, in Kriegsdiensten sein Glück. Der erste that es mit so glücklichem Erfolg, daß er unter Cromwelln zu einem von den Richtern erwählt wurde. Der andere machte den unglücklichen Feldzug von Penruddock und von Groves, in der westlichen Seite von England mit. Es würde überflüßig seyn, den Erfolg dieses Unternehmens hier umständlich zu erzehlen. Man weiß daß die königliche Parthey in die Flucht geschlagen, und alle Stabsoffiziers, unter welchen auch unser großmüthige Schüler sich befand, zu Exeter gefangen gesetzt wurden. — Glücklicher Weise för ihn trug es sich zu, daß gerade zu der Zeit, sein Freund in die westliche Seite Englands geschickt wurde, um daselbst das Untergericht zu halten, und die Gerechtigkeit zu verwalten. — Der Proceß der Rebellen, wie man sie damals nannte, war bald Rechtsförmig aufgesetzt, und es blieb nichts mehr übrig als über sie das Urtheil zu fällen, als der Richter bey dem Namen seines Freundes, den er so viele Jahre lang nicht mehr gesehen hatte, ihn mit großer Aufmerksamkeit betrachtete, und ihn endlich fragte ob er nicht in der Schule von Westmünster studiert hätte? Aus seiner Antwort erfuhr er sogleich, daß er eben der gute Freund wäre, der in dieser Schule seinen Fehler

auf

auf sich genommen hätte. Er ließ sich nicht das geringste merken, reißte aber, so geschwind als möglich auf London, wo er seinen ganzen Credit bey Cromwelln mit so glücklichem Erfolg anwandte, daß er seinen Freund von dem traurigen Schicksal, das alle seine unglücklichen Mitschuldigen hatten, rettete.

Der auf diese Weise durch die Erkenntlichkeit eines alten Schulkameraden gerettete Edelmann, gab hernach einem Sohne das Leben, den er zu den höchsten geistlichen Würden gelangen sahe.

* * *

Es schlichen sich einst in Madrid in Erhebung der Einführzölle unendlich viele Mißbräuche ein. Die Kaufleute brachten ihre Waaren unter dem Namen der vornehmsten Herren vom Hofe in die Stadt, und bezahlten hernach ihre Bedienten dafür. Philipp der Fünfte bekam von dieser Unordnung Nachricht, und ließ einen öffentlichen Befehl ausgehen, in welchem den Zollbedienten verboten war, durchaus nichts mehr durchpaßiren zu lassen, ohne es vorher besichtiget zu haben. Der Sohn eines der vornehmsten Herren am Hofe, achtete diesen Befehl für nichts, und unternahm es einige Waarenballen, ohne Besichtigung in die Stadt zu bringen. Der Zollbediente führte den königl. Befehl an, blieb standhaft, wollte ihn nach aller Strenge handhaben

ben, und wurde von dem andern ums Leben gebracht. Der König bekam sogleich von dieser Begebenheit Nachricht, ließ den Vater des jungen Herrn zu sich rufen, und erzählte ihm die Thatsache, aber ohne die Person zu nennen. Der Herzog erklärte sich sogleich, diese Handlung verdiene den Tod, und man müsse sie andern zum Schrecken desto strenger bestrafen. „Sie wissen sonder Zweifel nicht, (versetzte der König) wer derjenige ist über den sie so ohne Bedenken ein Todesurtheil fällen, und wenn es ihr Sohn wäre?" — „Und wenn es mich selber treffen sollte, (antwortete der betrübte Vater.) so habe ich nichts gesagt, als was die Gerechtigkeit erfordert, und nichts in der Welt könnte mich bewegen andere Grundsätze anzunehmen." — „Nun denn, (erwiederte der König) „weil sie als König geurtheilt haben, so steht es mir zu als Vater zu urtheilen. — Ihr Sohn bedarf meiner Gnade; ich ertheile sie ihm; doch mit dem Beding, daß sie die Familie des Mannes, den er getödtet hat, zu entschädigen trachten, und den jungen Marquis einige Jahre ausser meinem Königreich auf Reisen zu schicken, bis er für die Gesetze mehr Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu haben gelernet hat."

* *
*

Die Eroberung von Neapel war die Frucht des Sieges von Cerignole Fernandes Gon-

salve

salve von Cordona (zugenannt der große General) Er eroberte die vesten Schlösser dieser Hauptstadt mit dem Degen in der Faust, und die Reichthümer die man darinn zusammengehäuft hatte, wurden der Raub des Ueberwinders. Einige Soldaten klagten ihrem General, daß sie ihren Antheil an der allgemeinen Beute nicht bekommen hätten. „Nun denn, Kameraden; (antwortete ihnen Gonsalve) „so will ich euer Unglück ersetzten; gehet in meine eigne Wohnung; alles was ihr daselbst finden werdet, überlasse ich euch zur Beute." Diese feilen Miethlinge, weniger von der Großmuth ihres Generals, als von der Hoffnung des Gewinnstes, den sie dort erwarteten, gerührt, eilten sogleich in seinen Pallast, seine Erlaubniß sich zu Nutze machen. „Niemals (sagt Paul Jovius) wurde eine Plünderung vollständiger, und mit heißhungeriger Haabsucht vorgenommen." Welch ein seltenes Beyspiel von einem General?

* * *

Herr du Quesnoy, Pfarrer von Bouxey in Lothringen, nahe bey Neufchateu, beförderte in seiner ganzen Gemeine den Fleiß im Ackerbau, und die guten ländlichen Sitten durch die schmeichelhaftesten Aufmunterungen. Sie bestehen in verschiedenen Preißen, einer in einer silbernen Münze, der andere in einem Strauße von Italienischen Blumen, der dritte in einem Bande. Auf

der einen Seite der Münze wird ein Pflug vorgestellt, den ein Ackermann führet; oben über zur rechten sieht man die Sonne; zur linken einige Strich-Regen; zwischen beyden ein wenig höher eine strahlende Hand die den Ueberfluß austheilt; um sie herum ließt man folgende Aufschrift;

De Benedictionibus meter.

auf der andern Seite:

Preis des Ackerbaues zu Vouxey,

den 26 September. 1773.

Vier Dörfer und verschiedene Filialen gehören zu seiner Pfarre. Die Einwohner dieser Orte, und eine große Anzahl aus den nächstgelegenen Dörfern, wohnten der Austheilung der Preiße selbigen Jahres bey, die in Gegenwart der Gerichtsherren und Unterbeamten geschah. Sie war mit einer Symphonie und einem ländlichen Balle begleitet, und endete sich mit einer Mahlzeit an der mehr als vier hundert Personen Theil hatten Die Mädchen sangen ein auf diesen Gegenstand verfertigtes Lied. Man hat den Mädchen die den schönsten Flachs gepflanzt hatten, drey Preiße ausgetheilt. Eine Pflanze deren Anbauung bisher in dieser Gegend unbekannt gewesen war. Einen Preiß für den Hanf. Fünf für die Reben; und was insbesondere merkwürdig ist, sechs für die gute Aufführung. — Alle Preiße wurden nach der Mehrheit der Stimmen der Mädchen ausgetheilt. — Acht andere Preiße wurden

den

Bäuerinnen, die sich in dem Pflügen und in ihrer Sorgfalt für die Wartung des Getreydes am meisten hervorgethan hatten, durch die Mehrheit der Stimmen der Knaben zuerkannt.

Doch den rührendsten Umstand von allen, müssen wir bey dieser Gelegenheit ja nicht vergessen. — Ein junger Mensch, Namens Johannes Touvenin erhielt einen ausserordentlichen Preiß, weil er für seinen Vater eine ganz ausnehmende ehrfurchtsvolle Liebe bezeuget hatte. Sonder Zweifel hat Herr Duquesnoy sehr lebhaft empfunden, wie äusserst wichtig es wäre, auf dem Lande die kindliche Liebe aufzumuntern, und von neuem zu entzünden; unglücklicherweise sehen wir daselbst nur allzuoft, diejenigen Väter und Mütter, die sich ausser Stande befinden, ihres Lebens Unterhalt durch ihre Handarbeit zu gewinnen, von ihrem Kindern gänzlich verlassen, oder wenigstens vernachläßiget. — Eine traurige Wirkung der Armuth, die das Herz verhärtet, indem es alle seine Kräfte und Empfindungen nur allein auf die dringenden Bedürfniße des Körpers, als auf einen einzigen Punkt zusammenzieht, und die Kinder nur mit ihrem eigenen Familien Unterhalt nothwendig beschäftiget seyn müssen, und dazu öfters kaum gelangen können.

Austheilung der Preiße für das Jahr 1774.

Der erste für den Ackersmann, der am meisten Erdreich angesäet hat. Der zweyte für den, der in dem Lauf des Jahres auf dem nemlichen Boden hat zweymal erndten können. Der vierte für den der auf Brachfeldern und in öden Gegenden Korn gepflanzt hat. Der fünfte für den, der in einer ihm angewiesenen Gegend, deren Anbauung sehr schwer und mühsam war, die schönste Erndte gemacht hat. — Diese für die gleichen Gegenstände in allen vier Dörfern ausgesetzte Preiße wurden den 2 October von dem Schultheißen und Unterbeamten, durch die Mehrheit der Stimmen ausgetheilt.

Andere Preiße des Landbaues bestunden in einem Strauß von Italienischen Blumen, und in einem schönen Bande. Der erste für die Mädchen die ihre Reben am besten beschnitten hatten. Der zweyte für die Tagelöhner, die am meisten Brachland angebauet. Der dritte für den schönsten Hanf. Der vierte für den schönsten Flachs. Der fünfte für den Ackersmann, dessen Pferde am besten unterhalten und verpflegt worden. Der sechste für den Taglöhner dessen Hornvieh sich im besten Stande befinden wird; und endlich noch andere für diejenigen die die Mistgruben am besten angelegt und unterhalten oder einige neue und nützliche Pflanzen gebauet haben. — Den Mädchen hat man, die glei-

gleichen Preiße ausgetheilt, wie das vorhergehende Jahr, und die gleichen Gegenstände; allein sie wurden durch die Weiber der Schultheißen und Unterbeamten zuerkannt.

Die kleinen Jungens und die Bauerknechte die die Pferde am besten besorget hatten, empfiengen einen Strauß und einen Thaler.

Außer diesen Preißen überließ der Herr Duquesnoy seine Zehnden denienigen, die ihre Reben am meisten in Ehren gehalten, oder Haiden und Brachfelder angebauet hatten. — Die Aussetzung dieser Preiße wurde zuerst in Gegenwart aller vier Gemeinen vorgelesen, und das Verzeichniß der Austheilung derselben, hernach in der Kanzley eines ieden Kirchspiels in Verwahrung gelegt. —

Den 2 October fieng die Ceremonie mit einer feyerlichen religiösen Handlung an, nach welcher die ganze Versammlung sich auf einer großen Altane vor des Unterrichters Hauße einfand. — Fünf goldene Herzen an einem Kreutze waren für die Mädchen bestimmt, und fünf silberne Münzen für die Knaben. Drey und funfzig Sträuße von künstlichen Blumen waren für die zweyten Preiße in langen Körben der Reihe nach aufgestellt. Während dem man sich niedersetzte ließ sich die Symphonie hören. Nach einigen kleinen, von der Empfindung eingeflößten Reden, wurden die Mädchen mit goldenen Herzen von den Jünglingen, und die Knaben

ben von dem Pfarrer mit Münzen geschmückt. Die mit Bändern umflochtenen Sträuße wurden sonderheitlich den besten Landwirthen geschenkt. Alte Weiber und iunge Kinder erhielten die gleichen Belohnungen wie die unermüdesten Arbeiter. Allein was den Einwohnern am meisten Ehre machte war daß die vornehmsten Preiße der emsigen, aber von aller Hülfe und Schutz entblößten Tugend zuerkant wurde. Das ärmste Mädchen der ganzen Gemeine vereinte für sich alle Stimmen. Junge Waisen, die von einem Oheim auf und angenommen worden zeigten sich der Mühe und Sorgfalt die er für sie gehabt hatte würdig; und selber die kleinen Baueriungen haben bey diesem patriarchalischen Festine ihre Rolle gespielt.

Ich kann mich hier nicht enthalten einen Zug anzuführen den Homer selbst aufbewahret hätte. Ein Weber verfertigte für einen Bauer ein Stück Tuch; dieser hingegen bauete dem Weber seinen Acker. — Der Zahlungstermin bricht an, ieder behauptet dem andern schuldig geworden zu seyn. — Ein großer Sreit erhob sich darüber. „Ich würde mich sehr glücklich schätzen (sagte endlich der Weber) wenn ich mit dir wett wäre.“ — „Wett! nun so sey es!“ antwortete der Bauer. Einige Tage hernach sieht der Weber seinen Acker zum drittenmale gepflügt, und vollkommen gedünget.

Dieses

Dieses ist eine von den Handlungen die der Pfarrer von Bouxey dieses Jahr belohnet hat. Das Festin war vollkommen eine mäßige Mahlzeit, und ein Ball beschloß diesen glücklichen Tag, bestimmt der Tugend zu Ehren. Alles gieng mit demjenigen Anstande, und mit der unschuldsvollen Freude zu, die die unzertrennlichen Gespielinnen guter Sitten sind. Einige Zeit nachher hat man eine feyerliche Danksagungsmesse gehalten, um der Fürsehung zu danken, daß sie die Arbeit der Einwohner gesegnet, reiche Erndten geschenket, den Eltern die Klugheit, den Kindern die Gelehrigkeit ertheilet. — Der Eifer der Einwohner Gutes zu thun ist dem Eifer des Wohlthäters der Menschlichkeit zu belohnen gleich. — Männer, Weiber, Kinder, Kreise, alle schienen mir ihres Pfarrers würdig, der sie zu dem macht, was er selber ist.

* * *

Vor mehr als zweyhundert Jahren, da die Verbesserung des Glaubens, Licht und mildere Sitten, über halb Europa ausgebreitet hatte; drang diese Erleuchtung, wiewohl später als in andern Eidgenoßischen Staaten, auch in die Stadt Genf, und verursachte mit starker Gährung, wichtige Veränderungen in der Kirche und dem Staat auf einmal. — Keine Stadt hat um der Wahrheit willen mehr gelitten, und nur wenigen wiederfuhr das seltene Glück, das ihr die Religion über alles

theuer

theuer machen sollte, von ihrer ehrwürdigen Hand geleitet, zu der Unabhängigkeit eines Freystaates zu gelangen.

Wen befällt nicht Schauer und Bewunderung? wenn er bemerkt, wie diese einsame Stadt, mit der Gewaltthätigkeit und den Ränken ihres Bischoffs und Herrn, mit der ganzen umzingelnden Macht Savoyens, das ihn unterstützte, und diese beneidete Stadt so gerne verschlungen hätte, und innerhalb den Mauern und aussen her, mit heimlichen und offenbaren untreuen Bürgern, mit allen zugleich oft, und jedem absonderlich zu kämpfen hatte und das fast ohne menschliche Hülfe, ausser was die standhafte Treue des mächtigen aber entfernten Berns thate, das durch die Feinde zu ihnen dringen mußte; und wer fühlt nicht, daß diese Treue gegen Genf, diese öftere wohlthätige Abtrocknung der Thränen einer bedrängten Stadt, der uneigennützige Eifer für Wahrheit und Tugend, der die Nägelins, die Weingarten, die Grafenried beseelten, Bern den Zuwachs an Macht, der bald hernach erfolget, wie durch ein Wunder der Vorsehung zugemessen habe?

Was waren denn die Mittel, wodurch Genf alle diese Feinde, diese Hindernisse, diese Jahre lang dauernde Noth überwande? Standhaftigkeit, in der erkannten Wahrheit und im Erdulden, Treue der redlichen Bürger und kluge Mißiggang, die

alle Schritte abwog, und die beste Absicht nur nach und nach erreichte. —

Genf stunde schon tief in dem Kampf, den es gegen Aberglauben und mißbrauchte Gewalt zugleich übernommen. Der Bischoff, sein Herr, war schon geflohen, und hat die Merkmale der Unterdrückung hinterlassen. Er hatte schon wieder Anstalt gemacht, mit Hülfe Savoyen, wie ein Feind, in die verrathene Stadt zu dringen, die aber Weisheit und Wachsamkeit ihrer Führer vereitelt hatte; als in der Nähe von Genf, in einem dem Bischoff zugehörigen Schloß Peney, sich eine große Anzahl untreuer, von Genf entwichener oder verwiesener Bürger gesammelt hatte, die Feinde der Stadt und Anhänger ihres feindseligen Herrn waren, diese aufgebracht von Savoyen und dem Bischoff, und aus eignem Haß und Rachgier angetrieben, fielen lange mit grausamer Wuth, die treuen Bürger der Stadt an, wenn sie etwann vor den Thoren erschienen, raubten und brannten um die Stadt herum, und schleppten die angefallenen, mißhandelt nach Peney hin. Da sie nun hörten, daß von ihren Verwandten, einige wegen Untreu und Verrätherey zu Genf gefangen wären, sandten sie, wie im Krieg oft die Nationen zu thun pflegen, einen Boten mit dem Antrag nach Genf, die Gefangenen auszuwechseln. Jedermann war erbittert, daß die vermessenen, gegen ihr ehemaliges Vaterland, ei-

nen Schritt wagen konnten, der nur in einem rechtmäßigen Krieg begriffenen Nationen geziemet, und daß sie Unschuldige gegen Verbrecher und Landesverräther setzen wollten. Indessen wurden die Verwandten, Väter und Brüder der zu Peney eingeschlossenen, von dem traurigen Schicksal ihrer Verwandten bewogen, die Rettung ihres Lebens von den Vätern des Staates zu erflehen; sie kamen deswegen vor die Versammlung des Raths, und sagten: „Wir wissen wohl, daß das kein billiger Tausch ist, ungerechte Verräther, die mit höchstem Recht in obrigkeitlichen Banden liegen, los zu lassen, damit übel gehaltene unschuldige entgehen. Wir wissen wohl, daß diese Anforderung der Frevler von Peney, kühn und vermessen ist, gegen ihr Vaterland die Forderung eines freyen Staates zu thun; aber sehen sie doch auch mit mildem Erbarmen auf unsere nächsten Verwandten, auf unsere Söhne, auf unsere Brüder, deren Leben in Gefahr ist, wenn sie diese verwegene Bitte versagen; kommts in Berechnung bey der allgemeinen Noth, ein paar Feinde mehr ausser unsern Mauern zu haben? Wenn treue Bürger damit zu retten sind, und wieder in ihr Vaterland kommen. Denke ein jeder von ihnen, theuerste Väter! wenn sie Söhne, Brüder und Anverwandte da hätten, wie würde ihr Herz nicht schlagen, ihr Leben zu fristen? Würden sie nicht wünschen, sie aus dem Jammer

zu retten, darinn sie ohne ihre Schuld, aus Treue für das Vaterland, die meisten schon lange gelitten haben, erbarmen sie sich ihrer, und willigen sie in ihre Entlassung!"

Nach langen scharfen Nachdenken, und einem harten Kampf, zwischen Mitleiden und Großmuth, siegte diese zuletzt. Der Rath beschloß das ungeziemende Ansuchen der Entwichenen auszuschlagen, und die Bitte den flehenden Mitbürgern zu versagen. — Man rief sie wieder in den Rath, und zeigte ihnen den Entschluß also an: „Die Stärke unserer Stadt ist jetzt in dieser dringenden Noth, redlich, ohne Ansehen der Person, und standhaft zu handeln, und nicht zu schonen um einiger unschuldiger willen; wir können die, so wir wegen Verbrechen gegen den Staat, eingesetzt, nicht loß lassen, ohne die Furcht, Verrätherey und Untreue zu begehen, zu schwächen, unsere Feinde stärker und frecher zu machen, wenn sie unsere Schwäche kennen daß auch die gefährlichsten Aufrührer, um das Leben unschuldiger Bürger feil sind. Die Strenge der Gesetze kann allein Bösartige innerhalb unsern Mauern abschrecken, ihr Vaterland zu verrathen, und wenn wir davon ablassen, so pflanzen wir Aufrührer, und Unschuldige setzen wir noch mehr der Gefahr aus, zum Austausch schlimmer gefangen zu werden. Eure Anverwandten sind in Gefahr,

wir läugnen es nicht; aber wären sie sicher, wenn sie hier wären? Ist nicht der Tod fürs Vaterland und Freyheit, unser aller Schicksal, bald alle Tage? das befahren wir hier, von unsern Mißvergnügten, das wartet auf uns, wenn wir unsrer Bedürfniße wegen, kaum ausser die Stadt treten, das bringt uns jeder vielleicht schon bereitete, unvorgesehene Anfall der Stadt. Der Ewige, der das Leben eurer Verwandten, und unsere Stadt retten kann, vermag auch diese unschuldigen zu stärken, daß sie den Tod geduldig ertragen, den Tod für Wahrheit und Vaterland; wir wollen dann ihr Grabmahl ehren, und ihr, und ihrer Treue nach, mit besserem Schicksal; hätte die Stadt ihr unschuldiges Blut retten können, sie hätte es gethan aber sie kann es nicht, deswegen beruhiget euch!"

Auf diesen Schluß hin, wurde der Bote von Peney mit Unwillen abgefertiget, und ein strafbarer Verbrecher der in dem Gefängniß war, wurde am gleichen Tag noch hingerichtet, zu zeigen, daß nichts hindere die Gerechtigkeit auszuüben. Freylich hatte eine solche Standhaftigkeit die Folge, daß aus Rache, die Gefangenen zu Peney, übel mißhandelt und einer wirklich zum Tod gebracht wurde der aber mit der Gelassenheit eines christlichen Helden starb. —

Mußte diese Stadt nicht siegen? die in allgemeiner Noth so viel Entschlossenheit, Muth und

Gerechtigkeit hatte, den Frevlern nicht nachzugeben, und mit dem Leben ihrer besseren Bürger, die Entlassung von gerechter Strafe nicht zu erkaufen. In denen Tagen, wo alles entweder zu einem gefährlichen Aufstand in der Stadt, oder zu dem stärksten Anfall von aussen gefaßt ware, konnte da noch iemand anstehen für das Vaterland zu sterben? War es Grausamkeit, iemanden um des allgemeinen Wohlstandes willen näher dem Tod ausgesezt seyn lassen, als fast alle Bürger in der Stadt waren? Kam das ungewisse Schicksal und selbst das Leben der Bürger in Betrachtung, gegen die wichtige Pflicht, durch verdiente Strafe, den Aufruhr zu hemmen, und den Feinden zum Erstaunen zu zeigen, daß ieder Bürger von Genf, eben so bereit, seye selbst den Tod für Freyheit und Religion zu erdulden, als sie, die, um dieser wichtigen Vorzüge willen, der Gefahr aussetzen konnten, die zu Peney eingeschlossen waren. — Freylich war das Flehen der Anverwandten natürlich, und ein Schatten von Rettung mußte ihnen theuer seyn, und deswegen mußten sie ihre Landesväter bitten, aber dieser ihre geheiligte Pflicht war es, nicht die Wünsche einiger Bürger, nicht das zum Mitleiden reizende Flehen, auch die Thränen der ihrigen nicht, und ihr schuldloses der Gefahr ausgeseztes Leben, allein zu beherzigen, sondern auf das Ganze, auf alle

Zukunft, auf die allgemeine Noth, auf alle Mitbürger zu sehen, und da sie denen Ruhe und Sicherheit nicht geben konnten, ohne die andern ausgesetzt zu lassen, so entschlossen sie großmüthig die Rettung der Stadt, die Rettung einiger Bürger vorzuziehen.

* * *

In dem Collegio des Tempels, hatten die Rechtsgelehrten vor Zeiten die Gewohnheit sich ein Oberhaupt zu erwählen, das sie König nannten, und dem sie während der ganzen Zeit seiner Regierung alle seine Ausgaben bestritten. Einer dieser Könige hatte seinen Pracht und Staat ein wenig zu weit getrieben, und man setzte, um seine Rechnungen zu untersuchen, eine Commißion nieder. Unter verschiedenen Artikeln kam auch einer, wo seine Maiestät, da sie einst in den Alleen des Tempels incognito spazierten, einen armen Menschen zu einem andern sagen hörte, daß eine gewiße, nur sehr geringe Summe ihn zum glücklichsten Menschen von der Welt machen würde. Der König, wurde von einem wirklich königlichen Mitleid durchdrungen, zog unter der Hand von dem Charakter dieses Mannes Nachricht ein; und da er ihn als einen seines Mitleids würdigen Gegenstand fand, überschickte er ihm dieses Geld. Da die Commißion ihren Bericht abstattete, und zu dem Artikel kam, **Um einen Menschen glücklich zu machen,** zehen

hen Pfund Sterlings, gab die ganze Gesellschaft ihrem König einmüthig den lautesten Beifall, und unterschrieb ohne fernere Untersuchung die Rechnungen.

* * *

Peter Jeannin, Präsident des Parlaments von Burgund hatte seine ganze Größe nur sich selber zu danken. Sein Verdienst erhob ihn zu den höchsten Civil-Ehrenstellen, und erwarb ihm das ganze Zutrauen Heinrichs des Großen. Die Stände von Burgund erwählten ihn, um die Angelegenheiten der Provinz zu besorgen, und erkannten aus der Art wie er sie besorgte, daß ihre Wahl auf keinen bessern hätte fallen können. Als die königlichen Befehle in Dijon anlangten, an dem leider nur allzubekannten Bartholomäustage, daselbst das gleiche Blutbad, wie im Paris anzustellen; widerstand er diesem Befehle mit aller Gewalt, und erklärte öffentlich, ein solcher Befehl könne nicht von seinem König Karl dem Neunten herrühren, und im Fall er auch von ihm wirklich herrührte, so sey es unmöglich, daß dieser Monarch auf einem so grausamen Entschluße beharren könne. — Einige Tage nachher langte auch wirlich ein Kourier von Hofe an, um die Vollziehung der ersten Befehle anstehen zu lassen. —

* * *

* * *

Der Abt von St. Gallen, Berchthold von Falkenstein, hatte sich Anno 1266. in gute Verfassung gesetzt, Rudolphen von Habsburg mit Krieg anzufallen. Der Graf hatte keine Neigung mit ihm zu kriegen. Eines Abends, als der Abt in der Stadt Weil zu Tische saß, kam man, ihm zu sagen, der Herr von Habsburg wäre vor dem Thor. Er befahl ihn einzulassen. Der Graf saß nur ab, und gieng zu dem Abt, der ihn höflich empfieng. Herr von St. Gallen! (sagte der von Habsburg) „wir haben einen Streithandel, und ich bin gekommen alles nachzugeben, was sie mit Recht fordern können." Der Prälat hatte einen Gefallen an dem Zutrauen, womit er sich in seine Gewalt geliefert hatte, und sie wurden nach wenigen Worten mit einander einig.

* * *

Der Großkanzler Dognesseau begehrte, und wünschte sich niemals eine Ehrenstelle. Die Würden schienen eher ihn, als er sie aufzusuchen. Im Anfang der Regierung des Herzogs Regenten, da er nur noch Generalprocurator war, schlug er es allen seinen Freunden ab, zu seiner Beförderung den geringsten Schritt zu thun, obgleich er des glücklichen Erfolgs desselben beynahe sicher war. „Gott verhüte, (sagte er) daß ich iemals die Stelle

le eines noch lebenden Mannes bekleide!" Einhaltsvolle Worte, die aber alles erhabene einer tugendhaften Empfindung in sich fassen! — Seine Uneigennützigkeit stieg auf den höchsten Grad. Er bemühte sich nur nützlich zu seyn; und während ganzer sechzig Jahren, in denen er die höchsten Ehrenstellen des Staates bekleidete, fiel ihm niemals der Gedanke ein, sich damit bereichern zu wollen. Er hätte geglaubt, dieses hieße dem Vaterlande seine Dienste verkaufen. Weit entfernt, daß seine Glücksumstände sich verbesserten, wurden sie durch die Veränderung, die in dem Lauwischen System vorgieng, verringert; niemals hörte man ihn sich darüber beklagen. Zu weit über allen Eigennutz hinweg, vergaß er sich selber, um sich nur mit seinen Mitbürgern zu beschäftigen; und in allem gab er der Nation ein Muster zur Nachahmung. Er ließ von seinem Vorschlage nichts anders übrig, als seine Bibliothek; auch bestimmte er dazu jährlich nur eine gewiße Summe. Sein gründlicher Verstand liebte nur die nützlichen Bücher, und verachtete alle die nichts als das bloße Verdienst der Seltenheiten hatten.

* * *

Zu einem Minister an einem gewissen Hofe kam kürzlich bey der Abwesenheit des Fürsten eine Offizierswittwe: „Mein Mann ist todt; so lang

er lebte, hatte ich Brod; nun hab ich nicht so viel daß ich ihn begraben lassen kann: Ach! um ihres guten Herzens willen, retten sie mich, und geben sie mich nicht dem Hunger und der Verzweiflung preis!" — „Es soll ihnen geholfen werden, Madame! (sagte der Minister) „kommen sie morgen wieder!" Den andern Morgen ließ er einen Sänger kommen — „Was haben sie Besoldung, mein Herr?" — „Tausend Gulden." — „O! (sagte der Minister) „sie könnten jetzt eine große, eine menschenfreundliche That thun, und die ganze Ehre davon allein haben. Einer armen Wittwe könnten sie helfen. Wär's nicht möglich, daß sie mit achthundert Gulden leben könnten?" — „Diabolo! (schrie der Sänger) „Virtu muß bezahlt seyn; lieber geben sie mir meinen Abschied!" — „Was für ein edelmüthiger Mann sie sind! (sagte der Minister) „nun kann ich fünf Nothleidenden damit helfen. — Sie sollen ihren Abschied haben." Der Minister klingelte. Die Wittwe trat herein. „Madame! ihnen ist geholfen. Hier ist eine Anweisung auf zweyhundert Gulden für die Leichenkosten ihres Gemahls, und ein Jahrgehalt von zweyhundert Gulden. Danken sie nicht mir, sondern hier diesem würdigen Mann, der die Güte gehabt hat, es ihnen abzutreten." Die Wittwe neigte sich, und der entmannte Trillerschläger gieng, wie vom Bli-

ze gerührt, hinweg. Möchten doch alle deutsche Minister so mitleidig und gut seyn, wie dieser!

* *
*

Im vorigen Krieg kam ein Oesterreichischer Offizier in eine feindliche Stadt, in welcher er Brandschatzungen erzwingen sollte. Die Bürger konnten das geforderte nicht aufbringen. — Er hatte strengen Befehl, und brauchte die härtesten Drohungen. Dieses that er auch in der Gesellschaft einiger meiner Freunde, worunter sich junge Frauenzimmer befanden. Man bat ihn; er redete von Feuer und Schwerdt. Man bat noch rührender. Auf einmal wurd' er still; besann sich; änderte seinen Ton und sagte: „Sorgen sie nicht! ich werde ihnen kein Leid thun. Als ich von den Meinigen weggieng, da fiel meine Frau mir um den Hals und weinte, und ihre lezten Worte beym Abschiede waren: Wenn du zu dem Feind kommst, so gedenke an mich. Verschone die armen Leute so viel als möglich, und thue ihnen Gutes um meinetwillen. Diese Worte kann ich nicht vergessen.“ Der Offizier gieng hinaus, mäßigte seine Forderung, und zog friedlich aus der Stadt. Vermag ein Engel mehr als diese schöne weibliche Seele?

* *
*

* *
*

Ein deutscher Graf, aus einem vornehmen Geschlecht, gerieth in Schulden und zuletzt ins Gefängniß, wo seine Gläubiger wenig für ihn bezahlten. Sein treuer Diener lernte die Bildnißmahlerey; — brachte es in kurzem weit; — übte seine Kunst; — lebte sehr ärmlich; und ernährte seinen Herrn.

* *
*

Im vorigen Kriege schoß ein Französischer Soldate einen Schuhmacher zu Göttingen todt. — Die Französischen Officiers, die die Denkungsart deutscher Frauenspersonen, wenn sie auch von niedrigem Stande sind, nicht kannten, hatten Anfangs den Einfall, der Wittwe dadurch Genugthuung zu verschaffen, daß der Soldat die Frau heyrathen sollte; doch ward ihnen früh genug erzehlt, daß diß mit Abscheu und Verachtung verworfen werden würde. — In Bestrafung der Mordthaten sind die Franzosen im Kriege sehr nachsehend; der Mörder kam also mit dem Leben durch; allein die Generalität wollte der Frau durchaus eine Art von Genugthuung geben; und diß sollte in hundert grossen Thalern (ohngefehr 150 Rhlrn. unsers Geldes) bestehen, welche in der damaligen Zeit, da man

schlecht Geld hatte, und es doch für gutes ausgeben konnte, wohl so viel als drey bis vierhundert Reichsthaler, also ein kleines Kapitel waren. — Aber auch hier kannten sie das selbst im geringern Stande in Deutschland gefühlte Pointd'honneur nicht, und stellten sich vor, 600 Livres wären einer deutschen Schustersfrau eben so viel, als sie vielleicht in Frankreich seyn möchten. Kurz, die Schustersfrau war durch nichts zu bewegen, diß Geld anzunehmen, und mich dünkt, sie handelte edel, so wie ich wünschte, daß eine Landsmänninn handeln sollte. Die Geistlichen redeten ihr zu, aber vergebens. Endlich ließ sie sich auf Vorschlag der dortigen theologischen Fakultät bewegen, das Geld, das man ihr zugedacht hatte, an das Göttingische Waysenhaus zu schenken, dem es die Französische Generalität auch wirklich auszahlen ließ. Hier war nichts von künstlichem Pointd'honneur, nichts von Gewohnheit, Herkommen u. s. f. sondern blos natürliches Pointd'honneur, einer edlen, Geld da, wo es verachtet werden muß, verachtenden Denkungsart, und wahren ehelichen Liebe.

* *
*

Colbert rächete sich niemals an seinen Feinden, und da man ihm sagte, der Dichter Henault habe gegen ihn jenes berühmte Gedicht gemacht, das also lautet: Mi-

Miniſtre avare et lache, Eſclave malheureux,
Qui gémis ſous le Faix des Affaires publiques,
Victime dévouée aux Chagrins politiques,
Fantôme reſpecté ſous un titre onéreux.

Vois combien des Grandeurs, le comble eſt dangereux,
Contemples de Fouquet les funeſtes reliques;
Et tandis qu à ſa perte en ſecret tu t'appliques,
Crains qu'on ne te prépare un deſtin plus affreux.

Il part plus d'un revers des mains la Fortune;
La Châte, comme à lui, te peut être commune,
Nul ne tombe innocent d'ou te voilà monté.

Ceſſe donc d'animer ton Prince à ſon ſupplice;
Et lors qu'il a beſoin de toute ſa Bonté,
Ne lui fais pas uſer de toute ſa Iuſtice.

ſo konnte man ihn niemals bereden es zu leſen; er begnügte ſich blos zu fragen, ob der König ſein Herr, auch darinn angegriffen wäre; und da man ihm antwortete: Nein, es wäre des Monarchen nur beyläufig Meldung geſchehen. „Nun dann (verſetzte Colbert) „ſo laſſe man in dieſem Falle den Dichter in Ruhe und Frieden." Eine erhabene Antwort von einem Manne der Macht und Gewalt in Händen hatte, mehr als nöthig war, ſeinen Gegner zu unterdrücken.

Man

* * *

Man hob in London für das Gebäude des Spitals zu Bedlam eine Steuer auf. Die Steuereinnehmer langten bey einem kleinen Häußchen an, dessen Thüre offen war. In dem Hausgang hörten sie einen alten Knaben, (der Besitzer des Hauses) der mit seiner Magd in einen heftigen Wortwechsel gerathen, weil sie unbesonnener Weise ein Schwefelhölzchen, das sie gebraucht, ins Feuer geworfen, ohne zu bedenken, daß sie dieses Schwefelhölzchen, das an dem einen Ende noch geschwefelt war, noch einmal gebrauchen konnte. Nachdem sie nun über den Gegenstand des Streits, und über seine Heftigkeit genug gelacht, klopfen sie an und zeigen sich dem alten Knaben. Nachdem dieser die Ursache ihres Besuches angehöret, geht er in ein Nebenzimmer, woraus er vierhundert Guineen mitbringt, die er vor ihren Augen zählt, und in ihren Sack wirft. — Die Steuereinzieher über diese Freygebigkeit erstaunt, zu der sie das Vorspiel gar nicht zubereitet hatte, konnten sich nicht enthalten ihre Verwunderung zu bezeugen; und, um sie zu rechtfertigen, erzehlten sie dem Manne was sie gehört hatten. „Meine Herren! (sagte, er zu ihnen) sie verwundern sich hier über eine Kleinigkeit. Ich habe meine eigene Art zu sparen und zu verschwenden: die eine unterhält, und nährt die andere. Beyde sind meiner Neigung

gleich angemessen. Erwarten sie alles, wenn von Wohlthätigkeit die Rede ist, von Leuten, welche rechnen können." Nachdem er dieses gesagt, stieß er sie mit ziemlicher Heftigkeit zum Hause hinaus, und schloß die Thüre hinter ihnen zu, und bekümmerte sich weniger um die vierhundert Guineen, die er so eben ausbezahlt, als um das unbesonnener Weise verschwendete Schwefelhölzchen.

Diese Begebenheit wird allen denen, welche die gemeinen Menschen gewöhnliche Art zu denken und zu handeln haben, unerhört und unglaublich scheinen.

* * *

Ein Edelmann von Fiango in Japan, hatte eine Gattin von einer seltenen Schönheit, mit der er vielleicht lange glücklich gelebt hätte, wenn er sein Glück hätte verbergen können. Allein der Kaiser bekam davon Nachricht, und dieses kostete ihm das Leben. Hernach wollte der Kaiser die Wittwe zwingen mit ihm in seinem Pallaste zu leben; sie bezeugte ihm dafür ihre Erkänntlichkeit, und bat sich nur von ihm die Gnade aus, ihr zu erlauben, daß sie dreyßig Tage lang ihren verstorbenen Gatten beweinen, und hernach ihren Verwandten ein Gastmahl geben. Der Kaiser gestattete es ihr, und nach Verfluß der dreyßig Tage, lud er sich selber auch zum Gastmahl

mahl ein. Als man von der Tafel aufstund, nä- herte sich die Wittwe dem Erker des Zimmers, und stürzte sich von da zum Fenster hinaus, um ihre Ehre zu retten, und die ewige Treue, die sie ihrem sterbenden Gatten geschworen hatte, nicht zu verle- tzen.

* *
*

Einige Offiziers fuhren zu Mannheim auf dem Rhein. Einer derselben stürzte ins Wasser, und würde unfehlbar ertrunken seyn. Aber ein andrer, der weder schwimmen konnte, noch ein sonderlicher Bekannter und Freund vom Verunglückten war, sprang ihm nach, und rettete ihm mit eigener Ge- fahr. Der Mann hatte kein Schild der dieses that; aber sein Herz adelte ihn. Es freut mich, daß es mir gelang, sagte er bescheiden, als man ihn mit Bewunderung darum befragte.

* *
*

Ueberschwemmung nöthigte vor einiger Zeit die Einwohner eines Dorfs bey Mannheim einige Tage auf ihren Dachförsten zuzubringen, bis ein paar kühnere Unglückliche einen Nachen erhaschten, und mit Lebensgefahr zur Stadt eilten, um Speise zu holen, und ihre Mitbürger vor dem tödtenden Mangel zu retten. Sie klagten am Thor ihre Noth.

Ein Soldat, der eben seine Löhnung erhalten hatte, hörte die Klagenden, gab ihnen das Brod, das er unter dem Arm trug, und sein Geld, wovon er viele Tage leben sollte. „Ich sitze nicht im Wasser, und werde in Mannheim nicht verhungern," sagte er. — Der Churfürst hörte dies, sorgte für die Leidenden, und machte den Mann zum Feldwaibel.

* * *

Der iunge Robert stand an dem Ufer zu Marseille, und wartete, bis iemand in seinen Nachen treten würde. Ein Unbekannter stieg hinein, war aber im Begriff, sogleich wieder heraus und in einen andern zu gehen, weil, wie er zum Robert, der sich zeigte, u. von ienem nicht für den Herrn des Schiffs gehalten wurde, sagte, warum der Schiffer nicht zum Vorschein käme; — Diß Schiff ist mein: wollen sie zum Haven hinaus fahren? mein Herr! — Nein, mein Herr! es ist nur noch eine Stunde Tag, ich wollte nur in Haven ein paarmal auf- und abfahren, um des kühlen und schönen Abends zu genießen. — Aber er sieht ia nichts weniger als einem Schiffsmann ähnlich, auch hat er die Mundart dieser Art Leute nicht. — „Es ist wahr, und im Grunde bin ich auch keiner; ich treibe dieses Handwerk an Sonn- und Festtagen nur, um mehr Geld zu verdienen." — „Pfui! in seinem Alter schon

schon so geitzig zu seyn! das verstellt seine Jugend, und erstickt den Antheil, welchen seine glückliche Gesichtsbildung im ersten Augenblick einflößt." — Wenn sie, leider! wüßten, warum ich so sehr wünsche, Geld zu verdienen; wenn sie mich kennten; gewiß sie würden meinen Gram nicht dadurch vergrößern, daß sie mir eine so niedrige Denkungsart zutrauen." — „Ich habe ihm vielleicht Unrecht gethan; er hat sich aber übel ausgedrückt. Wir wollen unsere Spazierfahrt antreten, da soll er mir seine Geschichte erzehlen. — — Wohlan, mein Freund! sag er mir ietzt, was hat er für Sorgen? Er hat mich schon vorbereitet Theil daran zu nehmen." — „Ich habe nur eine einzige: meinen Vater in den Fesseln zu wissen, ohne ihn noch davon befreyen zu können. Er war Mackler in dieser Stadt, legte das, was er selbst erspart und was meine Mutter in dem Handel mit Modewaaren gewonnen hatte, auf ein Schiff an, welches nach Smyrna bestimmt war, und machte, um auf die Umsetzung seiner wenigen Waaren ein Auge zu haben, und selbst wählen zu können, die Reise in Person mit. Das Schiff ist von einem Seeräuber weggekapert und nach Tetuan geführt worden, wo mein unglücklicher Vater, mit allen die am Bord waren, ietzt Sclave ist. Seine Ranzion ist auf zwey tausend kleine Thaler gesetzt; da er sich

aber ganz erschöpft hatte, um seine Unternehmung desto wichtiger zu machen; so sind wir ietzt nichts weniger als im Stande, diese Summe zusammen zu bringen. Indessen arbeiten meine Mutter und Schwestern Tag und Nacht, ich thue desgleichen bey meinem Herrn, der ein Juwelier ist, und suche, wie sie sehn, die Sonn- und Feyertage zu benutzen. Wir haben uns bis auf Dinge der äussersten Nothdurft eingeschränkt. In einem einzigen kleinen Kämmerchen führt unsere unglückl. Familie ihre ganze Haushaltung. Anfangs glaubte ich, ich würde die Stelle meines Vaters einnehmen, ihn befreyen und mich statt seiner in Fesseln legen können; ich war im Begriff dieses Vorhaben ins Werk zu setzen, als meine Mutter, die, ich weis nicht wie, Wind davon bekam, mich versicherte, daß es eben so unthunlich als fantastisch wäre, und allen Capitäns, die nach der Levante segeln, verbieten ließ, mich an Bord zu nehmen." — „Erhält er bisweilen Nachricht von seinem Vater? weiß er, wer sein Herr zu Tetuan ist, und wie er dort gehalten wird?" — „Sein Herr ist Oberaufseher der königlichen Gärten; man behandelt ihn ganz menschlich, und die Arbeiten, die ihm aufgetragen werden, gehen nicht über seine Kräften. Aber wir sind nicht bey ihm, ihn zu trösten, ihm sein Unglück erleichtern zu können; er ist von uns, einer gelieb-

ten Gattinn und drey Kindern, die er immer aufs zärtlichste liebte, entfernt." — „Und wie nennt sich sein Vater zu Tetuan?" — „Er hat seinen Namen nicht verändert: er heißt Robert, wie zu Marseille." — „Ha! Ha! Robert — beym Oberaufseher der Gärten?" — „Ja, mein Herr!" — „Sein Unglück geht mir zu Herzen; aber seinen Gesinnungen nach, die es verdienen, bin ich kühn genug, ihm ein besseres Schicksal zu prophezeyen, und wünsch' es ihm von Grund der Seele. — Ich wollte mich, indem ich der Abendkühle genieße, auch der Einsamkeit überlassen: nim̃ er mirs also nicht übel, mein Freund! wenn ich einen Augenblick stille bin.

Bey Anbruch der Nacht erhielt Robert Befehl, ans Land zu fahren, und noch eh' er Zeit gehabt hatte herauszusteigen, oder das Schiff anzuschliessen, machte sich der Unbekannte heraus, und erlaubte dem Robert nicht einmal ihm für den Beutel, den er ihm zurück ließ, zu danken: so eilfertig machte er sich davon. In diesem Beutel waren 8. doppelte Louisd'or und 10. Thlr. Silbergeld. Eine so beträchtliche Freygebigkeit brachte dem jungen Menschen einen sehr hohen Begriff von der Empfindsamkeit des Unbekannten bey; aber vergebens wünschte er sehnlichst, ihm begegnen und dafür danken zu können. —

Sechs Wochen nach diesem Zeitpunkt, als diese ehrliche Familie, welche um die nöthige Sum-

me voll zu machen, unaufhörlich fort arbeitete, eben ein mäßiges Mittagsmahl, das aus Brod und dürren Mandeln bestand, einnahm, überraschte sie der alte Robert sehr sauber gekleidet, mitten in ihrem Kummer und Elende. — „Ach, meine Frau! Ach, meine liebe Kinder! Wie habt ihr mich so geschwind befreyen können, und auf die Art wie ihr gethan habt? Seht nur, wie ihr mich herausgeputzt habt, und dann die funfzig Louisd'or noch, die man mir, als ich mich einschiffte, darzählte, da meine Reise und Nahrung doch schon voraus bezahlt waren! Wie soll ich euch für so vielen Eifer, für so viele Liebe genug danken? uud diese entsetzliche Beraubung aller Bequemlichkeiten, die ihr euch mir zu lieb unterzogen habt!" — Vor Erstaunen war es anfangs der Mutter unmöglich zu antworten; sie schwamm in Thränen, ihre Töchter desgleichen, und eine Umarmung folgte der andern. Der junge Robert blieb steif auf seinem Stuhl, immer ohne Bewegung, und fiel endlich in Ohnmacht.

Die Thränen, die sie vergossen, gaben endlich der Mutter die Sprache wieder. Sie umarmt ihren Mann nochmals, sieht ihren Sohn an, zeigt ihn dem Vater, und — „das ist dein Befreyer, (sagte sie) „Sechs tausend Livres waren für deine Ranzion gefordert; wir haben erst etwas über die Hälfte beysammen, und das meiste davon hat dein

Sohn

Sohn durch seine Arbeit verdient; seiner Liebe zu dir sind wir es schuldig. Dieses verehrungswürdige Kind hat vermuthlich Freunde gefunden, die gerührt von seinen Tugenden ihm beygestanden haben; und da er gleich Anfangs deiner Sklaverey heimlich den Vorsatz faßte, deine Stelle einzunehmen, so haben wir ohne Zweifel ihm unser Glück zu danken, so hat er ganz gewiß uns auf diese Art überraschen wollen. Sieh' nur, wie er es fühlt! aber wir müssen ihm beyspringen." Die Mutter eilt auf ihn zu, seine Schwestern desgleichen. Mit großer Mühe entreißt man ihn seiner Ohnmacht; er wirft einen schmachtenden Blick auf seinen Vater, hat aber noch nicht Kräfte genug, um sprechen zu können.

An seiner Seite wird der Vater auf einmal still und nachdenkend; scheint bald darauf ganz bestürzt; redet seinen Sohn an, und sagt: „Unglücklicher! was hast du gethan? wie kann ich dir meine Befreyung danken, ohne mich darüber zu grämen? wie konnte sie deiner Mutter ein Geheimniß bleiben, wenn du sie nicht auf Kosten deiner Tugend erkauft hast? In deinem Alter, Sohn eines Verunglückten, eines Sklaven, verschaft man sich nicht leicht auf ordentlichen Wegen so beträchtliche Hülfsmittel, als du nöthig hattest. Ich schaudere vor dem Gedanken: ob dich die kindliche Liebe vielleicht zu einem Verbrechen verleitet hat! — Beruhige

mich, sey aufrichtig; und wenn du hast können aufhören ein ehrlicher Mann zu seyn, so laßt uns alle sterben!" — „Geben sie sich zufrieden, mein Vater! (antwortete er, stund auf, und ließ sein Entsetzen über einen solchen Argwohn blicken) „Umarmen sie ihren Sohn! er ist dieses schönen Titels nicht unwürdig, auch war er nicht glücklich genug, ihnen beweisen zu können, wie werth er ihm ist. Sie haben ihre Freyheit nicht mir, nicht uns zu danken. Ich keñe unsern Wohlthäter. Dieser Unbekante, meine Mutter! der mir seinen Beutel gab, that sehr viele Fragen an mich. Zeitlebens werd ich ihn aufsuchen; ich werd ihn antreffen; er wird mit mir komen seiner Wohlthaten zu genießen, Theil daran zu nehmen, u. Thränen der Wollust mit uns weinen." Hier erzehlte der Sohn dem Vater die Anecdote des Unbekannten, und benahm ihm seine Furcht.

Robert fand in der Ruhe, die er jetzt wieder genoß, Freunde und Beystand. Ein weit glücklicher Erfolg, als er ihn erwartet hatte, übertrift seine Hoffnung, krönt seine neue Unternehmungen. Nach zwey Jahren ist er reich. Seine Kinder, die versorgt und glücklich sind, genießen mit ihm und seiner Frau einer Glückseligkeit, die nichts würde gestört haben, wenn es dem Sohne bey seinen ununterbrochenen Nachforschungen geglückt hätte, diesen verborgenen Wohlthäter, den Gegenstand ihrer Dankbarkeit und ihrer Sehnsucht, ausfündig zu machen. —

End=

Endlich traf er ihn eines Sonntags morgens an dem Haven an, wo er spazieren gieng. „Ach, mein Schutzgott!" war alles, was er sagen konnte; warf sich zu seinen Füssen, und fiel ohne Sinnen dahin. Der Unbekannte gab sich alle Mühe, ihm beyzuspringen; mit etwas gebranntem Wasser gelang es ihm, ihn zu sich zu bringen; er war eben so begierig, ihn nach der Ursache, die ihn in diesen Zustand versetzt hat, zu fragen. — „Ach, mein Herr! kann sie ihnen unbekannt seyn? Haben sie den Robert, und seine unglückliche Familie, die sie auf den Gipfel des Glücks setzten, indem sie ihren Vater wieder schaften, vergessen?" — „Er irrt sich, mein Freund, ich kenne ihn nicht, und auch er kann mich nicht kennen: ich bin fremd zu Marseille, und erst seit wenig Tagen hier." — „Das ist alles möglich; aber erinnern sie sich, daß sie vor sechs und zwanzig Monaten auch hier waren; denken sie nicht mehr an jene Spazierfahrt im Haven, an den Antheil den sie an meinem Unglück nahmen, an die Fragen die sie an mich thaten, und die alle nur solche Umstände betrafen, die ihnen die nöthigen Erläuterungen geben konnten, um meine Wohlthäter werden zu können? Befreyer meines Vaters! können sie vergessen, daß sie der Retter unsrer ganzen Familie sind, die nichts anders mehr als ihre Gegenwart wünscht. Versagen sie uns unsre Wünsche nicht, kommen sie, theilen sie unsre

 Freu-

Freude! vermischen sie ihre Thränen der Rührung mit unsern Zähren der Dankbarkeit. — Kommen sie!" — „Sachte mein Freund! ich hab es ihm schon einmal gesagt: Er irrt sich." — „Nein, mein Herr! ich irre mich nicht. — Ihre Züge sind zu tief in mein Herz gegraben, als daß ich sie mißkennen könnte. Kommen sie, ich bitte!" — Hier nahm ihn der junge Robert beym Arm, suchte ihn gewissermaßen mit Gewalt fort zu ziehen, und um beyde fieng nun das Volk an, sich zu sammeln.

Da sprach der Unbekannte mit einem ernsthaftern und vestern Tone: „Mein Herr! diese Scene ermüdet mich, ohne sie zu erleichtern, eine auffallende Aehnlichkeit verursacht seinen Irrthum; ruf er seine Vernunft zurück, und suche er im Schoos seiner Familie die Ruhe wieder, die er nöthig zu haben scheinet!" — „Welche Grausamkeit! warum wollen sie, der Wohlthäter unsrer Familie, durch ihren Widerstand, durch ihre Abneigung mich zu begleiten, die Glückseligkeit vergällen, die sie nur ihnen zu danken hat? Soll ich vergebens zu ihren Füssen liegen? und sollten sie grausam genug seyn, den rührenden Tribut von sich abzulehnen, den wir schon so lang ihrem fühlbaren Herzen vorbehalten haben? Und ihr, meine Mitbürger! ihr alle, die ihr von der Verwirrung und Unruhe, in der ich bin, müsset gerührt seyn; vereinigt euch mit mir, den

Urheber meiner Wohlfarth zu vermögen, daß er mit mir gehe, sein eigen Werk zu betrachten!" —

Hier schwieg der Unbekannte; auf einmal nahm er aber alle seine Kräfte zusammen, rief seine Herzhaftigkeit zurück, um der Versuchung, in die ihn ein so köstlicher Genuß, den man ihm anbot, hätte führen konnen, zu widerstehen, und verlor sich im Getümmel zum größten Schmerzen des jungen Roberts, der mit erloschenen und wild umher irrenden Blicken ihm nachsah. So ließ der Unbekannte dem erstaunten Volke ein Beyspiel von einem Heldenmuth, wie es deren noch keines gesehen hatte. — Stille, übermßige Betrübniß, erstickter Unwille, traten an die Stelle der Gemüthsunruhe, von welcher der ehrliche Robert herumgetrieben war; man sah' sich genöthigt ihn nach Hause zu tragen, wo endlich ein heilsamer Thränenguß ihn seinem gefährlichen Zustand entriß.

Der Unbekannte, von dem die Rede ist, würde es noch seyn; wenn nicht seine Verwalter, die nach dem Tode ihres Herrn unter seinen Papieren eine Note von sieben tausend fünf hundert Livres fanden, den Herrn Robert Mayn von Cadix, an den sie geschickt waren, aus bloser Neugierde, denn die Nota war durchstrichen, und das Papier zerdrückt, wie diejenigen, die man zum Feuer bestimmt, darüber zur Rede gezogen hätten. Dieser berühmte englische Banquier antwortete, er hätte die Summe

me angewandt, einen Sklaven zu Tetuan, Namens Robert aus Marseille, loszukaufen, auf besondern Befehl des Herrn Karl von Secondat, Baron von Montesquieu, Ober-Präsidenten am Parlement zu Bordeaux. Bey seiner thätigen arbeitsamen und forschenden Lebensart, reißte der Herr von Montesquieu sehr gern. Er besuchte sehr oft seine Schwester, Madame d'Hericourt, die zu Marseille vermählt war. — Diese Anecdote würde der Menschlichkeit schon zur Ehre gereichen, wenn der Namen ihres Helden auch weit minder berühmt wäre; aber der neue Glanz, den diese letzte auf sie zurück wirft, muß jede menschenfreundliche Seele in Entzückung setzen. Möchte sie doch nicht bey der Bewunderung allein stehen bleiben, und ihm auch noch Nachahmer erwecken! — Diese Geschichte hat den Stoff zu einem kleinen Drama gegeben, betitelt: **Der wohlthätige Unbekannte, eine Familienscene von H. L. Wagner**, das niemand ohne Rührung und innigem Entzücken wird lesen können. Der ganze Character dieses Stücks scheint sehr glücklich, ganz in dem Motto entworfen zu seyn: Je erhabener, je simpler! — Die Geschichte ist hinten angehängt.

* * *

Ein Arzt aus Burgund wurde von einer menschenfreundlichen, großmüthigen Dame in das Dorf Rufey, auf eine Meile von Dijon, geschickt, wo ein

ein sehr bösartiges Faulfieber herrschte. — Man führte ihn zu einer Frau von ungefehr dreyßig Jahren, deren Ehemann seit einigen Tagen an dieser ansteckenden Krankheit gestorben war. Den Arzt begleitete der Pfarrer des Orts, und ein Wundarzt. Ihre Ankunft schien die Patientinn, die ein tiefes Stillschweigen beobachtete, im geringsten nicht zu intereßiren. Der Arzt nähert sich ihr, fragt sie über ihren Zustand, sucht sie aufzumuntern, und stellt ihr vor, was sie von der Dame, die ihn geschickt, zu erwarten habe. Von seinem ungestümmen Zudringen überwunden, kehrt sie sich endlich gegen ihn, und sagt ihm in einem Tone — rührend genug das Herz zu zerreißen; „Ich bin ihnen, mein Herr! und der Dame, die sie hieher geschickt hat, für ihre Sorgfalt sehr verpflichtet; allein ich werde keine Arzneyen einnehmen; mein Gatte ist todt; wir waren zwar arm, aber wir liebten uns zärtlich." Von diesem Augenblick an sprach sie mit niemanden mehr, nahm weder Speise noch Mittel zu sich, und starb des Morgens darauf den sechsten Tag, nach dem Tode ihres Mannes.

* * *

Noch niemand hat in der Kanzlerwürde in England eine größere Uneigennützigkeit gezeigt, als der berühmte Thomos Morus, der auf die Klagen seiner Frau und Kinder, daß sie nicht einmal hin-

hinlänglich zu leben hätte, antwortete: „Laßt mich nur machen; eure Ehre und mein Heil hängt daran; ihr werdet in dem Segen Gottes, und der Menschen Reichthümern genug haben.“ Alle Schriftsteller, die sein Leben beschrieben haben, erzehlen daß ein vornehmer Herr, der einen Proceß bey dem Kanzler hatte, hätte ihm zwey silberne Flaschen, von einer vortreflichen Arbeit geschickt. Morus rief seinen Kellermeister herauf, und agte zu ihm: „Führet diesen Menschen in meinen Keller, und füllet ihm seine zwey Flaschen mit meinem besten Wein. Mein Freund! (sagte er hernach zu dem Bedienten) „sage er seinem Herrn, ich laß' ihn bitten, diesen Wein, wenn er ihn gut findet, nicht zu schonen.“

* * *

Ein englisches Schiff das in dem Haven zu Koppenhagen siebenhundert Tonnen mit Gersten eingeladen, hatte den 19 November 1774 das Unglück auf der Höhe von Helsingör Schiffbruch zu leiden. Fünf Bauern trotzten dem Sturm, um dem untersinkenden Schiffe, von dem sie aber nur den Patron noch retten konnten, zu Hülfe zu eilen; sie empfiengen ihn auf das beste, und gaben ihm alles, was sie immer glaubten, ihm anerbieten zu dörfen. Der Herr des Schiffs zweifelte keinen Augenblick, daß diese Gefälligkeiten und Wohlthaten

nicht den Eigennutz zum Zweck hätten, und reichte großmüthig seinen Beutel den Bauern dar, die ihn abschlugen, und ungeachtet alles Zuredens nichts annehmen wollten. Ein dänischer Bürger, der seit kurzem von einer langen Reise zurückgekommen war, wo er sonder Zweifel auch bisweilen großen Gefahren ausgesetzt gewesen, und vielleicht hülflos geblieben ist, verordnete, sobald er diese gute Handlung erfuhr, jedoch ohne sich zu nennen, diesen fünf Personen ein lebenslängliches Gehalt von fünf und zwanzig Reichsthalern auf jeden Kopf; doch so, daß wenn einer stürbe, die auf seinen Kopf gesetzten fünf und zwanzig Reichsthaler, unter die vier ihn überlebenden vertheilt werden sollen, und es so bis auf den letzten von den fünfen gehalten seyn solle, der hernach Zeitlebens des ganzen Gehalts von hundert fünf und zwanzig Thalern genießen werde.

* *
*

Ich selber (sagt der Abbt Grosley) war in London von einer ungewöhnlichen Freygebigkeit Zeuge, deren Gegenstand ein witziger Kopf war, den das Glück sehr mißhandelt hatte. In einer eben so zahlreichen, als glänzenden Gesellschaft, war von einer neuen Schrift die Rede, die ein Lord, der sie so eben vorgelesen hatte, mit großen Lobsprüchen belegte. Jemand von der Gesellschaft ver-

nahm

nahm von ihm, daß er den Verfasser derselben nicht kennte, er eilte also diesen Autor, den er in einem ganz nahe gelegenen Zimmer wahrgenommen hatte, aufzusuchen, und stellte ihn dem Lord vor, indem er ihm nur mit ein paar Worten von der schleunigen Hülfe, die die Umstände dieses ehrlichen Mannes erforderten Nachricht gab. Der Lord sagte dem Autor ganz kaltsinnig, seine Schrift hätte ihm Vergnügen gemacht, zog seine Geldbörse vor, und gab sie ihm. Der Autor empfieng sie mit eben so vielen Kaltsinn, als sie ihm war gegeben worden. Ich folgte ihm nach, und war dabey als er das empfangene Geld zählte. In der Börse befanden sich zwey und sechzig Guineen.

*　*
*

Lord Baltimore hatte seine bekannte Reise durch Arabien geendigt, und kam nach Lindau an den Bodensee. Die Gegend gefiel ihm, er entschloß sich da zu bleiben, und ein Guth in Bestand zu nehmen. Verschiedene Güther wurden ihm angeboten, und von ihm besichtigt; ein jedes hatte seine besondere Schönheiten in der Lage, und in der Einrichtung. Er durfte nur das schönste sich aussuchen. Zuletzt führte man ihn auf eins, minder anmuthig gelegen, als die übrigen, mit einem kleinem verfallenen Hause, und seinen Phantasien am

wenig-

wenigstens gemäß. Es war ein Erbtheil armer Waisen, von ihrem Vater unter der Bedienung ihnen hinterlassen, daß sie es nicht verkaufen sollten. Dennoch waren einige Grundstücke davon bereits in fremden Besitze. Der Lord, welchen nur das Verlangen, in einer reizenden Gegend, nach seinem Geschmacke zu wohnen, am Ufer des See's aufgehalten, opferte seine liebste Neigung der Begierde wohlzuthun auf. Er nahm das Guth der armen Waisen, baute das Haus, verbesserte die Länderey, kaufte die veräusserten Grundstücke wieder an; blieb einige Jahre; darauf zog er weg, und übergab alles unentgeltlich den ersten Besitzern.

* * *

Jakob Johnson, ein Mann von dem allerniedrigsten Herkommen, und ohne einen Schatten von Erziehung, hatte eine junge Frau von gleichen Umständen genommen, die nichts merkwürdiges hatte als ihren Fleiß. Nach dem Verfluß einiger Jahre fanden sie sich mit einer sehr zahlreichen Familie beschwert, zu deren Unterhalt die Mutter durch ihre Arbeit weit mehr beytrug als der Vater. Dasienige von ihren Kindern, so sie am meisten liebten ward krank, und sein Zustand setzte seine zärtliche Mutter in ein nicht geringes Schrecken, denn ihre

Mutterliebe war wenigstens in dem gleichen Grade von Lebhaftigkeit, als die Mutterliebe unserer Damen vom ersten Range. Der Vater war dafür auch bis auf einen gewissen Punkt empfindlich, ohne iedoch mehr als gewöhnlich sich der Arbeit zu widmen. Die Zeit so die Mutter verwendete ihres Kindes zu warten, und die unausweichlichen Unkosten, die diese Krankheit erforderte, brachten sie in die äusserste Armuth; sie trachtetee zu entlehnen; sie rief die reichsten Leute aus ihrer Bekanntschaft um Hülfe an; nichts gelang ihr. Diese unglückliche Frau war zwar entschlossen für sich allein alles zu leiden, allein sie konnte den Anblick ihres Kindes, das vor Hunger und Mangel züsehens abnahm, unmöglich ertragen. Martern ihres von Gram zernagten Herzens waren stärker als die Stimme der Ehre, und die Furcht vor der Strafe. Sie bestahl iemanden, dem sie arbeitete, und nahm von einer sehr beträchtlichen Summe mehr nicht, als sie durchaus nothwendig glaubte, um sich aus ihrer traurigen Lage hinaus zu schwingen, vest entschlossen, aus dem Gewinnst ihrer Arbeit, die ganze Summe, die sie in diesem Augenblick entwendet hatte, wieder zu ersetzen. Man merkte, daß etwas Geld mangelte, eh' noch die Mutter davon Gebrauch gemacht hatte. Da sie sich in ihrem Elend an die gleiche Person, die bestohlen worden war, gewendet hatte, fiel aller Argwohn auf sie allein.

Man durchsuchte ihre armselige Hütte, und fand die gleichen Geldstücke, die man vermißte.

Vergebens stellte die weinende Mutter ihren verzweiflungsvollen Zustand vor. Der Bestohlene trieb seine Grausamkeit auf das äusserste; er war für ihr Schreyen und Flehen taub, und ließ sie gefänglich anhalten. Auch die Abscheulichkeit der Gefangenschaft schwächte die Liebe nicht, so sie für ihr unschuldiges Geschöpf hatte. Sie beschwor jedermann ihr nur ihr sterbendes Kind zu überlassen, damit sie seine letzten Augenblicke durch ihre mütterliche Sorgfalt zu entfernen versuchen könnte. Die Elenden finden selten Beschützer. Man schlug es ihr ab. Dieses unglückliche Kind wurde der Gemeine zugeschickt, und die unachtsame Pflege des Fremden konnte es nicht retten. Ihr Ehemann, der eher träg und ein Müßiggänger, als mit Vorsatz boshaft war, erwachte nun zum erstenmal aus seiner Sorglosigkeit. Weniger brauchte es nicht um ihn aus seiner Schlafsucht zu erwecken. Sehr oft besuchte er seine Frau in der Gefangenschaft, und gieng mit ihr mit weit mehr Achtung und Zärtlichkeit um. Ein Umstand aber, den sie nicht genug überdacht hatten, trieb ihre Verzweiflung aufs äusserste. Der Diebstahl war mit einem gewaltsamen Einbruch begleitet, und dieses machte ihn zum halsbrüchigen Verbrechen. Der Ehemann wohnte dem Urtheilsspruche bey, und da die Beweise nur

allzu augenscheinlich waren, hörte er seine Frau zum Tode verdammen. Eh' man noch zu einiger von den gewöhnlichen Formalitäten schritte, begehrte der Mann mit seiner Frau allein zu sprechen, und sagte ihr folgendes: „Ich bin ein Ungeheuer gewesen, und wenn gleich das Gesetz meine Trägheit und meinen Müßiggang nicht als ein Verbrechen verdammet, so waren doch diese zwey Laster allein die Ursache unsers Unglücks. Zwey Kinder bleiben uns noch übrig; denen kann ich eben so wenig als meinem Vaterlande im geringsten nützlich seyn; erlaube mir dein Verbrechen auf mich zu nehmen, laß mich für dich sterben, mich, der ich den Tod hundertmal verdiene, da man hingegen dich für die Tugend, die dich zu dem, was man jetzt Verbrechen nennt, verleitet hat, belohnen sollte."

Die Schande der Todtesstrafe und die Furcht vor dem Tode, überwogen in diesem Augenblick ihre großmüthigsten Gesinnungen. Nachdem also die Frau ihre Einwilligung dazu gegeben, erschien er vor dem Richter und sagte zu ihm: „Lernen sie nun, mein Herr! wie wenig man sich auf das Aussagen der Zeugen verlassen kann; ich allein habe das Verbrechen begangen, dessen man meine Frau beschuldigt. Sie waren im Begriff dieses unschuldige Schlachtopfer zu verurtheilen; dieses konnt' ich nicht über mein Herz bringen. Strafen sie in mir dem wahren Verbrecher!" Er fügte Umstände

hinzu,

hinzu, die er in seinem Gehirne zusammengeordnet hatte, um seine Aussage wahrscheinlicher zu machen. Die Zeugen selber glaubten sich betrogen zu haben. Die Richter wurden in Irrthum geführt. Die Frau von der Anklage ledig gesprochen, und das Todtesurtheil gegen den Mann ausgefertigt. —

Da sich aber die Todtesstrafe näherte, konnte die Frau den Gedanken, ihn für sie sterben zu sehen, nicht ertragen. Sie beharrte von neuem darauf, daß sie allein des Diebstahls schuldig wäre, und eröffnete die Unterredung, die ihr Mann mit ihr gehabt hätte, eh' er vor die Richter getreten wäre. Sie waren von einer solchen wechselseitigen Großmuth und Zuneigung gerührt. Mit Erstaunen sahen sie einen Mann und eine Frau aus der Mitte des Pöbels den Tod verachten, um der Tugend zu folgen. Mit Aufmerksamkeit hörte man der wahren Erzehlung der Frau zu, und niemand wird sich verwundern, daß man beyden Gnade angedeihen ließ.

* * *

Herr Elias von Beaumont, berühmter Advocat und Oberaufseher der Finanzen des Herrn Grafen von Artois, und seine Gemahlinn, die durch die Früchte ihres Witzes sich eben so rühmlich hervorgethan als ihr Mann, haben den 10 Februar 1775. in ihrer Herrschaft Canon in der Normandie,

mit

mit Bewilligung des Königs, zur Danksagung, dem Himmel, für die Schwangerschaft der Frau Gräfinn von Artois, und in Hoffnung der glücklichen Geburt eines künftig Herzogs von Angouleme, auf beständig ein Fest und eine Feyerlichkeit gestiftet, die man das Fest der guten Leute nennen wird.

Es werden vier Preiße ausgetheilt werden, zwey auf einmal, wechselweise von einem Jahr zum andern, und jedes Jahr zwey Denkmünzen, die zugleich mit Sträußen und Kronen werden ausgetheilt werden.

Einer dieser Preiße, genennt: der Preiß des guten Mädchens, wird dem Mädchen, aus einer de vier, in dem dazu eigens errichteten gerichtlichen Instrumente beschriebenen vier Gemeinden, das auf eine, nach einer dazu gegebenen Vorschrift bestimmte Weise ernennt und vorgestellt worden, ertheilt werden.

Ein anderer Preiß in dem gleichen Jahr wird der Preiß des guten Greißen seyn, er soll 65 Jahre vollendet haben, und mit den gleichen Formalitäten, wie oben gemeldet, ernennt und vorgestellt werden.

Einer der Preiße des folgenden Jahrs soll seyn: der Preiß der guten Mutter, und soll einer Frau gegeben werden, die Mutter oder Stiefmutter von drey lebenden Kindern ist. Sie soll ernennt und vorgestellt werden, wie oben. u. s. w.

Ein anderer für eben bemeldtes zweytes Jahr, soll seyn: der Preiß des guten Vorstehers einer Familie, und soll einer Mannsperson, sie sey nun ledig oder verheyrathet, gegeben werden, von einem Alter von wenigstens 20 Jahren, und bis auf 35 wie oben. u. s. w.

Zu Bestreitung der Unkosten bemeldten Festes der guten Leute, und für die Preiße, davon ieder von 300 Pfunden in Schaumünzen, Sträußchen, Kronen u. s. w. an Werth seyn soll, geben und weisen bemeldete Herr und Frau von Beaumont den Gemeinen der Kirchspiele von Canon und andern ausdrücklich benennten, 650 Pfunde beständiger und nicht wiederkäuflicher Einkünfte, auf die Clerisey zu erheben, an.

Die Schaumünzen werden von Silber seyn, ungefähr von der Größe eines Thalers von 6 Franken und sollen immerfort von denienigen, die sie erhalten haben, an der linken Seite getragen werden.

Die Schaumünze des guten Mädchens wird die öffentliche Tugend vorstellen, die die Unschuld krönet, mit der Umschrift: das gute Mädchen; u. auf der andern Seite, die Erwähnung der Stiftung in einer Rosenkrone! und rings um dieselbe herum den Tauf- und Familiennamen des gekrönten Mädchens, den Namen des Kirchspiels und die Jahrzahl mit dieser andern Aufschrift: His Pietatis honos.

Die

Die Schaumünze der guten Mutter wird eine Frau vorstellen, die ihre Kinder säuget, und zwey andere Kinder werden sie umgeben, und daneben ein Pelican, der sich die Brust öffnet, mit der Unterschrift: die gute Mutter; die andere Seite ist der vorhergehenden ähnlich, nur die Aufschrift ist verschieden, und diese wird folgenden Innhalts seyn: Maternum pertentant Gaudia Pectus.

Die Schaumünze des guten Greißen wird die Göttinn des Ackerbaues vorstellen, auf Garben sitzend, die auf den Kopf eines Greißen eine Krone von Kornähren, von Eichbaum- und Lorbeerblättern (wenn er in seiner Jugend dem König gedient hat) geflochten, setzt, mit der Aufschrift: der gute Greis; und die andere Seite, wie bey der ersten Schaumünze, jedoch mit der Unterschrift: Dignum Laude Senem vetat mori.

Die Schaumünze des guten Vorstehers der Familie wird einen Jüngling vorstellen, der mit dem einen Arm seine alte Frau unterstützen, und mit der andern einem Knaben die Hand an den Pflug zu legen, lehren wird, mit der Aufschrift: dem guten Hausvater; die andere Seite wird eben so, wie bey der ersten Schaumünze, der Stiftung Erwähnung thun, mit der Aufschrift: Colligit Amor.

* *
*

Schrei-

* * *

Schreiben an den Verfasser des Mercure de France.

Mein Herr!

Den Augenblick komme ich vom Lande, wo ich einige Tage zugebracht habe, in der Gegend um Romainville herum. Eine kleine Zahl gemeiner Bürger, wahrscheinlicher Weise Bürger von Paris versammeln sich alle Sonn- und Festtage, um sich auf einem Platz bey diesem Dorfe mit Zielschiessen zu belustigen. Sie wollten den Einwohnern desselben eine Gutthat erweisen, und sie an ihren Freuden auch Theil nehmen lassen. Sie haben zu diesem Ende vergangenes Jahr eine Mitgift von 100 Thalern ausgesetzt, die demienigen Mädchen von Romainville zum Preis zufallen sollte, die von ihren Gespielinnen, und von den Aeltesten des Ortes mit Mehrheit der Stimmen für das frömmste, bescheidenste, für das ehrerbitigste gegen seine Eltern, für das arbeitsamste und reinlichste, für dasienige so durch seine Klugheit, durch seinen Geist der Ordnung und Sparsamkeit das fähigste eine würdige Hausmutter zu werden, erkläret wird. Ihre Hochzeit ist auf künftigen September vestgesetzt, und sie soll den 21 May in einer Versammlung erwählt werden. Ich habe vor wenigen Tagen an der Kirchthüre des Dorfs, in dem ich war, den Ankün-

gungszettel selber gelesen, der den Wahltag bekannt machte. Er ist im Namen des Königs und des Herrn Marquis von Segur, Herrn von Romainville gedruckt. Die Bürger, von denen die Rede ist, haben versprochen die Taufpathen ersten Kindes, das in dieser Ehe, zu der sie die Mitgift geschenkt haben, erzeugt worden ist, zu seyn; und die Frau Marquisin von Segur, die zu einer so schönen Handlung auch das ihrige beytragen wollte, hat den weißen Zeugschrank zu besorgen versprochen. Ich habe es für meine Pflicht gehalten Ihnen von allen diesen Details Nachricht zu geben, damit Sie, wenn Sie es schicklich finden, sie in Ihrem Merkur dem Publikum vor Augen legen können. Ein solches, von dem Rosenfeste von Salency nachgeahmtes Beyspiel, kann, wenn es vervielfältiget würde, unmöglich anders als zur Aufnahme der guten Sitten sehr vieles beytragen, und muß die Unschuld und das Glück der Leute nothwendig in beständigem Flore erhalten. —

* * *

Ein reicher Bauer, wohnhaft in der Nachbarschaft von Paris, dem in dem letzten Aufstand die Bauern für zwölf hundert Franken Getraide weggenommen hatten, empfieng seit dem Befehl einer allgemeinen Amnestie, den der König, unter

unter dem Beding das geplündert oder gestohlene Getraide zu bezahlen oder in Natur wieder zu ersetzen, den Besuch von eben diesen Bauern, die sich die Gnade des Königs zu Nutze machen wollten: allein sie hatten die Frucht aufgezehrt, und kein Geld sie zu bezahlen. Der Pachter hatte sie alle genöthiget, für die Summe, die sie für dieses Getraide schuldig waren, ordentliche Schuldbriefe auszustellen. Darauf sagte er zu ihnen: „Meine Freunde! ihr habt dem Gesetz ein Genüge geleistet; nun ist es billig, daß auch ich meiner seits ein Genügen leiste.“ Sogleich zerriß er die Schuldbriefe vor ihren Augen, und schickte sie vergnügt, frey und ledig von sich hinweg.

* * *

Der Feldzug von 1675. trug am meisten zu Turennens Ruhme bey. Dieser kluge General besaß nicht blos die Kunst sich die Fehler seiner Feinde zu Nutze zu machen, sondern sogar die noch seltnere, sie vorher zu sehen. Als nach dem Siege über die Deutschen, unter dem Kommando des Herzogs von Lothringen und Capraras, die Offiziers seiner Armee sich rings um ihn her versammelten, um ihm über diesen Sieg, der allein die Frucht seiner feinen Kriegskunst war, Glück zu wünschen, sagte Turenne zu ihnen: „Meine Herren, mit Leuten wie

sie

sie sind, darf man herzhaft angreifen, weil man immer sicher ist zu überwinden."

* * *

Kakehigo, Fekis, des Japanischen Kaisers General, ward in einem bürgerlichen Krieg von dem Joritonius, der sich des Thrones bemächtigte, zum Kriegsgefangenen gemacht; dieser letztere schenkte ihm das Leben, und bot ihm hernach das Komando über seine ganze Armee an. Kakehigo antwortete ihm: „Ich habe meine Dienste dem Feki, meinem rechtmäßigen Monarchen gewiedmet; ewig will ich keinem andern meine Treue versprechen. Wahr ist es, ihrer Gnade hab ich mein Leben zu danken; allein mein Unglück ist so groß, daß ich sie nur nicht ansehen kann, ohne sogleich den Entschluß zu fassen, den Tod meines Herrn und meine eigene Schande, indem ich ihnen den Kopf vom Rumpfe schneide, zu rächen. Alles was ich thun kann, eines so abscheulichen Undanks mich nicht schuldig zu machen, ist, daß ich ihnen die Augen, die ihren Anblick nicht ertragen können, anbiete."— Kaum hatte er diese letzten Worte noch ausgesprochen, so riß er sich selber beyde Augen zum Kopfe heraus, und bot sie dem Joritonius an.

* * *

Anna le Febure d'Ormesson, heurathete 1694. den Großkanzler Daguesseau. Sie war ihres Gat-

ten, und des Namens den sie trug, würdig. „Bey ihr (sagte Coulange, einer der witzigsten Köpfe iener Zeit) habe man zum erstenmal die Grazien und die Tugend sich vermählen gesehen." Sie starb zu Auteuil den 1 December 1735. Der Gram des Herrn Daguesseau über ihren Verlust war seiner Zärtlichkeit für sie, gleich. Doch kaum hatte er noch die ersten Zähren von seinen Wangen weggewischt, so übernahm er schon wieder alle seine Amtsverrichtungen. Man besorgte daß die Last der öffentlichen Geschäfte mit seinem tiefen Kummer vereint, ihn endlich zu Boden drücken möchte. Man machte ihm häufige Vorstellungen. Alles umsonst. „Ich bin meine Person (sagte er zu seinen Freunden) dem Publikum schuldig, und es ist nicht billig daß es unter meinem häuslichen Unglück leide."

* * *

Der berühmte Großpensionarius Barneveldt stand den Tod mit großer Standhaftigkeit aus. Seine Kinder entschlossen sich das Blut ihres Vaters an Moritzens Blute zu rächen; allein die Verschwörung ward endlich entdeckt. Der iüngste von seinen Söhnen wurde zur Todesstrafe verdammt. Barnevalds Wittwe bat sich bey dem Prinz Stadthalter, der Kraft seiner Würde, dem Verbrecher Gnade ertheilen konnte, eine Audienz aus. „Ich verwundere mich (sagte der Prinz zu ihr) daß sie etwas für

ihren

ihren Sohn thun können, daß sie für ihren Gatten zu thun sich geweigert haben." — „Ich habe für meinen Gatten nicht Gnade begehren wollen (versetzte ihm die Wittwe, mit einer edlen Unerschrockenheit) „weil er unschuldig war; allein ich begehrte sie für meinen Sohn, weil er strafbar ist." — Und sogleich entfernte sie sich aus dem Audienzzimmer des Prinzen.

* * *

Anno 1625. schlug der Herzog von Montmorency die Flotte der Hugenotten bey der Insel von Rhe und nahm diese Insel, deren sie sich bemächtiget hatten, wieder ein. Der Sieger bat sich die Stadthalterschaft über seine neue Eroberung, als eine Belohnung für den wichtigen Dienst den er seinem Vaterlande geleistet hatte, aus. Der König aber übersendete den Anwartsbrief darauf an den Herrn von Toiras. Weit entfernt gegen einen glücklichen Nebenbuhler die geringste Empfindlichkeit zu äussern, überließ ihm Montmorency für mehr als hundert tausend Tahler an Kriegsvorrath und Lebensmitteln, die von rechtswegen ihm, als Admirale zugehört hätten. Man wollte dem Herzog vorstellen daß dieses Opfer gar zu groß — dieses Geschenk gar zu beträchtlich wäre. „Ich bin (antwortete

er

er mit einem edeln Stolze) nicht hieher gekommen um mir Geld und Schätze, sondern um Ruhm und Ehre zu erwerben."

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Angenehme Beschäftigungen in der Einsamkeit, oder tausend Stück auserlesene Anekdoten

Bd.: 3

Leipzig (1782)

L.eleg.m. 1306 r-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10577916-3
VD18 80390552-001